This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

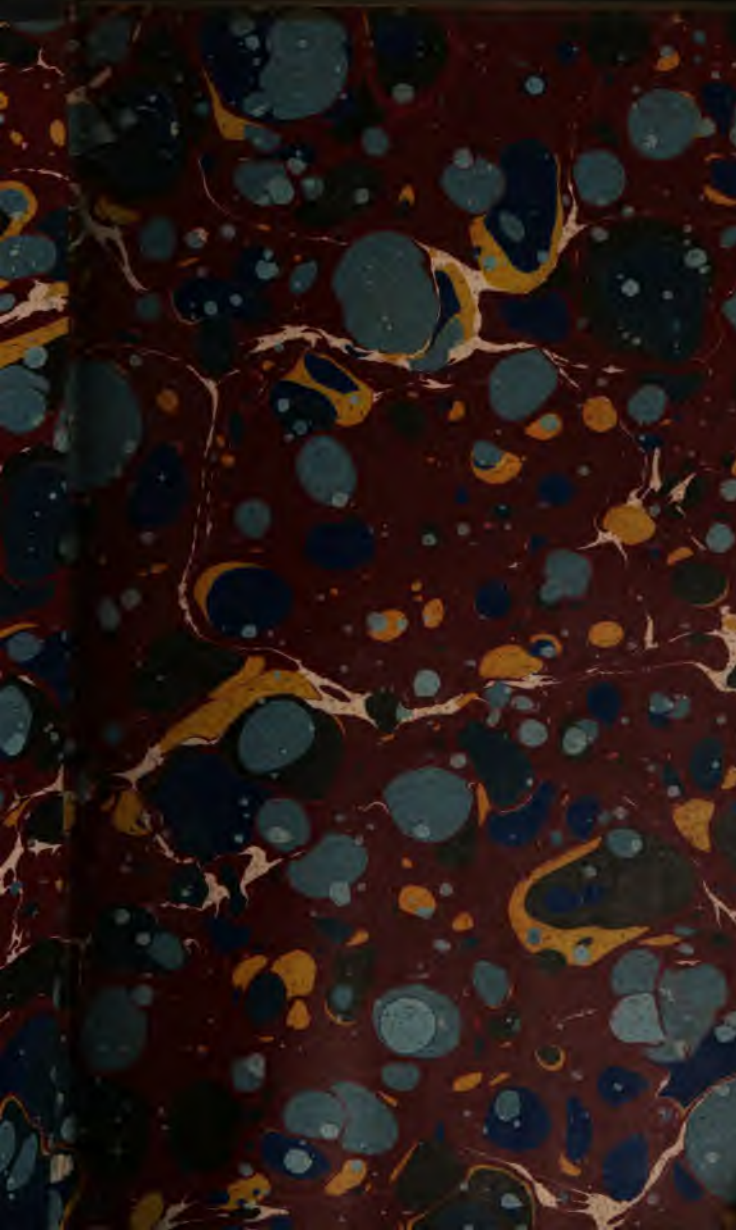
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Vet. Ger. III A. 479



1/6

Edith Shakmann 1838
38

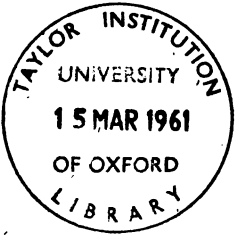
Orient und Occident.

Erzählungen und Mährchen

von

Amalie Krafft.

Leipzig.
Friedrich Fleischer.
1838.


TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
15 MAR 1961
OF OXFORD
LIBRARY

Inhalt.

Seite.

Sangesgabe, Mährchen..... 1
Geheimnisse der Nacht, Phantasie..... 45
Nachtigall und Rose, Mährchen..... 67
Sommernachts-Phantasie..... 111
Träume des Orients..... 141
Plinganser, historische Erzählung..... 207
Das Reihergelübde, historische Erzählung aus dem
13. Jahrhundert nach St. Palaye..... 307

Sangesgabe.

Sangesgabe.

Ein Mährchen.

In einem schönen Palmenthale lag hinter dichten Rosengebüschen ein großer Brunnen, dessen frisches crystallreines Wasser die Reisenden oft sehr erquickte, wenn sie, von drückender Sonnenhitze ermattet, vor der hohen Mittagsgluth Schutz in seinem Schatten suchten, von dem aber auch die Sage ging: daß eine mächtige Fee seine Tiefen bewohne, welche man zum Erscheinen auf der Oberfläche und zu irgend einer Prophezeihung oder Gabe zwingen könne, wenn man im Neumond zur Mitternachtszeit einen Stein hinein werfe, der aus einem Stück Land gegraben wurde, das noch nie ein Strahl der Sonne getroffen.

Wunderbare Begebenheiten erzählte man sich, wie die schöne Fee schon so manchem unglücklichen Liebenden durch Enthüllung der Zukunft, oder durch reiche Gaben von ihren unermeßlichen Schätzen geholfen; aber dennoch hatten Wenige den Muth, mit ihrem Anliegen

sich zu dem geheimnißvollen Brunnen zu wagen, da auch schon Mancher — der vielleicht nicht mit ganz reinen Absichten gekommen, oder wohl etwas in der Beschwörungsformel versäumt hatte — des andern Morgens todt bei demselben gefunden wurde.

Auch Kaba, des reichen Ismael Tochter, trug schon lange den geheimen Wunsch im Herzen, die Fee des Brunnens um ihre Zukunft zu befragen, von dessen Ausführung sie aber bisher immer durch ein unbezwingbares Grauen abgehalten wurde. Doch, als Selim in der deutungsvollen Sprache der Blumen — die er zu einem Kranz gewunden, und durch ihre vertraute Sclavin überreichen ließ — seine Sehnsucht: die schönste Perle, welche jemals dem Grunde des glänzenden Meeres entnommen wurde, zum Ruhm seines Hauses, in dessen Harem zu versetzen, kund that; als selbst ihre Eltern diese Verbindung wünschten, da flammte der Gedanke: die Fee um das Heil der Zukunft zu befragen, wieder mächtig in ihr empor. Mit Ungeduld sah sie daher der Zeit des Neumondes entgegen, und als diese endlich erschien, begab sie sich auch wirklich zur Mitternachtsstunde, nur von der treuen Sena begleitet, leise aus dem Hause schleichend, auf den Weg zum geheimnißvollen Brunnen. Nicht ohne Herzklopfen sah sie das Ziel ihrer Wanderung hinter den Palmen, vom

Dunkel der Nacht bedeckt, in undeutlichen Riſſen hervor ſchimmern; aber ſich ermannend trat ſie herzu, und wie von unſichtbarer Macht geleitet, war der verhängnißvolle Stein plötzlich ihrer Hand entſunken, und rollte hinab in die endloſe Tiefe des Brunnens. Hoch auf ſchäumte das Waſſer, als wolle es über das Marmorbecken weithin in tobendem Grimm ſich ergießen, und der Boden bebte, von unterirdiſchem Donner erſchüttert. Bleich vor Entſetzen ſtand Kaba mitten im wildeſten Aufruhr der Elemente, aber ihr Entſchluß blieb unerſchütterlich, das einmal herauf beſchworene Schickſal über ihrem Haupte walten zu laſſen. Wirklich kehrte auch bald das brauſende Waſſer beruhigt in ſein Bette zurück, der rollende Donner verhallte in weiter Ferne, und ſanfte Melodieen, welche aus der Tiefe drangen, ſchienen den aufgeregten Sturm in Schlummer ſingen zu wollen. Immer näher, immer lieblicher klangen die Töne, als endlich, wie von den Wellen getragen, die Bewohnerin des Brunnens auf der Oberfläche des Waſſers empor tauchte. Ein Kleid, aus flüſſigen Diamanten gewoben, umſchloß die zarten Glieder, und um die ſchöne Stirne ſchlang ſich ein Perlenband, deſſen Ende in den wallenden Locken ſich verlor.

»Was verlangſt Du von mir?« ſprach ſie freundlich lächelnd zur ſtaunenden Kaba.

»Meine Zukunft!« entgegnete diese.

»Du wirst glückliche Gattin, glückliche Mutter von drei Söhnen!« tönte es von den Lippen der Fee. Doch als Kaba mit diesem Ausspruch nicht zufrieden schien, flog eine leichte Wolke des Unmuthes über ihre schönen Züge, und sie begann:

»Mir däucht, als läge in Deiner Zukunft alles, was dem Weibe wünschenswerth erscheinen kann! Damit aber Deine Hoffnung auf meine Großmuth Dich nicht getäuscht hat, will ich drei Wünsche Dir gewähren. Nimm diese Muscheln; sobald Du eine von ihnen öffnest, wird Dir erfüllt, was Du verlangst. Lebe wohl, und mache einen weisen Gebrauch von meinen Gaben.«

Nach diesen Worten rauschte die Fee in die Tiefe zurück; die bisher ruhige Quelle schäumte wieder hoch auf, und die Erde wankte wieder von unterirdischem Donner erschüttert. Als endlich alles vorüber war, und im tiefen Schweigen der Nacht kein Lüftchen die Zweige der Rosenbäume bewegte, sah Kaba sich nach ihrer Begleiterin um, die, unfern des Brunnens auf einem Stein eingeschlummert, nicht das Geringste von allem, was vorgefallen war, bemerkt hatte. Sie eilten nun wieder nach Hause, und am andern Morgen würde Kaba beinahe versucht gewesen sein, alles für einen Traum zu halten, hätte sie nicht die drei verhängniß-

vollen Muscheln neben sich liegen sehen, welche sie sogleich sorgfältig verschloß.

Selims Haus war mit den auserlesensten Blumen geschmückt, von den Gallerieen seines Hofes tönte fröhliche Musik, und um den großen Springbrunnen, in der Mitte desselben, lagerten die männlichen Gäste, von den geschäftigen Sclaven reichlich mit Kaffe, Sorbet und Pfeifen bedient, während die weiblichen Verwandten in den rund um den Hof laufenden Zimmern mit Gesang, Mährchen und Verkleidungen sich belustigten; denn es war endlich der Tag erschienen, an welchem Selim die schönste Perle, welche jemals aus dem Grunde des glänzenden Meeres geholt wurde, sein nennen durfte.

Mit Gold und Edelsteinen bedeckt, saß die schöne Braut in der Mitte ihrer Freundinnen, und hörte schweigend die frohen Lieder der Sclavinnen, welche, den Stand der Ehe als das Seligste preisend — sich bemühten, durch die Aussicht auf die frohe Zukunft die lästige Gegenwart zu versüßen; denn so ermüdend auch die Ceremonien waren, an diesem Tag durfte keine irdische Nahrung die Lippen der Braut befeuchten, sie gleichsam nur an die reine Liebe mahnend, deren Heimath das Paradies sei. Oft war es Kaba, als müsse

sie von einer der Muscheln Gebrauch machen, um sich weit aus diesem Gedränge weg zu wünschen, ein Blick aber in den Hof, wo der schöne Selim mit dem seligsten Ausdruck eines erreichten, längst ersehnten Wunsches in den Zügen — in der Mitte seiner Gäste saß, versöhnte sie wieder mit dem lästigen Zwang, und sie sah mit Geduld dem Ende des Festes entgegen. Die Sonne neigte sich, der Iman rief zum Gebet, welches der gläubige Muselmann unter keinem Verhältniß versäumt, und die Gäste schieden unter den heißesten Segenswünschen für das neuvermählte Paar.

Beinahe vergessen, ruhte das Kästchen mit den Muscheln in einem Wandschrank verborgen, denn Kaba's Tage verflossen im strahlenden Schimmer des Glückes und der Liebe, wo kein anderer Wunsch in ihrem Herzen Raum fand, als die Dauer ihrer Wonne. So hatte seit ihrer Verbindung mit Selim die Erde die lange Bahn um die Sonne vollendet, als ein neues Ereigniß ihr Glück erhöhen sollte, denn der Augenblick, wo das süße Band der Mutterfreude sie noch inniger an den Gatten knüpfen sollte, war nicht mehr ferne, und sie erwartete daher mit unendlicher Sehnsucht die Stunde, in welcher ihre Hoffnung erfüllt wer-

den würde. Aber Gott ist groß! und er läßt zuweilen einen Tropfen Wermuth in den Becher der Freude fallen, wann der Mensch es am wenigsten vermuthet, damit er, treu den Geboten des Korans, in Demuth sich beuge vor seinem Willen, und nicht vom Glanze des Glückes geblendet — sich erhebe in eitlem Stolz und Hochmuth. Die verhängnißvolle Stunde kam, als Selim eben auf einer kleinen Reise sich befand; doch wer beschreibt den Schrecken Kaba's, als das neugeborne Kind in ihre Arme gelegt wurde, und sie — trotz aller Mutterliebe — sich dennoch nicht über dessen ausnehmende Häßlichkeit täuschen konnte. Bitterlich weinend, drückte sie ihr Antlitz in die Kissen des Bettes, denn was mußte Selim bei seiner Rückkehr empfinden, wenn er den heißgewünschten Sohn in solcher Gestalt erblickte! was mußten ihre Freundinnen sagen, wenn sie solch ein Kind in das Bad mitbringen würde! Diese Gedanken nagten quälend an ihrem Herzen und versenkten sie in tiefen Kummer, als ihr plötzlich die Gaben der Fee einfielen. Auf der Stelle ließ sie von der Sclavin, welche die Nacht bei ihr wachte, sich das Kästchen reichen, und zitternd vor Erwartung öffnete sie eine der Muscheln, während ihre Lippen den Wunsch: »das Kind möge an Schönheit seines Gleichen nicht finden!« aussprachen.

Eine kleine durchsichtige Wolke von der Farbe der Rose senkte sich aus der geöffneten Muschel auf den Knaben, und er lächelte wie im Traume; und sein Lächeln gestaltete sich immer schöner, immer lieblicher, und als die Wolke in der Luft zerflossen war, lag das Kind in blendender Schönheit vor den entzückten Blicken der Mutter.

Mit frohlockender Freude legte Kaba den schönen Knaben am nächsten Abend in Selims Arme, und der beglückte Vater dankte Gott in heißem Gebet für das liebliche Geschenk seiner Huld. Jeder Tag brachte nun neue Freuden in Selims Haus, denn der kleine Almanzor wurde immer schöner; und als allmählig auch seine geistigen Fähigkeiten sich zu entwickeln anfingen, als er die ersten Worte zu stammeln versuchte, da priesen die Eltern sich als wahrhaft glückselig, von Gott solch schönes und kluges Kind erhalten zu haben.

Aber es dauerte nicht all zu lange, als eine neue Sorge Kaba's Stirn umwölkte, denn sie sollte abermals Mutter werden, und der Gedanke: der Zweitgeborne möge vielleicht dann ihren Liebling verdunkeln, erfüllte sie schon im voraus mit Eifersucht; und dennoch fand sie es nicht wünschenswerth, daß er ein Gegenstück zu seinem schönen Bruder sein sollte. Sie dachte Stunden lang darüber nach, ohne mit sich einig werden zu kön-

nen, und erſt als das Kind das Licht der Welt erblickte und einer Sclavin die unbedachtſame Aeußerung entfuhr: der Kleine ſei noch ſchöner als Almanzor, glaubte ſie einen Ausweg in dieſem Labyrinth der Zweifel gefunden zu haben, und ſie öffnete ſchnell eine der Muſcheln, wünſchend: »das Kind möge, der Eitelkeit der Welt entſagend, ein allgemein vereheter Marabut werden!«

Eine goldartige Wolke ſenkte langſam aus der Muſchel ſich auf das Bette des Knaben, und ſein Haupt umſtrahlend, lächelte er, wie von lieblichen Träumen erfreut, aus dieſem Heiligenſchein, der nur unmerklich nach langer Dauer in der Luft zerfloß.

Obwohl der kleine Thakur beinahe eben ſo ſchön wie ſein Bruder zu werden verſprach, ſo entwickelte er doch ſchon frühzeitig einen ſtillen, frommgläubigen Sinn, der ihn die fröhlichen Kinderſpiele verſchmähen ließ; und griff er ja einmal nach einer ſchönen Blume oder einem glänzenden Spielzeug, ſo überließ er daſſelbe doch augenblicklich ſeinem Bruder, wenn dieſer mit lebhafter Ungeduld es verlangte, ohne nur den geringſten Unwillen zu zeigen. Kaba bemerkte dies mit ſtillem Vergnügen, und ſie pries ihren glücklichen Gedanken, wodurch nun beiden Kindern einſt die Bewunderung der Menge werden mußte, ohne daß ihre Wege ſich

kreuzten, wo leicht Neid oder Haß in ihren Herzen sich hätte entzünden können. Drei Jahre des stillen Glückes und der Wonne waren verflossen, als endlich die Zeit nahte, wo Raba, nach dem Ausspruche der Fee, zum dritten und letzten Male die Mutterseligkeit, ein Kind in ihren Armen sich entwickeln und emporblühen zu sehen, genießen sollte. Zwei Wünsche hatte sie ihren ersten beiden Kindern geopfert; es däuchte ihr grausam, nicht auch den dritten für ihren letzten Liebling hin zu geben; aber so leicht auch dem liebenden Mutterherzen dies Opfer schien, so war es doch desto schwerer, die Art und Weise der Anwendung aufzufinden. Stundenlang lag sie auf ihrem Divan in tiefes Nachsinnen verloren, ohne mit sich einig werden zu können. Denn wenn sie auch einen Thron in Anspruch nahm, war dieser Würde für das künftige Glück ihres Kindes? — Wie viele Sultane hatten nicht schon unglücklich geendet! und konnte nicht Almanzors Schönheit sich auch den Weg zu einem Throne bahnen? — Diese und ähnliche Gedanken umstrickten sie mit dem Schlangenband nagender Zweifel, und schon war die verhängnißvolle Stunde nicht mehr ferne, und noch hatte sie keinen Ausweg aus diesem Labyrinth gefunden. —

Da traf es sich einmal, daß unter den Frauen eine sehr lebhafte Bewegung herrschte, als Raba, von

ihren Sclavinnen begleitet, in den Saal des Badhauses trat, in welchem sich gewöhnlich die reichsten und vornehmsten Bekennerinnen Mahomeds zu versammeln pflegten. Neugierig drängte sie sich in den Kreis, denn es mußte etwas Außerordentliches sein, was die Zungen ihrer Freundinnen so sehr in Bewegung setzte; allein, die Unterhaltung war schon zu weit über ihren Urstoff hinweggeschritten, um sich aus den einzelnen Ausrufungen und Gleichnißen einen Sinn bilden zu können.

»Sagt mir nur, was es eigentlich giebt?« wandte sich Kaba endlich an Zaide, die Frau des reichen Juwelen-Händlers Mouktar, welche ihr gerade am nächsten saß.

»Was es giebt?« rief diese verwundert. »Allah, steh' mir bei! das weißt Du noch nicht? Ist ja beinahe kein Kind mehr in der Stadt, das nicht von diesem Ereigniß unterrichtet wäre!«

»Ich war drei Tage nicht ganz wohl,« entschuldigte sich Kaba.

»Nun, für was hast Du denn Sclavinnen?« eiferte Zaide. »Es sollte einmal eine Neuigkeit nur vierundzwanzig Stunden in der Stadt im Umlauf sein, ohne daß meine Sclavinnen mir dieselbe hinterbracht

hätten, sie sollten in acht Tagen noch die Zeichen der Ruthe auf dem Rücken tragen.«

»Nun, ein ander Mal will ich auf bessere Ordnung halten,« sprach Kaba lächelnd; »doch theile mir jetzt die große Neuigkeit mit.«

»So höre! begann Zaide. »Du erinnerst Dich doch wohl noch des Thoren Hafis, der immer mit sich selber sprach, und oft in seiner Zerstreuung sogar sich in den Geboten des Korans so weit verging, daß er den Frauen, welche an ihm vorübergingen, starr in die Augen sah? Nun, jener arme Hafis, der beinahe als ein Bettler vor drei Jahren nach der Hauptstadt zog, um dort sein Glück zu suchen, ist gestern wieder hier angekommen, um, wie er sagt, seinen alten Vater abzuholen, mit einer Pracht, einem Reichthum, der das Auge blendet. Die Decken seiner Kameele sind ganz von Gold; seine Pferde finden nicht ihres Gleichen, und die zahlreichen Sclaven sind besser gekleidet, als hier der erste Moslim. Und dieser schnelle Reichthum soll allein der Quelle seines Geistes entspringen, denn die schönen Lieder, welche seit einiger Zeit uns schon so sehr ergötzten, sind alle von ihm; die Tochter eines Pascha war so bezaubert von diesen Moahls, daß sie ihn zum Manne erkor, und er umgiebt sich nun seitdem mit

einem Glanz, der mit dem Glanze des Mondes wetteifern zu wollen scheint.«

Ein Ausruf der Verwunderung entfuhr Kaba's Lippen, doch bald versank sie in tiefes Nachdenken, und ohne weiter an dem allgemeinen Gespräche Antheil zu nehmen, brach sie früher als die andern Frauen auf, um nach Hause zurückzukehren, eine schnelle Unpäßlichkeit vorgebend.

Noch in derselben Nacht erblickte ihr dritter Sohn zum ersten Male das Licht der Welt. Kaum fing der Tag an zu grauen, als Kaba voll Ungeduld sich auf ihrem Lager emporrichtete, und von der treuen Sena den Neugebornen begehrte. Mit einem überaus seligen Lächeln betrachtete sie lange das schlafende Kind in ihren Armen, öffnete endlich die letzte Muschel, ihrem Sohne des Sanges Gabe wünschend. Eine schwarze Wolke senkte aus der Schaale sich auf den Knaben, ihn mit Nacht bedeckend; doch als ein zuckender Lichtstrahl — ähnlich dem Leuchten des Blitzes, die Wolke in der Gegend des Herzens zertheilte, schrie das Kind laut auf, und nur mit der äußersten Mühe gelang es Kaba und der Wärterin, sein seltsam erregtes Weinen zu stillen.

Jahre vergingen, Almanzor reifte schon zum Jüngling heran, Thakur schwebte noch zwischen dem Knaben- und Jünglingsalter, und nur Halebi war beinahe noch ein Kind zu heißen, denn sein ungleiches, meist düsteres Gemüth wirkte störend auf die Entwicklung seiner Kräfte und warf ihn oft auf das Krankenlager, als Selim, von einem bösen Fieber dahingerafft, dem Kreise seiner Familie entrissen wurde. Kaba's Jammer war grenzenlos, und sie fühlte ihren unersetzlichen Verlust um so mehr, da sie weder bei Almanzor, der kalt und selbstsüchtig — sich wenig um den sterbenden Vater bekümmert hatte, noch bei Thakur — der mit gemessener Ruhe alles dem Willen des Himmels zuschrieb, gegen welchen der Mensch nicht murren dürfe — Trost fand. Nur Halebi, das sonst so finster und theilnahmlos scheinende Kind, begriff ihren Schmerz, und es schien, als entfalte, durch dieses unglückliche Ereigniß erweckt, sich die Gabe der Fee in seinem Herzen zur Blüthe; denn seine Klagen wie seine Tröstungen kleideten sich in so seltsame Worte, welche trotz ihres Reichthums an Bildern, dennoch nicht im mindesten gewählt, nur dem Innersten seiner Brust entstiegen. Der Strahl der scheidenden Abendsonne spiegelte sich oft in Kaba's thränenerfüllten Augen, wenn sie sich nicht zu trennen vermochte vom Grabe des geliebten Gatten; aber Halebi's

Beredsamkeit gelang es dann immer, den Sturm des Schmerzes zu beruhigen, und schweigend ließ sie sich heim geleiten, den Worten des theuern Sohnes lauschend, und aus den dunklen Wogen des Kummers tauchte manchmal die rosige Flamme der Freude und Hoffnung auf, wenn Halebi's Trost sich unbewußt in das schimmernde Gewand der Poesie hüllte und seine Seele sich immer höher zu schwingen schien, nachdem einmal die bindende Fessel ihrer Fittige gelöst war.

So wie Halebi's Geist, von Schmerz um den geliebten Vater genährt, sich schnell ausdehnte zur Riesengröße, so entwickelten sich nun auch seine physischen Kräfte, und in wenig Jahren hatte das schwache, krank scheinende Kind sich zum blühenden Jüngling verwandelt. Mit Mutterseligkeit in den trunkenen Blicken, betrachtete oft Kaba den Liebling, und ihr Herz bebte vor Freude bei dem Gedanken: wie dieser einst mehr noch als Hafis der Gegenstand allgemeiner Bewunderung werden, und wie hinter dem Gitter manches Harems geheime Wünsche nach dem Verfasser so schöner Lieder den verschwiegenen Abendwinden vertraut werden würden. Dieser Freude gesellte aber bald sich der Wermuthsbecher des Kummers bei, denn Halebi, auf welchen nur kurze Zeit der Frohsinn der Jugend sein Recht geltend zu machen schien, versank bald wieder

in jenes stille Hinbrüten, das die Tage seiner Kindheit so sehr verdüstert hatte, und nichts war vermögend, ihn aus dieser Schwermuth empor zu reißen. Mit unermüdlichem Eifer forschte Kaba nach der Quelle dieser Trauer, ohne daß es ihr gelingen wollte, dieselbe aufzufinden; denn Halebi — still und in sich verschlossen — wich allen Fragen aus, und begrub sich dann Tage lang in den dunkelsten Schatten eines Olivenwaldes, nur, um, wie es schien, allen Erklärungen zu entgehen. Als aber Almanzor die schöne Galibbad, Mouktars und Zaidens Tochter, als Gattin heimführte, und Halebi bei der allgemeinen Freude der Hochzeitsfeier düsterer als jemals mit sichtbarem Verlangen nach dem Augenblick haschte, wo er unbemerkt sich entfernen konnte — um in seinen geliebten Wald zu eilen, glaubte Kaba den Schlüssel zu diesem seltsamen Betragen gefunden zu haben. Wirklich bestätigte sich ihre Vermuthung, denn ein vertrauter Sclave ihres Hauses, welcher Halebi beobachten mußte, brachte bald die Nachricht, daß derselbe jeden Abend am Brunnen der Fee mit Sidi-Aid, der Tochter einer armen Wittwe, eine geheime Zusammenkunft hatte. So unwillkommen Kaba diese Verbindung mit einem Mädchen war, das, in Dürftigkeit erzogen, die Ansprüche so weit hinter sich ließ, welche die künftige Gattin

Halebi's mit Recht hätte machen dürfen, so entschloß sie sich dennoch, dem Glücke ihres Lieblings das Opfer zu bringen, welches ihre schönsten Hoffnungen vernichtete; denn hatte Hafis die Tochter eines reichen Pascha durch seine Dichtung errungen, so durfte — nach ihrer Meinung — Halebi schon auf die Hand einer Prinzessin Anspruch machen. Allein, im Buche des Schicksals stand es nun einmal anders geschrieben, und sie tröstete sich mit dem Gedanken, daß sein einstiger Ruhm dagegen aber auch, ohne Beimischung eines fremden Glanzes, sein Haupt mit einer Glorie umgeben würde, wie man seit Menschengedenken nicht erlebt habe.

Sidi-Aid war Halebi's Gattin geworden, aber das Glück schien nicht mit ihr eingezogen zu sein, denn mehr wie jemals herrschte der Unfriede unter dem Dach, welches nur glückliche Menschen hätte decken sollen.

Almanzor lebte nur sich und seiner ungemessenen Eitelkeit; seine Frau Galibdad hatte ganz das hochfahrende Wesen ihrer Mutter Zaide, wodurch oft Zank und Streit im Hause entstand.

Thakur war, um seinem beschaulichen Leben ungestört nachhängen zu können, in ein halb verfallenes Grabmal gezogen, wo er sich von Früchten und Kräu-

tern nährte; und Halebi schien in seiner Verbindung mit Sidi-Aïd nicht das Traumbild seiner Phantasie verwirklicht zu sehen, denn unglücklicher als je in seinem Leben, suchte er bald wieder die Einsamkeit auf, um einem düstern Trauer sich zu überlassen, welche bald für Kaba zum unauflöslichsten Räthsel wurde. Freilich entströmten hier oft wunderschöne Lieder dem Innersten seiner Seele, welche trotz ihres dunklen Sinnes dennoch das Herz der Mutter mit Bewunderung und Entzücken erfüllten; aber auch nur von dieser Seite allein wurde ihm Beifall zu Theil, denn Almanzor lächelte mit Geringschätzung über die Träume seines Bruders; Galibbad stimmte mit dem Urtheil der großen Menge überein, welche meinte, Halebi sei ein Thor, der sich selbst das Leben vergälle, welches er bei seinem Reichthum so angenehm als möglich sich machen könnte; und seine Gattin Sidi-Aïd beschäftigte sich allzusehr mit ihrem Putz, um Zeit zu finden, über die Quelle seiner Klagen nachzudenken.

Die Sonne war längst untergegangen und die Zeit des Gebetes vorüber, als einst Halebi noch seiner Gewohnheit gemäß im Garten lustwandelte. Gedankenvoll durchschritt er die dunklen Orangengänge, nur wie es schien, mit widerstreitenden Gefühlen beschäftiget, denn er hatte keinen Blick für das majestätische

Himmelszelt mit ſeinen glanzvollen Geſtirnen, und das Lied der Nachtigall verhallte ungehört, ohne von ſeiner Seele aufgenommen zu werden. Da trat Kaba ihm entgegen, und ſeine Hand ergreifend — zog ſie ihn auf eine Raſenbank zu ſich nieder, hoffend, daß er ſein düſteres Schweigen brechen und ſein geheimes Leid in ihr theilnehmendes Mutterherz ausſchütten werde. Allein, in Halebi's Bruſt war der Schmerz längſt ein theuerer Gaſt geworden, welchen er ſorgſam pflegte und mit eiferſüchtigen Blicken bewachte; unangenehm fühlte er ſich daher von dem Gedanken berührt, irgend ein ſterbliches Weſen — ſei es auch die geliebte Mutter — in das Heiligthum ſeines Buſens ſchauen zu laſſen.

»Halebi!« nahm nach einer langen, lautloſen Pauſe Kaba endlich das Wort, »Halebi, haſt Du keine Ahnung der Qualen, die mein Herz erduldet bei dem Anblick Deiner Leiden, die Du vergebens zu verbergen ſtrebſt? Warum hat Deine Mutter, die alles für Dein Glück zu opfern ſtets bereit iſt, kein Recht auf Dein Vertrauen?«

»Vergieb!« rief Halebi, ihre Hand erfaſſend, »theuere Mutter, vergieb! Ich weiß, Du warſt immer gütig gegen mich, gütiger als gegen meine Brüder. Vielleicht wäre es beſſer, wenn Du weniger Nachſicht gegen mich geübt hätteſt. Darf ich durch unnütze Kla-

gen ein Leben verbittern, das nur von den Rosen der Freude verschönert werden sollte?« —

»Deine Brüder lieben mich nicht,« sprach Kaba; »wenn ich daher mein Herz gegen Dich neigte, so gehorchte ich nur den Gesetzen der Natur, die Liebe durch Liebe erzeugen läßt. Doch habe ich den Sinn Deiner Worte recht verstanden, so hätte ich Deine Verbindung mit Sidi-Aid nicht zugeben sollen. Ist es nicht also?«

Halebi holte tief Athem.

»Wie sehr bist Du zu beklagen!« fuhr Kaba fort; »doch der Koran erlaubt Dir vier Frauen; treffe eine zweite — eine bessere Wahl!«

»In den Tagen der Leidenschaft, wo Sidi-Aid's schöne Hülle mir eine ebenso schöne Seele log,« entgegnete Halebi, »gelobte ich ihr, keine zweite Frau unter mein Dach zu führen. Der glänzende Traum war bald dahin; denn was ich in meiner Verblendung für stilles Sinnen hielt — ist nur des Geistes Armuth, die bald in ihrer ganzen Blöße meinen Blicken sich entschleiern mußte. Sidi-Aid begreift mich nicht; ihre Seele ist der meinen nicht verschwistert, und dennoch soll ich nun für mein ganzes Leben den schrecklichen Irrthum meines Herzens büßen.«

»Armer Halebi!« seufzte Kaba, »ich glaubte so

viel für Dein Glück gethan zu haben! Wenn wird einmal zur Frucht reifen, was ich für Dich gesäet?«

»Für mich reift nur die Frucht des Todes!« sprach Halebi — den Sinn dieser Worte nicht verstehend — vor sich hin; »denn, wenn Dornen unaufhörlich das Herz verwunden, wird es sich bald verbluten.«

Vergebens bemühte sich Kaba, den Balsam des Trostes und der Hoffnung in sein verletztes Gemüth zu gießen, denn von dem Austausch der Worte herauf beschworen — entstiegen immer dunkler Dämonen der sonst verschlossenen Brust, und sie gewann bald die Ueberzeugung, daß es besser sei, ihn seinen Gefühlen zu überlassen, als durch fruchtloses Bemühen des Trostes die finstern Geister seines Gemüthes noch mehr in das Leben zu rufen. Schweigend wandelten sie neben einander durch die Laubgänge, zauberisch vom Lichte des Mondes und der Sterne beleuchtet, dem Hause zu, wo jedes seine Ruhestätte suchte; doch nicht, um in den Armen des Schlafes sich auf den glänzenden Fittigen süßer Träume zu schaukeln, sondern um ungestört nagendem Kummer und bangen Sorgen sich überlassen zu können. —

Immer mehr hatte seit jener Unterredung Halebi's Stimmung sich verdunkelt, und Kaba sann verge-

bens auf Mittel, das Glück und die Ruhe ihres Lieblings wieder in das Gleichgewicht zu bringen, als plötzlich eine große Veränderung mit ihm vorgegangen zu sein schien. Seine Augen belebte ein ungewohnter Glanz, auf seinen Lippen schwebte zuweilen wieder ein leises Lächeln, und obwohl er sich noch immer Tagelang in des Waldes Einsamkeit begrub, so mußten seine Gefühle doch eine ganz andere Richtung genommen haben, denn bei seiner Rückkehr des Abends war er gewöhnlich dann viel freundlicher als sonst, und nur wenn Sidi-Aid ihn über die Ursache seines langen Ausbleibens befragte, wurde er wieder still und in sich gekehrt, als ob sie durch ihre Frage ihn an etwas gemahnt hätte, woran er nicht gerne dachte.

Dies Benehmen mußte natürlich bald das Mißtrauen der Gattin erwecken, und einmal aus ihrer sorglosen Ruhe aufgeschreckt, konnte sie sich nun nicht länger verhehlen, daß das Rosenband der Liebe, wodurch sie den Geliebten auf ewig an sich gefesselt glaubte, verschwunden — und daß nur die Dornenkette der Pflicht geblieben sei. Sidi-Aid weinte bitterlich bei dieser Entdeckung, und ihrer vertrauten Selavin wollte es trotz aller Beredsamkeit nicht gelingen, den aufgeregten Schmerz der Herrin zu beruhigen; und nur durch ihr Erbieten, dem Herrn im Walde

nachzuschleichen, wo vielleicht der Schlüssel zu diesem Geheimniß verborgen sei, brachte sie dieselbe wieder auf andere Gedanken. —

»Du hast Recht!« sprach sie — ihre Thränen trocknend, »ohne Ursache konnte Halebi's Herz nicht so plötzlich erkalten, und diese Ursache birgt allein der Olivenwald, in welchem er beinahe den ganzen Tag verweilt.«

Schon den folgenden Morgen verließ Dely-Moussa als Kameeltreiber verkleidet das Haus, um — an der Grenze des Waldes hinter einem Gebüsch verborgen — die Ankunft ihres Herrn abzuwarten, welcher auch bald erschien, und ohne die Lauscherin zu bemerken, an ihr vorüber, dem Dunkel des Waldes zuschritt. Leise verließ Dely-Moussa ihren Versteck, und langsam folgend, sah sie Halebi am Eingange einer mit wildem Gestrüpp bewachsenen Felsengrotte verschwinden.

Lange horchte nun die Sclavin mit zurückgehaltenem Athem; als aber eine Minute nach der andern verstrich, als die Minuten in lautloser Einförmigkeit zur Stunde sich reihten, da wagte sie sich immer näher, und endlich ein Herz fassend — trat sie selbst in die Grotte. Doch wie groß war ihr Erstaunen, als sie dieselbe ganz leer fand. Mit flüchtigen Schritten

eilte sie nun nach Hause, um ihrer Gebieterin das geheimnißvolle Verschwinden Halebi's zu hinterbringen. Allein, Sidi-Aid schalt die eifrige Dienerin, daß sie ihre Augen nicht besser zu brauchen verstehe, indem höchst wahrscheinlich auf der entgegengesetzten Seite der Grotte ein geheimer Ausgang sich befinde, welcher den Blicken der Nachlässigen entgangen sei. Hoch und theuer versicherte Dely-Moussa, alles wohl untersucht zu haben, da aber die erzürnte Herrin ihren Worten keinen Glauben schenken wollte, bat sie, nur bis morgen Geduld zu haben, wo sie ihren begangenen Fehler gewiß nach Kräften verbessern werde.

Die aufgehende Sonne fand Dely-Moussa abermals hinter ihrem Versteck verborgen, und abermals verschwand Halebi in der geheimnißvollen Grotte, ohne daß es der Lauscherin gelang, irgend einen Ausweg zu entdecken. Lange durchsuchte sie alle Winkel; allein vergebens war ihre Mühe, und sie sah sich endlich gezwungen, unverrichteter Sache wieder heimzukehren, so sehr auch Sidi-Aid schelten würde. Zögernd trat sie daher endlich den Rückweg an, auf Mittel sinnend, wie ihrer Gebieterin Zorn wohl zu besänftigen sei, als diese von Unruhe getrieben — in Begleitung ihrer beiden andern Sclavinnen, schon vor den Thoren der Stadt ihr entgegen trat. Erschrocken über die unerwartete Anrede,

berichtete Dely-Mouſſa, was ſie geſehen und wie hier nur ein Zauber obwalten könne. Sidi-Aid aber brach in Verwünſchungen aus, und wäre ſogleich ſelbſt nach der Grotte geeilt, wenn nicht die Sclavinnen ihr vorgeſtellt hätten, daß ſie durch dieſen Schritt den Zorn Halebi's ſich zuziehen und ihre Freiheit ſicher gänzlich einbüßen würde. Nur mit dem größten Widerwillen gab ſie dieſer Vorſtellung Gehör, und grollend — ohne ihre Vertraute mehr eines Wortes zu würdigen, ging ſie nach Hauſe; als aber ihr Gatte ebenfalls heimkehrte, da konnte ſie den lang verhaltenen Grimm nicht länger meiſtern, und ihn mit einer Fluth von Vorwürfen überſtrömend, machte ſie endlich ihrem gepreßten Herzen Luft.

Halebi ſuchte anfangs ſie zu beruhigen; als aber die Tiefgekränkte Anſpielungen auf ſein geheimnißvolles Treiben in der Felſengrotte machte, das gewiß mit ſeinem kaltſinnigen Benehmen gegen ſie in Verbindung ſtehe — da erblaßte er, und wie von böſen Geiſtern getrieben verließ er das Gemach, Sidi-Aid ihrem Kummer und ihren Sorgen überlaſſend. —

In trübe Betrachtungen über ſeine vorſchnell geſchloſſene Verbindung mit Sidi-Aid verſunken,

war einst Halebi seinem Lieblingsaufenthalt, dem Olivenwalde, zugeschritten, als ein Geräusch von klagenden Stimmen ihn aus seinen Träumen erweckte, und nach kurzem Lauschen hatte er bald erkannt, daß auf der nahen Landstraße irgend einem Reisenden ein Unglück mußte begegnet sein. Durch das Buschwerk dringend, hatte er auch bald die Straße erreicht, wo ein Trupp Frauen und Sclaven — sämmtlich von ihren Kameelen gestiegen — um eine junge Negerin versammelt stand, die auf ihrem Thiere eingeschlafen, herunter gefallen und sich an einem Stein schwer verletzt hatte. Halebi leistete hilfreiche Hand, so viel er vermochte, die Ohnmächtige wieder in das Leben zu rufen; als dies endlich geschehen, ertönte aber eine Stimme, Befehle ertheilend, deren melodischer Ton tief in das Innerste seines Herzens drang. Jetzt erst gewahrte er eine Frau, die allein nicht abgestiegen war, und welche schon der Schmuck ihres Dromedars als wahrscheinliche Gebieterin bezeichnete. Obwohl siebenfache Schleier die ganze Gestalt dicht verhüllten, so konnte man doch an der Anmuth ihrer Bewegungen ersehen, daß sie von schöner Form sein mußte; und als der Zug sich wieder in Bewegung setzte und sie an Halebi vorüber ritt, da blitzten ein paar Augen — dunkler wie die Nacht, und glänzender wie der Abendstern — aus ihrer Maske her-

vor, und ihm war, als hätte ihr Blick sein Herz zu Flammen entzündet, so glühend strömte das Blut durch seine Adern.

Lange zeigte nur noch eine ferne Staubwolke, wohin der Zug der Reisenden seine Richtung genommen hatte, als Halebi noch immer auf derselben Stelle stand, ohne von dem Platz sich trennen zu können, wo diese süße Stimme sein Herz so wunderbar getroffen hatte.

Wochen waren seitdem vergangen, Halebi's aufgeregte Phantasie beschäftigte sich immer noch mit dem Bilde der Unbekannten, welchem er alle Farben lieh, die nur ein Weib verschönern konnten. Seine Gedanken wurden zu Poesie — und diese Poesie die schönste, welche seine Seele jemals ausgehaucht hatte; denn Liebe, Sehnsucht und Alles, was sein innerstes Wesen bewegte, war — an keine irdische Form sich stoßend — rein geistig, da er die Geliebte nicht gesehen, und nur der Klang ihrer Stimme ein Luftgebilde in seiner Seele erschaffen, dem er aber mit aller Kraft der Leidenschaft anhing. Täglich, wenn er nach dem Olivenwalde ging, schlug er erst den Weg nach jener Straße ein, wo die holde Erscheinung die Oede seines Herzens mit unnennbar süßem Weh erfüllt hatte; aber nur Staub — und noch Kühlung lechzendes Gesträuch zeigte hier

sich seinen Blicken, und selbst die Tritte ihres Dromedars wurden bald von den flüchtigen Winden verlöscht. Eines Abends aber gewahrte er schon in der Ferne einen Negerknaben, welcher, mit einem Stäbchen den dürren Sand aufwühlend, etwas zu suchen schien. Als Halebi hinzu trat, verdoppelte derselbe sein eifriges Bemühen, so, daß jener zu der Frage veranlaßt wurde: »welch' kostbares Kleinod hier wohl verloren gegangen sei?«

»Es sind gerade heute drei Wochen,« antwortete der junge Neger, »daß meine Gebieterin hier einen Ring verlor, und da wir gestern wieder von unserer Reise zurückgekehrt, so glaubte die schöne Gamora, es könne noch möglich sein, den goldenen Reif — ein Andenken ihrer Mutter — hier auf der wenig begangenen Straße zu finden.«

»Heute vor drei Wochen?« rief Halebi mit flammenden Blicken; »war nicht eine Negerin vom Kameel gestürzt?«

»Ganz recht,« lautete die Antwort; »jene Negerin war ich. Erkennst Du mich wieder?«

»Und Gamora, Deine Gebieterin!« sprach Halebi mit bebender Stimme, »wo weilt sie? wer ist der

glückliche Besitzer dieser schönsten Blume des Paradieses? O! daß ich nur einmal noch den süßen Laut ihrer Stimme hören dürfte! daß nur ein strahlender Blick ihrer Augen mit Wohlgefallen auf mir verweilte! wie gerne wollte ich diese Huld des Geschicks mit meinem Leben bezahlen!«

Mit forschenden Blicken suchte die Negerin die Aufrichtigkeit dieser Worte in seinen Zügen zu lesen; dann aber sagte sie: »Ein Theil Deiner Wünsche kann vielleicht in Erfüllung gehen, wenn Du morgen, um diese Stunde, auf diesem Platz dich einfindest.« Und ohne weiter des verlorenen Ringes zu gedenken, eilte sie dem Walde zu, in dessen Dunkel sie bald spurlos verschwunden war.

Eine neue Welt von Freude und Hoffnung erblühte in Halebi's Brust, und sein Glück, das in der Verbindung mit Sidi-Aid vom Froste der Erkenntniß getroffen schon in der Knospe verwelkt, schien nun Rosen zu treiben, um kräftiger, unvergänglicher wie das erste Mal seinen Pfad zu schmücken; aber zweifelhafte Ungewißheit rauschte zuweilen mit ihrem dunklen Fittig über die sonnenhelle junge Saat seiner kühnen Hoffnungsträume, und so oft dies geschah, durchzuckte ein banges Weh sein Herz, und es war ihm, als ob er eine zweite Täuschung nicht überleben würde.

Ein ganzes Leben voll Angst, Zweifel und Hoffnung war in den vier und zwanzig Stunden der Erwartung an ihm vorübergezogen, endlich aber erschien die Zeit der Verheißung, und mit hochklopfendem Herzen eilte Halebi nach dem Orte, wo so viel entschieden werden mußte. Wenig Minuten nach seiner Ankunft kam auch die Negerin abermals in Knabenkleidern, und vorsichtig nach allen Seiten spähend, winkte sie dann, ihr zu folgen, indem sie dem Olivenwalde zuschritt. Immer nur die Richtung nach den Bergen zu verfolgend, blieb sie endlich in einer kleinen Felsengrotte stehen; doch wie erstaunte Halebi, als nach leisem Pochen sich schnell eine mit Moos bedeckte Thüre öffnete, welche so kunstvoll gearbeitet war, daß sie vollkommen einem schwerfällig feuchten Steine glich, durch die man in eine dunkle Höhle gelangte.

»Nur vorwärts!« flüsterte seine Begleiterin, die Thüre leise wieder hinter sich schließend; »wir werden sogleich im Hellen sein.«

Wirklich fiel bald ein Strahl des Lichtes in Halebi's geblendete Augen, und nachdem er um eine Ecke gebogen, stand er am Ausgang der Höhle, wo ein herrlich grünes Thal — rings von steilen Felsen umschlossen, vor seinen Blicken lag. In der Mitte dessel-

den erhoben sich zwei prachtvolle Zelte, vor den glühenden Strahlen der Sonne Kühlung zu gewähren; und aus der einen Felswand ergoß sich eine crystallreine Quelle, welche die lautlose Stille belebte, indem sie, flüchtig zur entgegengesetzten Seite eilend, auf ihrem Wege die zahllosen Blumen des Ufers — mit schwatzhafter Freundlichkeit begrüßte, um plötzlich in eine dunkle Schlucht sich zu stürzen. Doch Halebi warf nur einen Blick auf dieses kleine Paradies, welches eine eigne Welt für sich zu sein schien; denn die Führerin war ihm vorausgeeilt, und die Vorhänge des Zeltes öffnend — winkte sie lächelnd im Gefühl ihres Triumphes, daß seine kühnste Erwartung die Wirklichkeit nicht erreichen könne.

»Wird Halebi kommen?« flüsterte eine unbeschreiblich süße Stimme, indem aus den reichen Polstern des Divans sich eine unverschleierte Frauengestalt erhob; doch der Genannte stand schon am Eingange des Zeltes, und sprachlos vor Entzücken, wagte er keinen Schritt näher, aus Furcht: diese glänzende Erscheinung sei nur ein Spiel seiner Phantasie und werde in Nebel zerfließen, sobald er sich bewege. —

Täglich eilte nun Halebi nach der verborgenen Grotte, wo Gamora mit Sehnsucht ihn erwartete; denn

ihr Gatte Assin-Bey hatte eine weite Reise unternommen, und während eine vertraute Sclavin, unter dem Vorgeben strenger Zurückgezogenheit, auf einem Landhaus ihr Gemach bewohnte, daß selbst die Wächter Assins keine Verwechslung ahneten, überließen Beide sich einem Glücke, das durch das Bewußtsein der Gefahr und den Schleier des Geheimnisses nur um so mehr erhöht wurde. Wäre Gamora noch frei gewesen, hätte Halebi sie ungehindert unter sein Dach heimführen können, bald würde sie vielleicht Sidi-Aid's Geschick getheilt haben! —

Von Unruhe und Angst gefoltert, suchte nun Halebi vergebens den Schlaf, denn die vorwurfsvolle Aeußerung seiner Gattin ließ ihn fürchten, daß sie seinen Schritten nachgespürt haben müsse, wodurch das Leben der Geliebten in die dringendste Gefahr gerieth, da solche Neuigkeit — hatte sie nur das Ohr einer einzigen Sclavin des Hauses erreicht — bald in der ganzen Stadt sich verbreitet haben würde; und diesen Fall mußte er außer Zweifel ziehen, denn Sidi-Aid konnte allein nicht nach der Grotte gegangen sein. —

Noch war kaum Mitternacht vorüber, als Halebi schon sein Lager verließ, und leise durch das Haus schleichend, die Kleider eines seiner Sclaven anzog, um

so unkenntlich gemacht, nach dem Walde zu eilen und die Geliebte zu warnen.

Der Mond leuchtete auf seinen verborgenen Pfad, und bald stand er an der Moospforte, welche ihm — zu seinem Erstaunen, sogleich auf sein Pochen geöffnet wurde, als hätte man ihn zu dieser ungewöhnlichen Zeit erwartet.

»Das ist schön, Aktry!« flüsterte Zanga, die Negerin, »daß Du etwas früher kamst. Gamora mag immer noch eine Stunde schlafen, wir kommen doch noch früh genug fort, um dem mondsüchtigen Thoren Halebi das leere Nest zu überlassen, und können einmal ungestört mit einander plaudern.« Bei diesen Worten zog sie den zu Eis Erstarrten in die Höhle zu sich auf einen Stein, wo nur ein schwacher Mondstrahl durch die offen gelassene Thüre auf sie fiel.

»Nicht wahr,« begann sie abermals, »Du möchtest gewiß gerne wissen, weshalb meine Gebieterin ihren Sinn sobald geändert und den Heißgeliebten heimlich verlassen will?«

Ohne einer Antwort fähig zu sein, drückte Halebi den Arm der Sclavin, zum Zeichen, daß er zu hören geneigt sei; diese aber rückte vertraulich näher und sprach: »Du erinnerst Dich doch, lieber Aktry, daß ich Dir schon lange einmal erzählte, wie meine Gebieterin

vor ihrer Verheirathung mit Assin-Bey ein Liebesverständniß mit Ilderim unterhielt — der schnell verschwand, ohne daß man erfahren konnte, was aus ihm geworden sei? — Nun, dieser Ilderim, an welchem Gamora mit aller Macht der Liebe hing, den sie stets im Herzen trug, der ihr einziger Gedanke war, ist einer Räuberhorde, welche ihn bisher gefangen hielt, um Lösegeld zu erhalten, glücklich entsprungen und scheut nun kein Mittel, Assin-Beys Stelle einzunehmen. Alles ist schon eingeleitet, und wir haben uns nur noch von Halebi, welchen ich meiner Gebieterin — seiner großen Aehnlichkeit mit Ilderim wegen — zur Zerstreuung ihres Kummers vorgeschlagen, und der natürlich jetzt allen Werth verloren hat, seit der Todtgeglaubte wieder erschienen ist, los zu machen. Aber Du bist ja heute so finster und kalt! hast Du denn gar kein Wort der Liebe für Deine Zanga?«

Halebi fühlte von den Armen der Negerin sich umschlungen, aber seines Zornes nicht länger Meister, schleuderte er sie weit von sich, daß sie, zum Tod erschrocken, bewußtlos über hervorragende Felstrümmer stürzte; und mit glühenden Rachegedanken beschäftiget, eilte er durch das Thal nach Gamora's Zelte, wo sein erhobener Dolch mit dem Herzblute der Falschen, die nur zu einem Spielzeug ihn gebraucht, sich röthen sollte.

Gamora lag ſorglos in den Armen des Schlafes, keine Ahnung, daß der Mordſtahl ſchon gezückt über ihrem Herzen ſchwebte, beſchlich ihre Seele und nur ſchöne Bilder der Zukunft und des Glückes umgaukelten in ſüßer Verworrenheit die Sinne; denn ein ſeliges Lächeln verbreitete ſich eben über ihre Züge, als Halebi den Vorhang öffnete und der Strahl des Mondes das Geſicht der Schlafenden beleuchtete. Wie ſchön, wie entzückend ſchön lag ſie da, im blendend weißen Nachtgewande! und dieſes Meiſterwerk der Schöpfung ſollte eine Bewegung ſeines Armes vertilgen! Ein ſchrecklicher Kampf beſtürmte ſeine Seele; Liebe, Haß, Eiferſucht und Zorn — jeder Dämon ſuchte ſein Recht geltend zu machen. Aber die Liebe, ſtärker als alle andern Leidenſchaften — ſiegte, und weit den Dolch von ſich werfend, verließ er in fliegender Eile das Zelt, als fürchte er, ſein guter Genius möchte einem neuen Kampfe unterliegen.

Nach wenig Tagen verbreitete ſich das Gerücht in der Stadt, Aſſin-Bey ſei auf ſeiner Rückkehr aus einem Hinterhalte von Räubern überfallen und ermordet worden, und dieſem folgte bald die Nachricht, daß deſſen Wittwe mit Ilderim ſich vermählen wollte. —

Widerſtandslos überließ Halebi ſich dem nagendſten Kummer; als aber der Jubel der Freude bei Gamora's

zweiter Vermählung zu seinen Ohren drang, da tauchte die Reue aus seines Herzens Tiefen, mit Hohngelächter die Großmuth verwünschend, welche seine Hand entwaffnete, während die Furie der Eifersucht in zügelloser Wuth ihre fürchterliche Fackel schwang. —

Kaba's besorgten Blicken entging dieser Sturm in seiner Seele nicht, und ihrer Ueberredungsgabe gelang es endlich, daß er sein übervolles Herz ausschüttete in den theilnehmenden Mutterbusen, wo allein noch ein Tropfen der Balsamquelle des Trostes ihm werden konnte. —

»Gott ist groß!« sprach sie, als Halebi mit der Schilderung seiner Leiden zu Ende war, «Gott ist groß! und er hat Dir gewiß nicht mehr auferlegt, als Du zu tragen vermagst! Aber, damit der Mensch nicht erliege im Kampfe mit den Leidenschaften, hat Gott ihm auch tausend Mittel zum Widerstand gegeben. Zerstreuung, Thätigkeit und Glaube an Gottes Macht, das sind die besten Waffen, diesen schrecklichen Feind zu bekämpfen! Nimm daher die Kraft Deines Willens zusammen, verlaß den Ort auf einige Zeit, wo alles an eine grausame Täuschung Dich erinnern muß, ziehe hin nach Mekka, und der Prophet wird den Funken des Glaubens in Deinem Herzen zur lodernden Flamme entzünden, auf daß sie alles Irdische verzehre und die Schmerzen von Dir genommen werden.«

Halebi befolgte den Rath der Mutter, und wohl gerüstet zu solch einer langen Reise, schloß er — nach kurzem Abschied von seiner Familie — einer Caravane sich an, um in Mekka den verlorenen Frieden zu finden.

Ein Jahr war verflossen, Sidi-Aïd hatte wenig Monde nach des Gatten Abreise einen Sohn geboren, überlebte aber des Kindes Tod nicht lange, und Beide ruhten längst in kühler Erde, als Halebi von seiner Pilgerfahrt zurückkehrte. Ruhig und ergeben vernahm er die Veränderung, welche in der Zeit seiner Abwesenheit vorgefallen, und nur zuweilen gleitete ein schmerzvolles Lächeln — als der Schatten seines Kummers, noch über seine Züge, das aber bald wieder verschwand, wenn seine Lippen Worte sprachen, die nur das Hauswesen und ganz gewöhnliche Dinge betrafen.

Kaba freute sich im Stillen über des Sohnes geistige Genesung, und pries ihren klugen Einfall, wodurch sie dieselbe bewirkt hatte; bald aber machte sie die Entdeckung, daß sein Kummer nur gewichen sei — um einer schrecklichen Gleichgültigkeit und einem traurigen Lebensüberdruß Platz zu machen, welche zerstörender auf ihn wirkten, als der nagendste Gram jemals fähig gewesen wäre. Vergebens suchte sie ihn zu zerstreuen, vergebens be-

mühte sie sich, ihm irgend eine Klage zu entlocken; sein Herz war leer — er hatte nichts mehr mitzutheilen! —

Endlich aber gelang es ihr doch in einer sternhellen Nacht, wo er länger als gewöhnlich auf der Terrasse des Gartens verweilte, ihn über den Zustand seines Gemüthes zur Rede zu stellen.

»Mutter!« sprach er, als deren Fragen nicht länger auszuweichen war, »es war nicht wohl gethan, den Schmerz aus meinem Herzen zu reißen! Er war mir lieb geworden, und ich pflegte ihn — wie die Mutter ihr krankes Kind, das ihr so unendlich viel Sorge und Mühe macht, und das sie doch nicht missen kann. Er ist nun gestorben, ohne daß der leere Raum irgend ein anderes Gefühl dafür zu fassen vermag.«

»Doch!« tröstete Kaba — »die Zeit —«

»Die Zeit!« unterbrach sie Halebi bitter lächend, »es ist ein schreckliches Wort, das: die Zeit! Freudenleer ließ sie meine Kindheit entschwinden; als Jüngling mußte ich nur Täuschung und Kummer ernten. Mein Sohn starb, ehe noch sein kindliches Lächeln mich erfreute; und Du und ich — werden wir nicht auch der Verwesung Raub, nachdem wir lange genug des Lebens Last getragen haben? Dieses Herz, jetzt noch vom warmen Lebensstrom durchglüht, wird in Staub zerfallen; der Wind wird mit den Grashalmen auf meinem Grabe

ſpielen, und die Menſchen, gleichgültig vorüber eilend, werden nicht mehr wiſſen, daß ein Halebi gelebt und gelitten hat! Und das Alles hat dann die Zeit gethan! O, es iſt ein ſchreckliches Wort — das: die Zeit! Gierig verſchlingt ſie jede ſelige Minute der Gegenwart, um uns der Vernichtung entgegen zu führen!« —

Kaba ſchwieg; denn ſie wußte, daß gegen ſeine Phantaſie nicht zu kämpfen ſei, wenn ſie einmal auf Irrwege gerathen war; aber ſie verwünſchte im Stillen den unſeligen Augenblick, wo der erſte Gedanke in ihr erwachte — zum Brunnen der See zu gehen.

Den folgenden Tag erwartete ſie vergebens des Sohnes Heimkehr. Die Sclaven ſagten: Halebi müſſe die Nacht außer dem Hauſe zugebracht haben, denn ſein Lager ſei noch unberührt, jedoch ſah Niemand ihn gehen.

Namenloſe Angſt erfaßte Kaba, als der Tag ſich neigte und Halebi noch immer nicht erſchien. Sie ging zu Almanzor; doch dieſer, eben beſchäftiget, von ſeinen Lieblingsſclavinnen ſich Bart und Hände mit köſtlichen Spezereien beräuchern zu laſſen, hatte kein Ohr für der Mutter Klagen, und meinte: wenn ein Unfall ihm zugeſtoßen, ſo ſei er gewiß ſelbſt Schuld, da er ja immer die dunkelſten Winkel, wo Schlangen und Tiger hauſen, aufſuche.

Sie eilte zu Thakur, der eben in den letzten Strahlen der untergehenden Sonne — vor dem Grabmal, das er sich zur Wohnung ausersehen — saß, um frommen Betrachtungen nachzuhängen; doch dieser schenkte ihr noch weniger Theilnahme als ihr Erstgeborner, denn er verwies sie mit salbungsvollen Worten an den Himmel, dessen Wille allein es sei, wenn Halebi ein Unglück widerfahren wäre.

Rathlos, verzweifelnd irrte Kaba umher, vergebens des Verlornen Namen rufend. Die Nacht — so schön und so unheimlich zugleich — umhüllte mit ihrem geheimnißvollen Schleier die Erde, und noch hatte keine Spur ihr gezeigt, wohin der Verschwundene sich gewendet haben mochte. Lange hatte sie schon einen Stein sich in Bereitschaft gehalten, um die Fee noch einmal über Halebi's Schicksal zu befragen; und sie eilte, von diesem Gebrauch zu machen, da es ihr das einzige Mittel schien, ihrer Angst sich zu entladen. Mit beflügelten Schritten hatte sie bald den Brunnen erreicht, und der verhängnißvolle Stein entglitt ihrer Hand — um in die endlose Tiefe desselben zu rollen. Hochauf schäumte das Wasser wie damals, als jugendliche Träume von Hoheit und Größe sie hierher geführt — und der Boden bebte unter ihr, als wolle unterirdischer Donner die Erde spalten, die Störerin der nächtlichen Ruhe zu

verſchlingen. Und wie damals, ſtand Kaba feſt im wilden Aufruhr der Natur, bis die Donner ferne verhalten und ſanfte Melodien — das Nahen der Fee verkündeten.

»Was verlangſt Du von mir?« ertönte eine Stimme, und die ſchöne Bewohnerin des Brunnens tauchte aus den Wellen empor.

»Wo iſt mein Sohn Halebi?« rief Kaba, in geſpannter Erwartung.

»Seinem Geiſte hat meine Hand die Pforte des Paradieſes geöffnet,« entgegnete die Fee; — »ſeine Hülle ruht dort im Schatten jener Bäume.«

Kaba's Blicke folgten der ausgeſtreckten Hand, und ein leiſe zuckender Lichtſtrahl, gleich dem Leuchten des Blitzes, ließ Halebi's Leiche ſie erkennen, die wenige Schritte von ihr lag. In wilder Verzweiflung ſtürzte ſie ſich auf den entſeelten Liebling, und ihr Schmerz glich dem Strom, der in tobendem Grimm ſeine Ufer verläßt, um alles zu verheeren; denn ihre Lippen ſprachen den gräßlichſten Fluch über das Haupt der Fee, die ihre Gabe auf eine ſo treuloſe Art erfüllt hatte.

Lange ſah die Beherrſcherin des Brunnens mit mitleidigem Lächeln dem Treiben Kaba's zu; doch als dieſe den ſchrecklichen Fluch ausſprach, rief ſie entrüſtet:

»Wahnsinniges Weib! Du selbst hast ihm sein Schicksal bereitet — nicht ich! Wollte ich des Sanges Gabe ihm verleihen, mußte ich erst Glück, Ruhe und Frieden aus seinem Herzen nehmen, denn es gibt keinen glücklichen Dichter auf Erden!« Und heftiger Donner erschütterte die Erde.

Als Kaba wieder zur Besinnung kam, fiel der erste Strahl der aufgehenden Sonne auf die bleichen Züge Halebi's, der, im Tode mit dem Leben versöhnt, nur zu schlummern schien. Bald lag auch sie an des Lieblings Seite in kühler Erde gebettet; aber Halebi's glänzender Stern des Ruhmes ging erst auf, als längst schon der Wind mit den Grashalmen seines Grabes spielte. Arme Mutter! armer Halebi! was ist der Ruhm, wenn sein Glanz nur auf todte Asche fällt!? Doch Gott ist groß! und nur sein Wille geschehe auf Erden, wie im Himmel.

Geheimnisse der Nacht.

Phantasie.

Geheimnisse der Nacht.

Phantasie.

Glänzend strahlten die Sterne aus dem tiefen Blau des unermeßlichen Himmels und kein Laut unterbrach die feierliche Stille, denn selbst der Zephir war eingeschlummert am Busen eines Jasminstrauches, welchem er lange im süßen Spiele die Blüthen entführt, bis dieser ihn zur Ruhe gewiegt — als die Rose stolz ihr Haupt erhob, um von ihrem grünen Throne herab die ganze Gegend zu überschauen; und da auch nicht ein lebendes Wesen sich zeigte, so gab sie der Glockenblume Befehl: die Unterthanen ihres weiten Reiches zu versammeln. Nur ein leises Zeichen derselben — kaum vernehmbar dem Ohre des kleinsten Insektes — ertönte, als von allen Seiten, über Berg und Thal, die Blumen herbei strömten, um den Thron der Königin sich reihend — zu vernehmen den Willen der Rose.

»Lange ist es schon her,« nahm diese endlich das Wort — nachdem alle Blumen und Blüthen, von der hohen Lilie bis zum kleinen Veilchen, sich versammelt hatten — »daß keine Nacht eine ungestörte Zusammenkunft uns erlaubte; heute jedoch bedeckt lautlose Ruhe die ganze Flur, und sicher vor der Arglist des schwatzhaften Windes, der weit nach Westen gezogen ist, habe ich Euch daher zusammenberufen, damit Ihr Rechenschaft ableget von Eurem Wirken und Leben.«

Eine lange Pause erfolgte auf diese Anrede, denn keine der Blumen wollte zuerst sich des Wortes bemächtigen; doch die Lilie, ihrer Reinheit und Würde sich bewußt, wollte die Königin nicht länger auf Antwort warten lassen, und sie begann: »Du weißt, Herrscherin! wie sehr die Menschen, von blindem Irrwahn befangen, oft Glück und Unglück verkennen und nicht selten da weinen, wo ihr Herz frohlocken — oder da jubeln, wo ihr Auge von Thränen überfließen sollte. Allein, sie sind deshalb zu beklagen; da ihrem Blicke die geheimen Fäden verborgen sind, welche die sinnliche Welt an die Geisterwelt binden, so können sie natürlich nur das begreifen, was sie sehen; was sie nicht sehen, läugnen sie als Träume eines kranken Gemüthes ab. So auch hat der Herr der Geister und der Welten die kleine Ildiz von ihrer sterblichen Hülle befreit, um

in milder Barmherzigkeit ihr die herben Prüfungen des Lebens zu ersparen, da ihr reiner Geist jetzt schon reif war, einzugehen in das Licht der ewigen Gnade; — doch die Mutter nennt das Tod! und in trostloser Verzweiflung weint sie nun täglich auf dem Hügel, unter welchem die irdische Hülle wieder zu Staub werden soll, dem sie entnommen war. Es schmerzte mich, den Jammer der Armen zu sehen, ohne den Schleier lüften zu dürfen, der dem Blick des Sterblichen das geheimnißvolle Walten der Geisterwelt verbirgt; doch wollte ich ein Zeichen ihr geben, um die verwundete Seele für den Trost der Hoffnung empfänglich zu machen, und so erhob ich mich denn in einer Nacht vom Grabe des Kindes, meine blendend weißen Blumen zum Himmel empor richtend, — auf daß auch der thränenschwere Blick der Mutter zum Himmel sich richte, von woher allein das Licht der Gnade und des Friedens in das Herz des Sterblichen sich ergießt.«

Zufrieden wiegte die Rose sich auf ihrem grünen Blätterthrone, und nachdem sie, leise flüsternd, einen Augenblick zur Myrthe sich geneigt hatte, winkte sie dem Veilchen, näher zu treten. Erschrocken über so viel Auszeichnung, schmiegte die blaue Blume sich demuthsvoll unter das dunkle Laubdach eines wilden Thimianstrauches; doch nochmals aufgefordert, begann

sie endlich: »Mein Leben, o hohe Rose, verdient nicht der Beachtung unter so vielen glänzenden Blumen, die alle hoch über mir empor ragen. Still und zufrieden verfließen meine Tage in dem Bewußtsein, manchmal einen Wanderer durch meinen Duft zu erfreuen. Zwar haben die Menschen meine Farbe als Symbol jenes wandelbaren Gefühles gewählt, das sie Freundschaft nennen; allein, diese Wahl hält sie nicht ab, mich oft — sehr oft in den Staub zu treten, und so muß ich, tausend Mal sterbend, immer wieder in neuer Hülle aufblühen! Aber ich bin dennoch mit meinem Loose zufrieden, denn wäre es nicht der Wille des Höchsten, so würde ich einen höheren und kräftigeren Stengel von der Natur erhalten haben.«

»Auch mir ergeht es nicht besser,« nahm hierauf das Vergißmeinnicht das Wort. »Der Scheidende gibt mich als Pfand der Treue zum Abschied, und hat oft nach wenig Tagen schon mich — sammt der Empfängerin vergessen; der Thränen bin ich auch deßhalb so gewohnt, daß ich nur mehr in feuchtem Boden mich wohl befinde.« —

Eben wollte auch die Orangenblüthe ihren Bericht beginnen, als der Hufschlag nahender Rosse durch die Stille der Nacht ertönte. Eilig flohen die Blumen auf ihre Plätze zurück, und nur die Rose mit ihrer Umgebung blieb, da man sie hier unter diesen Bäumen zu

sehen gewohnt war, und ihre Anwesenheit daher nicht auffallen konnte. Und immer näher kam der Zug der Reisenden, an dessen Spitze ein junger Mann auf einem ganz mit goldenen Decken behangenen Rappen ritt. Er schien in tiefes Sinnen verloren zu sein, denn seinen Händen war der reichgeschmückte Zügel entsunken, und nur, wenn zuweilen der Schein der Fackeln, welche die Sclaven trugen, auf sein Antlitz fiel, da flammte ein freudiger Strahl aus seinen dunkel glänzenden Augen, und ungeduldig trieb er dann plötzlich sein Roß zu größerer Eile an. Doch ein wilder Ruf des Hasses und der Wuth unterbrach auf einmal das eintönige Geräusch der Pferde, und aus einer Felsenschlucht stürzten dunkle Gestalten sich auf den friedlichen Zug der Reisenden, des Todes Schrecken unter ihnen verbreitend. Bald hatten die Sclaven, von der Ueberzahl der Mörder verfolgt, mit verhängtem Zügel die Flucht ergriffen und nur der Anführer derselben kämpfte noch mit Löwenwuth, obwohl schon sein Blut aus mehrern Wunden quoll. Grauenhaft blitzten die Waffen durch das Dunkel der Nacht, welche von beiden Seiten mit gleicher Erbitterung geführt wurden; doch einer sank plötzlich tödtlich getroffen, worauf sogleich der Sieger das erledigte Roß am Zügel faßte und in fliegender Eile mit demselben davon jagte. —

»Zoraide!« — hauchte der Sterbende mit schwacher Stimme; dann aber wurde es wieder todtenstill, und nur einige Grillen, welche das warmquellende Blut aus ihren Höhlen aufgeschreckt hatte, suchten zirpend sich ein neues Lager. —

»Ist er todt?« flüsterte die Rose, sich über den Gefallenen neigend.

»Eben ringt er sich los von den irdischen Banden,« entgegnete eben so leise ein Rosmarinstrauch, dessen Zweige das Gesicht des Sterbenden zum Theil bedeckten.

»Nun, so geleite die Seele noch einmal zum Gegenstand ihres letzten Erdenwunsches, ehe sie an ein neues Dasein gebunden wird!« befahl die Rose.

»Ein Ring ist einem der Kämpfenden entfallen,« berichtete eine Hyazinthe; »mit Blut befleckt liegt er neben mir im Grase.«

»Die Lilie mag denselben einstweilen in ihrem Kelch verbergen,« sprach die Königin der Blumen; und bald standen die Unterthanen ihres weiten Reiches wieder regungslos, als hätten sie weder Seele noch Empfindung, denn in Osten graute der erste Tagesstrahl und willenlos ergaben sie sich wieder dem launenhaften Spiele des erwachten Zephyr's.

Eine Alabaster-Lampe, welche von der Decke herab einen matten Schimmer im kostbar verzierten Gemach verbreitete, ließ nur undeutlich die Gegenstände erkennen; jedoch gerade dieses zauberhafte Halbdunkel ist dem Schlafe am günstigsten, weßhalb auch Zoraide süß zu schlummern schien unter dem zarten Gewebe des weißen Mousselin's, der über ihrem Lager in reichen Falten sich ausbreitete, während eine leichte seidene Decke sie vor der kühlen Nachtluft schützte, die, mit tausend Wohlgerüchen erfüllt, durch die vergoldeten Fenstergitter drang. Eben wollte die Schläferin — der ganzen Seligkeit der ungestörten Ruhe sich überlassend — zur andern Seite sich wenden, als ein helltönender Schlag das ganze Gemach erschütterte.

»Was war das?« rief Zoraide schnell ermuntert; und auch die Sclavinnen, welche im Nebenzimmer ihr Lager hatten, eilten herbei — fürchtend, der Herrin möchte ein Unglück begegnet sein. Bleich vor Schrecken blickten die Frauen sich gegenseitig an; doch Albassi, welche zuerst wieder Fassung errang, ging gegen eine Nische, in welcher eine große Blumenvase stand, und mit erleichtertem Herzen sprach sie: »Das Räthsel ist gelöst, die Vase hier ist zersprungen, der ganze Teppich ist schon durchnäßt vom hervorquellenden Wasser, bringt nur schnell ein anderes Gefäß herbei, damit es nicht,

ganz ausströmend, das Lager der Gebieterin erreiche! — Und in geschäftiger Eile ordneten die Mädchen die Blumen in eine neue Vase, nachdem sie das Auslaufen des Wassers beseitiget hatten; Zoraide aber stützte gedankenvoll das Haupt in die Hand, denn sie glaubte in diesem Ereigniß die Weissagung eines Unglücks zu sehen, und düstere Ahnungen umstrickten wie Schlangen ihre Seele. — Alles war geschehen, schon wollten die Sclavinnen sich wieder entfernen, als Albassi noch einen Rosmarinzweig dicht neben Zoraidens Lager auf der Erde fand. Verwunderungsvoll — wie dieser so weit weg konnte gefallen sein — hob sie ihn auf, um zu den übrigen Blumen ihn zu tragen, doch Zoraide befahl, ihr den Zweig zu reichen, und lange schon sangen die Vögel des Gartens ihr Morgenlied, als sie noch immer aufrecht auf ihrem Lager saß, in wachende Träume verloren, mit den dunkeln Blättern des Rosmarin's spielend.

Auf seidenen Polstern saß in behaglicher Ruhe Abdaul-Hamid-Bey, den kleinen bläulichen Rauchwolken zusehend, welche von Zeit zu Zeit aus seiner Pfeife aufstiegen, kräuselnd einige Minuten in der Luft sich drehten, um dann langsam sich verbreitend zu ver-

schwinden; während die Frauen und Töchter seines Harems in einem Halbkreis seinen Divan umstanden, ehrfurchtsvoll harrend dem Wink des Gebieters. Auch Zoraide befand sich als die Aelteste unter der Zahl seiner Kinder, und mehr wie ein Mal verweilte heute des Vaters Blick auf ihr, wenn er das Auge zuweilen abwandte von den phantastischen Figuren des Rauches. Endlich aber, als er die Pfeife in die Hände einer knieenden Negerin gelegt hatte, befahl er der Tochter, hervorzutreten aus den Reihen der Uebrigen; und nachdem sie in kindlichem Gehorsam sich vor dem Vater geneigt, begann er: »Du bist nun bereits an der Zahl Deiner Jahre soweit vorgeschritten, daß es mir Zeit schien, für Dein Glück bedacht zu sein, und ich habe deßhalb auch schon gewählt; denn heute noch wird Ramik-Pascha bei mir erscheinen, um meinen Vatersegen zu erbitten. Halte Dich daher bereit, durch des Harems Gitter ihn zu beobachten, damit Du siehst, daß nur Liebe und Sorge für Dein Glück meine Wahl geleitet hat. Geh' jetzt, mein Kind! Allah verleihe Dir seinen Schutz, auf daß Du eine so gute Gattin und Mutter werden mögest, als Du bisher eine gute Tochter warst.«

Zoraide beugte sich tief herab, den Saum von des Vaters Kaftan an ihre Lippen zu drücken, worauf sie

schweigend den Saal verließ; als sie aber in ihrem Gemach sich allein befand, brach sie in Thränen aus, und mit aller Leidenschaft eines lebhaften Gemüthes überließ sie sich den Ausbrüchen des ungemessensten Schmerzes; denn alle ihre Hoffnungen sah sie nun plötzlich durch des Vater Wort zerstört, und die Zukunft, welche ihren Träumen so glänzende Farben verlieh, war in eine dunkle, trostlose Einöde verwandelt worden. —

Zoraide hatte kaum das Kindesalter zurückgelegt, als sie mit Amurath, einem Jüngling von ausgezeichneter Schönheit, durch dessen Schwester — einer Gespielin ihrer Jugend — bekannt wurde. Bald entdeckten jedoch die Mütter der beiden Mädchen deren geheime Zusammenkunft, und eine strenge Aufsicht machte es ihnen auf lange Zeit unmöglich, das begonnene Verhältniß fortzusetzen; allein, wenn einmal der zündende Funke gefallen ist, so brennt er nur um so tiefer, jemehr Widerstand von außen sich ihm entgegensetzt; und auch Zoraide empfand die Wahrheit dieser Worte, weßhalb sie Albassi — ihre Lieblingsſclavin — in das Geheimniß ihres Herzens einweihte, um durch diese Mittel und Wege zu finden, den Geliebten wieder zu sehen, was ihr auch gelang, obwohl oft mit größter Gefahr. Einer abermaligen Entdeckung vor-

zubeugen, war die höchste Vorsicht nöthig. Niemand wußte daher um das Geheimniß, außer Albassi und ein Freund Amurath's, welche immer Wache halten mußten; selbst dessen Schwester mied Zoraide, um allem Verdacht zu entgehen. So war beinahe ein Jahr unter stetem Hoffen, Angst, Furcht und Sorgen, nur von einzelnen seligen Minuten durchstrahlt, verflossen, als ein neuer Sturm am Himmel ihrer Liebe sich aufthürmte.

Ein verheerender Krieg drohte dem Lande; alles griff zu den Waffen, die Feinde ihres Glaubens zu vertreiben. Auch Amurath blieb nicht frei von der allgemeinen Kampfeslust, und sein Entschluß wurde um so fester, da er hiedurch den Weg zu Zoraiden's Besitz sich zu bahnen hoffte. Allein, das zagende Mädchen sah nur die Gefahren und Schrecken des Kampfes, und sie wandte daher alle Ueberredungsgabe an, von seinem Vorhaben ihn abzubringen; doch zu glänzend war die Aussicht für den ehrgeizigen Jüngling, und zum ersten Male taub gegen ihre Bitten, stellte er allen ihren Thränen — sein Scheiden als das einzige Mittel, auf ewig mit ihr vereiniget zu werden, entgegen. In das Unabwendbare sich fügend, sah Zoraide endlich den Geliebten ziehen. Auch der treue aufopfernde Freund, dessen Namen ihr sogar Amurath's

Eifersucht verschwieg, den sie nur einmal sah, begleitete ihn; und so blieb ihr Niemand als die treue Albassi, welche, eingeweiht in das Geheimniß, ihr die trüben Stunden durch Trost und Verheißung einer glücklichen Zukunft zu erheitern vermochte.

Drei Jahre waren langsam dahingezogen. Oft erscholl die Kunde, daß Amurath durch seine Tapferkeit sich zum Pascha emporgeschwungen, und Zoraidens Herz bebte vor Freude, denn sie wußte, daß der Bewerbung eines Pascha ihr Vater kein Hinderniß in den Weg legen würde.

Der Krieg war beendet, schon viele junge Männer, die nicht für den Glauben gefallen, waren heimgekehrt; und so nahe ihrem Glücke, mußte plötzlich durch das Erscheinen Ramik-Pascha's all ihr Hoffen vernichtet werden. Vergebens bemühte Albassi sich, die trostlose Gebieterin aus ihrem Schmerz zu reißen. Ihr Entschluß stand fest: ihr Dolch sollte am Hochzeitstag von dem aufgedrungenen Gemahl und von ihrem eigenen Leben sie befreien, das ohne Amurath keinen Werth für sie mehr haben konnte. — Der Abend kam; kalt und theilnahmlos stand Zoraide hinter dem goldenen Gitter, das die inneren Haremsgemächer von dem großen Eintrittssaal trennte, in welchem ihr Vater von seinen vornehmsten Sclaven umringt saß, als Ramik-

Pascha erschien. Anfangs würdigte sie den Eingetretenen keines Blickes, doch als er von Dank durchdrungen sich zu ihres Vaters Füßen warf, als er bei der Heiligkeit des Propheten schwur, des Glückes, solch eine Gattin zu besitzen, stets würdig sich zu zeigen, da wurde ihr Inneres mächtig durch den Klang seiner Stimme erregt, und sie begann mit steigender Aufmerksamkeit ihn zu betrachten. Namik-Pascha war keine gewöhnliche Erscheinung; kühn und würdevoll in seinem Benehmen verband er Stolz mit einschmeichelnder Bescheidenheit, und aus seinen edel gezeichneten Zügen strahlte ein eigen geheimnißvolles Wesen, das durch den sanften Glanz seiner schwarzen Augen noch erhöht wurde. Zoraide däuchte es, als müsse sie in diesen Zügen lesen, als stünde eine deutliche Schrift in denselben; aber der wundervolle Schimmer blendete sie, und sie schlug den Blick zur Erde. Und immer wieder mußte sie hinsehen, und immer mehr schwand der tödtliche Haß in ihrem Herzen, der schon den Dolch für Namik geschliffen hatte; und als endlich der Besuch beendet war, ging sie wie träumend in ihr Gemach, wo Albassi, die vergebens auf der Herrin Ruf gewartet, sie noch in später Nacht auf demselben Divan fand, auf welchem sie bei ihrem Eintritt sich niedergelassen. — Der Hochzeitstag rückte immer näher heran;

Zoraide ließ willig sich jede herkömmliche Förmlichkeit gefallen; ja, es blitzte sogar oft mühsam verhehlte Freude aus ihren Augen, und ihre Stimme bebte, wenn der Name ihres Bräutigams genannt wurde. Nicht länger fähig, das Geheimniß des Herzens in des Busens Tiefen zurück zu drängen, gestand sie endlich Albassi, welchen Eindruck Namik auf sie gemacht, und da Vertraute selten etwas erwiedern, das man nicht auch gerne zu hören wünscht, so billigte sie vollkommen die Neigung der Gebieterin, des Bräutigams Vorzüge mit den glänzendsten Farben schildernd, wobei sie nicht unterließ zu bemerken, daß man ja nicht wissen könne, ob Amurath es nicht vielleicht gerne sähe, seines Schwures entbunden zu werden, da sein langes Säumen ziemlich deutlich zeige, daß die Gluth seiner Liebe wohl verloschen sein müsse.

Reges Leben herrschte in den Höfen des großen Gebäudes Abdaul-Hamid-Beys, und die Sclaven rannten in geschäftiger Eile durch die kühlen Säulengänge, denn schon waren zahlreiche Gäste im Hause versammelt zum morgenden Hochzeitfeste, welche Aufmerksamkeit und Bedienung erheischten, die Menge der Tänzerinnen und Gaukler, die das Fest verherrlichen sollten, ungerechnet.

Gedankenvoll stand Zoraide hinter dem Gitter

ihres Fensters, dem Treiben und Drängen der Menschen zusehend, welches alles nur ihrem Glücke galt; und in dies beseligende Gefühl mochte wohl manchmal eine leise Mahnung des Gewissens, wie aus weiter Ferne, durch die frohen Stimmen ihres Herzens klingen, denn sie athmete hoch auf, als Albassi, mit einem großen Blumenstrauß in der Hand, in das Gemach trat. »Diese auserlesenen Blumen,« nahm die Sclavin das Wort, »hat Namik-Pascha für Dich — selbst gebrochen, damit keines Mannes Hand das berühre, was in deutungsvoller Sprache die Gesinnungen seines Herzens Dir offenbaren soll.«

Mit strahlender Freude in den Zügen nahm Zoraide den Strauß. »Und wie großmüthig hat er mich beschenkt,« fuhr Albassi in fröhlicher Schwatzhaftigkeit fort; »sieh nur, dies Gold ist alles mein; der Sultan selbst dürfte solcher Gabe sich nicht schämen. Und diese Blumen, wie sinnvoll gewählt! Die Rose, von Immergrün umgeben, sagt: daß seine Liebe unsterblich sei; des Feldes blaue Blume soll seine Treue Dir beweisen; doch die Lilie — ein Sinnbild seines reinen Herzens, übertrifft beinahe alle übrigen Blüthen an Pracht. Sieh nur, wie voll! Blume drängt sich an Blume; solch' herrliche Lilien sind niemals mir noch vor Augen gekommen. Eins, zwei, drei,« und sie

zählte leise fort bis zwölf, stockend — setzte sie endlich »dreizehn« hinzu, jedoch schnell gefaßt, riß sie unbemerkt eine der Blumen ab, und nochmals überzählend, rief sie mit scheinbar erleichtertem Herzen: »Zwölf — es sind nur zwölf! Es hätte mich auch wundern sollen, wenn Namik-Pascha's Aufmerksamkeit die böse Zahl dreizehn entgangen wäre.« — Um die dreizehnte Lilie den Blicken der Gebieterin zu entziehen, wollte Albassi dieselbe hinter den seidenen Vorhang einer Nische werfen, doch klirrend rollte im nemlichen Augenblick etwas zu Zoraiden's Füßen. Sie hob es auf, es war ein Ring — es war ihr Ring, welchen beim Abschied sie Amurath gegeben, der nun, mit vertrocknetem Blute befleckt, in ihren Händen lag. Zum Tod erbleichend, sank sie in die Kissen des Divans zurück. —

Glanzvoll strahlten die Sterne aus dem dunklen Blau des unermeßlichen Himmels, und kein Laut unterbrach die feierliche Stille, denn selbst der Zephir war eingeschlummert am Busen des Jasminstrauches, der leise singend ihn zur Ruhe gewiegt, als die Rose stolz ihr Haupt erhob, um von ihrem grünen Blätterthrone herab die ganze Gegend zu überschauen; und da kein lebendes Wesen sich zeigte, so gab sie der Glockenblume

Befehl, die Unterthanen ihres weiten Reiches zu versammeln. Nur leise, nicht vernehmbar dem Ohre des Menschen, hallten die Töne derselben durch die heilige Feier der Nacht, als von allen Seiten, über Berg und Thal, die Blumen herbeiströmten, um den Thron der Königin sich reihend — zu vernehmen den Willen der Rose.

»Auf lange Zeit ist nun der schwatzhafte Wind nach Westen gezogen,« begann diese ihre Anrede, »und ich werde, seine Abwesenheit benützend, jede Nacht Euch zusammen berufen, um Rechenschaft zu fordern von der kleinsten Euerer Handlungen; denn bald wird sengende Sommergluth mein irdisches Sein verzehren, und frei und fesselos mich aufschwingend — erwarte ich dann das Urtheil des Herrn und Meisters, ob ich in neuer Rosenhülle wieder die Mitte zwischen Mensch und Geist einnehmen, ob ich das Eine werden oder das Andere bleiben soll! Doch wie auch der Wille des Höchsten über meine Zukunft gebietet, treu werde ich bis zur Auflösung meines irdischen Lebens den angewiesenen Beruf erfüllen, der nach den Begriffen der Sterblichen wirklich ein beneidenswerthes Loos wäre, wenn sie unser Glück und unser Leben zu fassen vermöchten.«

»Du hast Recht, o hohe Herrscherin!« nahm hierauf die Lilie das Wort. »Könnten die Menschen nur

auf eine Stunde sich unsere Denkungsart aneignen, sie würden ihrer Verblendung einen Denkstein crystallisirter Thränen setzen; — allein, dies liegt nun einmal außer dem Kreis ihrer Bestimmung, und so giebt es wohl Wenige, deren Natur der unsern sich nähert. — Auch Zoraide habe ich gewarnt; doch unbeachtet blieb von ihr — der sprechende Blick meines Auges. Ich ließ den Ring ihres ermordeten Geliebten aus meinem Kelch, wo er so lange verborgen geruht, zu ihren Füssen hinrollen, doch alles vergebens! Zwar hat ein Blitzstrahl der Ahnung in diesem Augenblick ihre Seele durchzuckt, allein, Leidenschaft und Liebe haben zu sehr mit ihrem Zaubergarne sie umsponnen, als daß es ihr möglich werden könnte, sich wieder loszumachen. Trotz des warnenden Ringes ist sie Namik's Gattin geworden, und der Mörder seines Freundes schwelgt nun in unverdientem Glück.«

»Nicht so ungerecht, als es Dir vielleicht scheinen mag,« entgegnete die Rose, »hat hier bei Vertheilung der Loose das Schicksal gewaltet. Namik, Amurath und Zoraide haben schon einmal, unter andern Verhältnissen und unter einer andern Zone, menschliche Körper bewohnt. Damals waren Namik und Zoraide die Betrogenen, denn Amurath drängte unheilbringend sich zwischen die Liebenden, und nachdem er das Mädchen

zur Untreue verführt und verlassen, tödtete er Namik im Zweikampfe. Von geheimer Sympathie gezogen, haben sie im neuen Leben sich abermals gefunden. Amurath mußte die Schuld seines früheren Lebens büßen, indem er durch die Hand seines einstigen Opfers fiel. Da jedoch der Mensch nur das Werkzeug des göttlichen Gerichtes, nicht der Richter selbst sein soll, so hat auch Namik nun gefehlt, daß er nicht reuevoll, ob der blutigen That, auf Zoraidens Besitz verzichtete. Auch Zoraide hat den rechten Pfad nicht erkannt, welchen sie wandeln sollte. Gewarnt durch der Lilie Wink, hätte sie den Ring vor Namiks Augen haltend — fragen sollen: Wo ist der Besitzer desselben? Ihre Stimme würde die schlafende Reue in seinem Herzen erweckt, und durch freiwillige Buße würden beide dann den Himmel versöhnt haben.

Aber Zoraide wollte die warnende Stimme ihres Engels nicht verstehen, und nur ihrer Leidenschaft blind folgend, wird sie nun nochmals dem läuternden Feuer des Unglückes preisgegeben, werden tausend Dornen auf ihrem Lebenswege sie verwunden. Und abermals werden Amurath, Namik und Zoraide in neuer Hülle geboren; bestehen sie dann die Prüfung, so wird die Pforte des ewigen Lichtes sich ihnen öffnen, und Jahrtausende fließen wie Wellen eines kleinen Baches an ihnen vorüber, denn der Vollendung Seligkeit fin-

det nicht Raum in der engherzigen Stundenrechnung des Sterblichen.« Ein klagender Wehlaut durchzitterte in diesem Augenblick die stille Nachtluft, und die Blumen tauchten erschrocken sich unter das feuchte Gras; doch die Rose sprach nach kurzem Lauschen: »Es ist Amurath's Geist, welcher in den Zweigen der Cypresse — die sein Grab beschattet — schläft! Böse Träume quälen ihn, jedoch darf er unter zehn Erdenjahren nicht erwachen; denn erst, wenn Namik und Zoraide ihre sterblichen Hüllen verlassen, wird auch er zu neuem Dasein gerufen. Singt daher, meine Kinder! singt Euere süßesten Schlummerlieder, auf daß schönere, lieblichere Träume den Schlafenden an ihrem Busen zur Ruhe wiegen!« — Und die Blumen umschlangen sich alle, und in flüchtigen Reihen tanzend, sangen sie Amuraths Geist in leisen — leisen Tönen in Schlummer. Ein verspäteter Wanderer aber sah die kleinen, blendend weißen Gestalten unter der Cypresse sich bewegen, und Allah um Beistand anrufend, verdoppelte er seine Schritte. Als er die Stadt erreicht hatte und erzählte, was er gesehen, mied man in scheuer Furcht den unheimlichen Baum, ahnungslos pflegte man aber die Blumen in ihren Vasen: denn des Menschen Verblendung endet nur mit seinem Leben.

Nachtigall und Rose.

Ein Mährchen.

Nachtigall und Rose.

Ein Mährchen.

Als die Menschen noch nicht so viel Geist, aber destomehr Herz und Gemüth hatten, da war die Welt und das Leben ganz anders als jetzt. Wie ein milder Lufthauch durch die Aeolsharfe zittert und alle Töne in einander schmelzend zum harmonischen Klange sich vereinigen, so zogen damals Unschuld und Tugend, auf dieser Erde noch ganz heimisch, über Berg und Thal, und fanden überall in den Herzen der Menschen einen Thron aufgeschlagen, wo frommer Glaube und kindliche Einfalt Wache hielten. Die Genien, welche unsichtbar schützend den Sterblichen zur Seite gehen, konnten ohne Gefahr, verhöhnt und verlacht zu werden, sich ihren Lieblingen zeigen, und dieser freundliche Verkehr bewahrte manch edles Herz vor schädlichem Einflusse böser Menschen oder finsterer Geister. Doch das

ist alles längst vorbei und verklungen, und nur noch einzelne Traumbilder jener glücklichen Welt ziehen mit leisen Tönen durch die Saiten der Harfe des Dichters, und verhallen in den spielenden Abendwinden, wie das sehnsuchtsvolle Lied eines Liebenden die stille Nachtluft bewegt und dann, mit dem letzten Hauche ersterbend, nichts zurückläßt als eine flüchtige Erinnerung.

Zu jener Zeit also war es, da lebte ein Jüngling, Namens Jussuff, welcher von den Mädchen in der ganzen Gegend nur Phöbus, oder der Lichtbringende, genannt wurde, da seine Schönheit wirklich dem strahlenden Tagesgestirn glich, und aller Augen mit Bewunderung und Entzücken auf ihm hafteten. Aber Jussuff war weit entfernt, in dieser allgemeinen Huldigung ein Glück zu finden; vielmehr schien er immmer finstern Gemüths, und nur in den dunklen Stellen des Waldes, wo er Tage lang im Schatten lag, fühlte er sich in seinen Träumen froh und heiter, und ungern trennte er sich von seiner idealen Welt, die so wenig zur Wirklichkeit paßte.

Es war an einem schwülen Nachmittage, als er einst, von seinem treuen Gefährten, dem Hunde Orion, begleitet, dem Walde zuschritt, der schon so oft der

stille Zeuge seiner geträumten Glückseligkeit gewesen, als er am Wege eine frischgebrochene, wunderschöne Rose fand. Weit und breit war Niemand zu sehen, der sie könnte verloren haben, und doch konnte sie bei der brennenden Mittagsgluth kaum ein paar Minuten gelegen haben, denn sie war frisch und duftig wie eine kaum ihrem Stamm entnommene.

Voll Verwunderung betrachtete Jussuff seinen Fund, und der aufkeimende Gedanke: ein unsichtbares Wesen möge hier im Spiele sein, färbte seine Wangen mit Freude, denn ein Abenteuer dieser Art war schon lange das Ziel seiner heißesten Sehnsucht, der Gegenstand aller seiner Träume.

Doch vergebens war sein Hoffen; schon neigte die Rose verwelkend das Haupt, schon verlängerten sich die Schatten der riesigen Bäume, ohne daß irgend etwas Wunderbares sich ereignet, oder daß er Aufschluß über der Blume Dasein erhalten hatte. Voll Unmuth über die getäuschte Erwartung, versank er endlich in einen schlummerähnlichen Zustand, und die Kinder seiner Phantasie gaukelten nun in bunten Träumen um seine Sinne, sich tausendfach verschlingend und verwirrend, bald in lockende Bilder, bald höhnend in schreckende Larven sich verwandelnd. Doch wie durch einen unbekannten Zauberschlag entschwanden plötzlich diese trü-

gerischen Erscheinungen, und die verwelkte Rose richtete sich stolz, in glänzender Pracht neu erblühend, empor.

»Ich bin als Schutzgeist Dir beigesellt,« sprach sie mit süßer Stimme, »und soll Dich durch das Leben begleiten, das heißt: so lange Du jung und schön bist; denn fallen einmal diese Eigenschaften weg, so können doch mir, der Königin der Blumen, die Götter nicht mehr zumuthen, an das Einerlei Deiner Tage mich zu fesseln! Ich werde Dich dann dem Schneeglöckchen überlassen, denn dieses freudenlose Geschöpf ist gerade gut genug, die öden Lebenstage des Alters zu hüten. Doch bis dahin ist es noch lange Zeit; freue Dich also meines Schutzes und überlasse Dich ganz meiner Leitung, denn alle Freuden der Erde gehorchen meinem Scepter, und nur ich bin im Stande, Dich glücklich zu machen. Bist Du über irgend etwas im Zweifel, so sprich nur: »»Rose, ich rufe Dich!«« und ich werde Dir erscheinen, um Dir mit Rath und That beizustehen!«

Nach diesen Worten war die Rose verschwunden, und nur ihr unendlich süßer Duft zog langsam wie eine Wolke dahin, sich auflösend in den Lüften des Abends, die ihn spielend in ferne Gegenden entführten.

»Auch ich bin Dir als Schutzgeist beigegeben!« sprach eine sanfte Stimme zu dem in Träume versunkenen Jüngling, »auch ich soll Dich durch das Leben

geleiten, doch nicht wie meine Schwester nur bis zur Gränze der Jugend, nein! bis der Todesengel Deine Fackel verlöscht, werde ich Dir zur Seite stehen, wenn Deine Handlungen und Dein Wille mich nicht aus Deiner Nähe verbannen.«

Jussuff blickte in die Höhe; eine Nachtigall wiegte sich in den Zweigen des Baumes.

»O, nicht diesen Blick voll Geringschätzung auf mein graues Gefieder!« fuhr sie in bittendem Tone fort, »auch die Lilie ist nur in einfaches Weiß gekleidet, und dennoch war sie es, die Deine Wiege bewachte, die Dich schirmte, bis Du, in das Jünglingsalter tretend, nun ihrem sorgenvollen Schutze entwachsen bist. Dein Weg wird jetzt breiter und führt aus den blumigen Wiesen der Kindheit nun meistens durch schaurige Wildnisse phantastischer Jugendträume über Ströme und Berge durch die oft traurige Einöde der Pflicht, bis endlich am Ziele der mühsamen Pilgerreise der Engel des Todes erscheint, um Dich des Staubes zu entkleiden und den Geist in die Räume des Lichtes zu führen. Aber der Weg bis dahin ist weit, und darum haben nun die Götter zwei Genien Dir beigesellt, welche Dich statt der Lilie begleiten sollen. Zwar wird die Rose nach der ersten Hälfte des Weges Dich verlassen, und das Schneeglöckchen als Erfahrung ihre

Stelle einnehmen, doch hängt es nur von Dir ab, die Rose auf längere Zeit zu fesseln, wenn Du nicht zu sehr von ihrem blendenden Glanze Dich hinreißen läßt, da sie, nur zu gern ihre Macht mißbrauchend, in trügerische Abgründe verlockt, um dann durch ihre Dornen zu verwunden; deshalb bin ich Dir beigegeben, Dein Herz, Dein Gefühl und Dein Gewissen zu berathen. Da ich aber das Gedränge und das wilde Treiben der Menschen scheue und nur an einsamen Orten, im verborgenen Dunkel froh bin, so kann ich Dir also nur sichtbar werden, wenn Du allein bist; jedoch werde ich überall in der Ferne Dir folgen, und Du kannst meines Schutzes gewiß sein, wenn ich auch nicht so glänzende Verheißungen wie die Rose Dir machen kann. Bist Du meines Rathes bedürftig, so lege die Hand auf Dein Herz und sprich: »»Nachtigall, erscheine!««

Nach diesen Worten entschwand die Nachtigall im Dunkel des Gebüsches, und erst als die Sterne am blauen Himmelszelte glänzten, hörte er ihre schmelzend süßen Töne der fühlenden Brust entschweben, weit die Stille der Nacht mit heiliger Wehmuth erfüllend.

Tage vergingen in träger Einförmigkeit, ohne daß irgend ein Ereigniß die Erwartung Jussuf's befriedigt

hätte; vergebens hoffte er mit jedem anbrechenden Morgen, sein stilles Leben werde endlich aus seinen Ufern treten, ihn in den Strudel des Weltgedränges fortzureißen; vergebens wanderte er nach dem Hain, wo seine Genien ihm erschienen; alles blieb öde und still und seine Tage flossen unbemerkt dahin, wie der Bach, welcher sich um sein kleines Besitzthum schlängelte. Nur von seinem treuen Hunde begleitet, ging er einst wieder dem Walde zu und warf sich dort in das hohe Gras, um seinen Träumereien ungestört nachzuhängen.

»Bin ich nicht ein Thor!« rief er plötzlich, von einem schnellen Gedanken erfaßt, »daß ich mich quäle, wo die Freude meinem Winke gehorchen muß!« und: »Rose, ich rufe Dich!« tönte von seinen Lippen.

Alsobald schoß frisches Grün aus dem Boden, und dem Grün entsproß eine Knospe, und die Knospe schloß sich zur herrlichsten Rose auf. Doch die Rose fing an, sich zu verwandeln; zwei dunkle Sterne glänzten zwischen den zarten Blättern und formten sich immer lieblicher; die Thautropfen, welche im Kelche zitterten, reihten sich wie Perlen an einander, der schlanke Stengel bleichte zu Elfenbein, das grüne Laub wölbte sich in runde Arme, und ein Mädchen stand, dicht in Rosaflor verhüllt, vor Jussuf's erstaunten Blicken.

»Ich bin die Rose!« sprach sie süß lächelnd, »und

werde in Zukunft immer in dieser Gestalt Dir erscheinen. Was verlangst Du von mir?«

»Ha! was ich verlange,« gab Jussuff erglühend zurück, »das fragst Du, nachdem ich mein ganzes Dasein einsam bei meinen Heerden verschmachtet?«

»Wer wird auch unter Lämmern Befriedigung für ein von Ehrgeiz glühendes Herz erwarten!« lächelte die Rose; »das Glück wohnt nur in der Welt — oder im eigenen Herzen. Darum verlaß Deine Heerden, wandre nach Osten, dort wirst Du Alles finden, was Dein Herz wünscht.« Eine leichte Wolke umhüllte die Gestalt der Rose, und als diese endlich in der Luft zerronnen, war das ganze Bild entschwunden.

Den folgenden Morgen schon rüstete Jussuff sich zur Reise; als er aber aus der Thür seiner Hütte trat, um die stillen Räume, wo er als Kind so froh gewesen, zu verlassen, da überfiel ihn bange Wehmuth, und es war ihm, als müsse er auch erst die Nachtigall über sein Vorhaben um Rath fragen. In demselben Augenblicke aber ging Algetha, eine Jugendgespielin von ihm, vorüber und grüßte freundlich; da er jedoch, in Gedanken vertieft, ihren Gruß nicht bemerkte, schalt sie ihn einen Träumer, indem sie eine Rose, welche sie an

der Brust getragen, nach ihm warf. Dies für eine Erinnerung seines Schutzgeistes nehmend, verließ er sogleich die Hütte, ohne sich mehr umzusehen, obwohl er den Ruf seiner Lämmer, die vor der Thür weideten, noch in weiter Ferne hörte.

Immer der Richtung nach Osten folgend, gewahrte er am dritten Abend seiner Wanderung die Kuppeln und Thürme einer großen Stadt, was sein in ängstlicher Erwartung schlagendes Herz mit Freude erfüllte.

Seine Schritte verdoppelnd, erreichte Jussuff bald die Gärten, welche zerstreut um die Stadt lagen und mit ihren vergoldeten Kiosks einen recht malerischen Anblick boten; einer derselben zeichnete besonders durch Pracht sich aus, und da ein kleines Seitenpförtchen offen stand, wagte Jussuff, von Neugierde getrieben, sich hinein, sorgsam spähend, ob Niemand den Eintritt ihm wehre. Da aber kein Mensch weit und breit zu sehen war, so bekam er immer mehr Muth, die prächtigen Springbrunnen und Blumen-Terrassen in Augenschein zu nehmen, bis er endlich ermüdet in einer Laube sich niederließ; doch kaum hatte er einige Minuten geruht, als er plötzlich Stimmen und nahende Tritte vernahm, und da es zu spät zu entfliehen war, so verbarg er sich hinter ein dichtes Gebüsch.

»Fasse Muth, meine theure Gebieterin! vielleicht

geht alles besser als Du zu glauben hoffen darfst,« tönte eine Stimme an des Rauschenden Seite; und zwei Frauengestalten nahmen gerade ihm gegenüber auf einer Moosbank Platz.

»Ach, liebe Wega, Du bemühst Dich vergebens, einen Strahl der Hoffnung in mir zu erwecken!« lautete die Antwort, »morgen ist ja schon der Tag, welcher über mein ganzes Schicksal entscheiden soll. Daß Niemand im Stande ist, die drei Fragen des schlauen Antares zu lösen, läßt sich von seiner List nicht anders erwarten, und es ist also soviel wie gewiß, daß ich diesem verhaßten Manne meine Hand reichen muß!« Die Stimme, welche dies sagte, klang so unbeschreiblich süß und klagend, daß Jussuff voll Theilnahme und Neugierde die Zweige zu biegen suchte, um das Gesicht der schönen Leidenden zu sehen. Doch das Geräusch, welches er dadurch verursachte, erregte die Aufmerksamkeit ihrer Begleiterin, und den Blick auf das Gebüsch gerichtet, rief sie: »Laß uns fliehen, meine Gebieterin! die Zweige des Busches bewegen sich, hier muß Jemand versteckt sein.«

»Es ist nur der Wind, welcher über die Blätter rauscht!« entgegnete Jene. »Wie könnte ein Sterblicher über diese Mauern sich wagen, ohne von den Wächtern gesehen zu werden, die, nach Antares Befehl,

Jedem, der nur auf hundert Schritte ihnen zu nahe kommt, das Leben nehmen.«

Obwohl diese Aeußerung den Lauschenden von der Gefahr unterrichtete, in welche er sich unbewußt begeben, so hatte er sich doch schon zu sehr an dem Klange dieser melodischen Stimme berauscht, um viel darauf zu achten; als er aber endlich durch eine unmerkliche Biegung der Zweige die Gestalt selbst sehen konnte, verlor er beinahe alle Besinnung, und ein leiser Ausruf der Verwunderung entfuhr seinen Lippen, da solch ein vollendentes Ideal weiblicher Schönheit noch niemals seinen Blicken begegnet war. Doch zum Glück schien sie zu sehr mit ihren Gedanken beschäftigt, während ihre Dienerin sich bemühte, sie zu zerstreuen, daß sein Ausruf ungehört blieb, und mit verhaltenem Athem horchte er ihren Worten, als sie wieder in neue Klagen ausbrach.

»Unseliges Verhängniß!« sprach sie — »das mich verurtheilt, Antares meine Hand zu reichen, wenn nicht ein Jüngling sich findet — der drei seiner Fragen zu lösen im Stande ist. Welcher Sterbliche kann nun wissen, daß die Lösung derselben nur am Himmel zu suchen sei?«

Schon wollte Jussuff sein Versteck verlassen, um, zu den Füßen des schönen Mädchens stürzend, sie seines Beistandes zu versichern, als ein ganzer Zug Scla-

vinnen erschien, ihre Gebieterin zu dem Baldachin zu begleiten, der schon harrte, die süße Last nach der Stadt zurück zu tragen. Leise schlich er aus dem nun plötzlich verödeten Garten durch das Seitenpförtchen, das zu seinem größten Erstaunen an der Mauer verschwand, sobald er daraus getreten war. Seine Freundin Rose hier im Spiele glaubend, hoffte er auf ihren Beistand bei der Lösung des dreifachen Räthsels, welches — von dem Zauber der Liebe berührt — sein Herz ganz erfüllte, zumal da er den Schlüssel schon zu haben meinte.

Als er die Stadt erreichte, war es beinahe dunkel geworden, und er hatte Mühe, ein Unterkommen zu finden, denn Fremde aus allen Gegenden, die morgen, um die Hand der schönen Alkora zu gewinnen, ihr Leben einsetzen wollten, waren in die Häuser vertheilt, theils lagerten sie unter der Sternennacht im Freien.

An die Thür einer kleinen Hütte klopfend, aus welcher er Licht schimmern sah, bat er um ein bescheidenes Nachtlager, welches ein Greis nach kurzem Bedenken ihm zusagte.

»Der Raum wird freilich etwas beschränkt werden,« sagte derselbe, Jussuff eine Matte zurecht legend, »denn ich erwarte heute noch einen lieben Gast. Meine

Tochter ist gestorben, und da die verwaiste Enkelin noch zu jung ist, um ihr kleines Erbe anzutreten, so soll sie einstweilen unter meinem Schutze leben, bis Gott für eine bessere Stütze sorgt, als der alte Schedir der früh Verlassenen sein kann.«

Thränen glänzten in den grauen Wimpern des Greises, und sichtlich bewegt, war er beschäftigt, ein kleines Mahl für seine Gäste zu bereiten, da pochte es leise an die Thür. Hastig öffnete Schedir, und die Erwartete trat, von zwei Männern begleitet, in die Hütte. Freudig und schmerzvoll zugleich war das Wiedersehen; denn beide hatten ja gleich viel verloren an der Dahingeschiedenen, und die heiße Quelle der Thränen floß reich, von der neuerregten Erinnerung aus dem Herzen hervorgerufen.

»O, meine geliebte Geba!« sprach endlich der Greis, seine Augen trocknend, »wie so ganz bist Du das Ebenbild Deiner Mutter geworden! Gleiche ihr auch an Sanftmuth und Herzensgüte, damit die Freude wieder einziehe in die Hütte Schedir's.«

Nachdem der Fittig der ersten Freude und des Schmerzes vorübergerauscht war, traten auch die beiden Männer vor, den Greis, welcher sie willkommen hieß, zu begrüßen. Menkar, der ältere, obwohl schon

weit in den Jahren vorgerückt, war doch noch rüstig und hatte etwas Einnehmendes in seinen freundlichen Zügen; sein Sohn Albireo dagegen wich scheu jedem begegnenden Blicke aus, und sein Auge funkelte einen unheimlichen Glanz, wenn es unbemerkt auf einem Gegenstand verweilen wollte. Man lagerte sich um ein großes Kohlenbecken, auf welches Schebir wohlriechende Spezereien gestreut hatte; und bald drehte die Unterhaltung sich um Familienangelegenheiten, da das neue Verhältniß, in das Geba nun sich fügen sollte, Manches zu besprechen gebot, das für Jussuff theils unverständlich, theils von keinem Interesse sein konnte. Dem jungen Mädchen gegenüber sitzend, betrachtete er sie mehr aus Langerweile als aus Theilnahme, und dennoch fand er sie mit jeder Minute anziehender und lieblicher. War sie auch nicht der glänzenden Erscheinung von heute zu vergleichen an Schönheit und Liebreiz, so machte das schöne schwarze Haar, die feinen Züge, das dunkle Auge, noch von den Thränen um die geliebte Mutter in einem feuchten Glanze schwimmend, ein so anziehendes Bild, daß Jussuff sich gestehen mußte, noch nie so viel kindliche Einfalt und Herzensgüte auf dem Antlitze eines Mädchens ausgedrückt gefunden zu haben. Er richtete einige Fragen an sie, welche sie mit unbefangener Freundlichkeit beantwortete, und mit

steigendem Wohlgefallen pries er innerlich sein Geschick, das ihn in dieser Hütte mit der lieblichen Erscheinung zusammengeführt hatte. Doch als er in gespannter Aufmerksamkeit dem sanften Tone ihrer Stimme lauschte, da fiel die Unterhaltung der Männer endlich auf das Fest, das morgen gehalten, und an welchem die schöne Prinzessin Alkora demjenigen zu Theil werden sollte, welcher, vom Geschick begünstigt, drei Fragen lösen würde: so hatte es Alkora's Mutter, eine mächtige Fee, bei der Geburt derselben bestimmt. Aber nicht leicht war die Aufgabe, denn Jeder, der drei Mal fehl gerathen, sollte so lange in irgend einen Thierkörper verwandelt bleiben, bis der Sieger, über Alkora's Besitz beruhigt, es für gut finden würde, den Zauber zu lösen.

Plötzlich erkaltet, wandte Jussuff sich von der jungen Geda zu dem Erzähler, denn das Abenteuerliche dieses Wettkampfes eröffnete seiner lebhaften Einbildungskraft ein so weites Feld, daß der Preis desselben als die einzige Bedingung seines künftigen Glückes ihm erschien.

Auch Albireo gab nicht undeutlich zu erkennen, daß er das gewagte Spiel bestehen wolle, und Jussuff's Wangen brannten vor Eifersucht, wenn er diesen als den glücklichen Besitzer des Kleinods sich dachte.

Doch die Nacht war schon weit vorgerückt, und Schebir mahnte Jeden, sein Lager zu suchen, da er selbst, der Ruhe bedürftig, sich nach dem Segen eines wohlthätigen Schlummers sehnte. Mit verschiedenen Empfindungen hatten die Bewohner der Hütte von ihren Matten Besitz genommen, und der freundliche Wunsch des Greises schien nicht bei allen in Erfüllung gehen zu wollen, denn der Schlaf läßt sich nicht von geschlossenen Augen täuschen, wenn hinter denselben Sorge und Unruhe die Wache halten oder eine Thräne von den Wimpern zerdrückt wird.

Auch Geba, welcher eine besondere Kammer angewiesen war, konnte heute den treuen Gefährten der Jugend und Unschuld nicht so leicht finden, und erst nach langen wachen Träumen senkte er leise den Fittig auf die reinen, dunklen Augen. Aber vergebens beschworen Jussuff und Albireo den wohlthätigen Gott auf ihr Lager herab, da seine ärgsten Feinde, Eifersucht und Neid, schon von demselben Besitz genommen hatten; Jeder fürchtete in dem Andern einen beglückten Gegner zu finden, und so warfen sie sich denn, von Unruhe und Sorgen gefoltert, hin und her, bis endlich der Gott der Träume seinen phantastischen Mantel über sie ausbreitete. Doch waren es nicht die goldenen Bilder erfüllter Wünsche, womit er so frei-

gebig den Armen beschenkt, was er ihnen in seinem Zauberspiegel zeigte; sondern hohnlachend verdoppelte er die selbstgeschaffenen Qualen, mit welchen sie in sein Reich gedrungen waren.

Jussuff sah sich im Besitze der schönen Alkora, allein sein Nebenbuhler, in einen Adler verwandelt, kämpfte mit ihm um die schöne Beute, und führte sie endlich im Triumphe durch die Lüfte davon; auf einem Felsen, wo er ausruhen wollte, entsank sie ihm jedoch wieder und stürzte von Klippe zu Klippe zerschellend in das Meer. Ihr Angstruf drang zu Jussuff's Ohren, und als er verzweifelnd die schöne Leiche aus den Fluthen holte, da war es Geba, welche er bleich und entseelt in den Armen hielt, und Alkora sah er hoch auf dem Felsen mit Albireo Hand in Hand stehen, in lautes Lachen über seine Täuschung ausbrechend. Da ertönte die süße Stimme der Nachtigall aus dem nahen Gebüsch, ihm Trost und Beruhigung in das Herz singend; doch Jussuff, zu sehr von Schmerz und Wuth entbrannt, um für ihren heilenden Balsam empfänglich zu sein, verscheuchte sie durch einen Steinwurf. »Rose, Rose! Dich rufe ich!« sprachen unaufhörlich seine Lippen, und als sie endlich zögernd erschien, da drückte sie ihre Dornen verwundend in seine ausgestreckte Hand, daß er mit einem lauten Schrei erwachte.

Kalter Schweiß bedeckte seine Stirn, als er sich emporrichtete, und da die Sonne aufgegangen war, so verließ er eilig die Hütte, um sich in der Morgenluft von seinen ängstlichen Träumen zu erholen. Albireo saß schon unter einem Baume und, wie es schien, in tiefes Sinnen verloren, denn er bemerkte den Kommenden nicht eher, bis er neben ihm stand, und verächtlich beantwortete er dessen Gruß mit einem leichten Kopfnicken. Schweigend betrachtete Jussuff die Züge des Jünglings, die, nichts weniger als schön, ihm so große Besorgnisse eingeflößt hatten, und er mußte nun, im Bewußtsein seines Werthes, seine kindische Furcht von gestern belächeln.

Nachdem Jussuff für die freundliche Aufnahme dem alten Schedir gedankt und von Geba kurzen Abschied genommen, entfernte er sich, um ungestört sein Vorhaben überdenken zu können. Die Einsamkeit suchend, war er immer tiefer in einen Hain gerathen, der nahe an der Stadt lag; und die heilige Stille, welche hier herrschte, war ganz geeignet, einen Entschluß zur Reife zu bringen. Alkova's Besitz, mit Glanz und Reichthum verbunden, winkte so verlockend aus der Ferne, daß es ihm nicht zu viel gewagt schien,

ſein Leben als Menſch auf das Spiel zu ſetzen; und dennoch marterte ihn der Gedanke, nicht als Sieger den Kampfplatz zu verlaſſen, und von der Gnade ſeines Gegners abhangend, den Reſt ſeiner Tage, der Sprache beraubt, in dem Körper eines Thieres verſchmachten zu müſſen. Da ertönte die Stimme der Nachtigall durch die lautloſe Stille des Haines, und Wehmuth zog ein in Juſſuff's Herz, als er ihrem ſüßen Geſange lauſchte.

»Du haſt mich zwar nicht gerufen,« ſprach ſie nach geendetem Liede, »aber Deine Stimmung begünſtigt mein Annähern, deshalb will ich Dir meinen Rath ertheilen, in einer Sache, von der Deine ganze Zukunft abhängt. Entſage Deinem Wunſche, Alkora zu beſitzen, denn wird ſie auch Dir zu Theil, Glück wird nie aus dieſer Verbindung entſtehen, da Deine Stirn, nicht für ein Diadem geſchaffen, erliegen wird unter dem Drucke der Perlen, die ſich in Thränen, und der Diamanten, die ſich in glühendes Feuer der Reue verwandeln werden. Dagegen liebt Geba Dich; wie Du unter Lämmern und Gazellen groß geworden, kann ſie Dir zwar kein Leben voll Glanz und Herrlichkeit bieten, aber ihr treues Herz bürgt für ſtilles Glück, und Friede wird bis zum Ende Deiner Tage der ſtete Gefährte Eurer Liebe ſein.«

»Wie, Geba das freundliche Kind fühlt Liebe für mich?« sprach Jussuff, nachdem die Nachtigall ihn verlassen, »doch füllt diese Liebe den Raum aus, welchen mein Geist durchfliegen möchte? Nimmermehr kann ich ungekannt von der Welt ein ödes Dasein verhauchen, wo ein Tag dem andern gleicht!«

»Thor! wer verlangt auch dies?« lispelte eine Stimme, und die Rose stand in aller Frühlingspracht ihrer blendenden Schönheit neben ihm. »Du bist wirklich ein Träumer, der sich selbst mit überflüssigem Zweifel quält!« fuhr sie mit einem leichten Lächeln des Spottes fort, »nachdem Du Deine Heimath verlassen, um das Glück zu suchen, welches nicht gern in niedere Hütten einkehrt, nachdem Du für die schöne Alkora in Liebe entbrannt, willst Du nun auf halbem Wege wieder umkehren; da es der Schwester Nachtigall, die, in dunklen Büschen verkrochen, wenig von den Freuden der Welt weiß, und in ihrer stillen Einsamkeit Alles nur im trüben Lichte zu sehen gelernt hat, einfällt, ihre düstere Stimmung auf Dich überzutragen. Wüßte ich nicht, welch' kühner Ehrgeiz in den Tiefen Deines Herzens schlummert, der werth ist, Dich Deinem bedeutungslosen Hirtenleben zu entreißen, ich würde schon lange ganz ihrer Leitung Dich überlassen haben und schweigend zusehen, wenn Du an der

Hand der armen Geba wieder umkehrest, um Deiner Heimath zuzuwandern, und in der stillen Hütte Deiner Kindheit die Einförmigkeit des Hirtenstandes einem Leben voll Macht, Ruhm und Glanz vorzuziehen.«

»Du hast Recht,« sprach Jussuff, »ich wäre ein Thor, wollte ich jetzt noch rückwärts gehen! Doch wie löse ich jene inhaltschweren Fragen?«

»Ich darf Dir nur rathen,« entgegnete die Rose, »und meiner Handlungsweise sind Schranken vorgezeichnet, die ich nicht überschreiten darf. Wage! nur dem Kühnen, nicht dem Zagenden ist das Glück unterthan.« — Nach diesen Worten war die Rose entschwunden, und mit festem Entschlusse, das gefährliche Abenteuer zu bestehen, eilte Jussuff der Stadt zu, da die Sonne schon hoch stand und die entscheidende Stunde nicht mehr ferne war.

Auf einem glänzenden Throne, mit Perlen und Edelsteinen übersäet, saß Antares, mit düstern Blicken die Menge überschauend, welche den weiten Platz erfüllte, um Zeuge seines Sieges oder Unterganges zu sein. Ihm zur Rechten saß Alkora in siebenfache Schleier verhüllt, wodurch man gehindert war, zu sehen, auf welchen Jüngling sie ihre Hoffnung setzte;

denn die Bewerber ſtanden zur linken Seite des Thrones, in drei Reihen aufgeſtellt. Juſſuff und Albireo befanden ſich unter den Erſten.

Lautloſes Schweigen herrſchte im ganzen Kreiſe, und in geſpannter Erwartung ſah die Menge dem Ausgange der verhängnißvollen Stunde entgegen. »Dem Willen und Ausſpruche der Mutter Alkora's zufolge,« begann Antares, das Schweigen brechend, »wird mir nur dann deren Beſitz, wenn Niemand ſich findet, der drei meiner Fragen zu löſen im Stande iſt. Heute iſt nun der Tag, an welchem dieſe Bedingung erfüllt werden ſoll; und der köſtliche Preis, welcher mir dann zu Theil wird, ſteigert meine Ungeduld, den laſtenden Zwang zu brechen und ungeſtört ſeines Beſitzes mich freuen zu können. Tretet daher näher, damit das Ohr die Rede ungetheilt vernehme.« Mit geringſchätzendem Lächeln machte er ein leiſes Zeichen mit der Hand, worauf die Bewerber einen Halbkreis um den Thron ſchloſſen.

»Ehe ich Alkora meine Hand reiche,« begann Antares, »bin ich gezwungen, eine weite Reiſe zu unternehmen. Kein Haus, kein Baum, kein lebendes Geſchöpf werde ich auf dieſem weiten Wege antreffen, und dennoch wandeln unzählige Geſchöpfe mit mir dieſelbe Straße, bis endlich am Ziele meiner Fahrt die

Bahn sich theilt; doch ein Vogel vereinigt die getrennten Pilger, und schweigend wandeln sie dem gemeinsamen Orte zu, wo eine Jungfrau, in ewiger Schönheit und Jugend strahlend, sie liebreich empfängt. Wie heißt dieser Weg? wer sind die Pilger, die mit mir gehen? und welches ist das Ziel meiner Fahrt?« — Tiefe Stille herrschte im ganzen Kreise, die kein Mensch durch einen Athemzug zu unterbrechen wagte.

Da trat ein Jüngling mit keckem Muthe hervor und denkend, die Lösung gefunden zu haben, sprach er: »Der weite Weg, wo kein Haus, kein Baum, kein lebendes Geschöpf zu finden ist, welches sich eine Hütte bauen könnte, ist sicher das weite Meer, die Pilger, welche mit Dir wandeln, sind die Bewohner desselben, und das Ziel Deiner Fahrt ist das Land jenseit des unendlichen Wasserspiegels, von dem die Sage schon so fabelhafte Gerüchte verbreitet.«

Ein Zug triumphirender Schadenfreude zuckte um Antares Lippen, und indem der Redner, ungewiß, ob er richtig gerathen, einen Schritt näher vortreten wollte, streckte sein Leib wellenförmig sich aus, die Augen drehten funkelnd sich in ihren Kreisen, der Hals schwoll giftig an, und in eine ungeheure Schlange verwandelt, stürzte sie zischend durch das scheu zurückweichende Volk dem Ufer des nahen Stromes zu.

Ein leises Geflüster des Schreckens lief durch die Versammlung, als der zweite Jüngling vortrat, in freudiger Hoffnung nach Alkora blickend, gleichsam, als wolle er durch ihre siebenfache Verhüllung einen Zug der Schönheit erspähen, um sich daran für sein gefährliches Beginnen zu stärken.

»Der Weg,« nahm der zweite Jüngling nach kurzem Zögern das Wort, »ist sicher die endlose Sandwüste, welche hinter unsern Bergen sich ausbreitet, die Pilger, welche Dich begleiten, sind Deine Gedanken, welche sehnsuchtsvoll auf halbem Wege von Dir sich trennen und immer der schönen Braut zueilen, welche vielleicht die Taube als Bote der Liebe ihnen entgegenschickt; doch das Ziel Deiner Fahrt kann nur der Brunnen sein, von dem die Sage geht: daß sein Wasser die Kraft besitze, Unsterblichkeit zu verleihen.«

Ein verächtliches Lächeln schwebte über Antares Züge; sein Geschick ahnend, streckte der Jüngling angstvoll die Arme aus, die mit Federn sich bekleideten, der hülfeflehende Mund krümmte sich zum Schnabel, und als Falke verwandelt schwang er sich empor, lange noch in der Luft den Platz umkreisend, welchen er mit ganz andern Hoffnungen betreten hatte.

Die Reihe kam nun an Albireo; doch wankend in seinem Entschlusse, ließ er gern Juffuff den Vor-

rang, da dieser seine Ungeduld nicht länger bezähmen konnte, sein Schicksal entschieden zu sehen. Alkora, welche bisher theilnahmslose Zuschauerin war, beugte sich zu ihrer Dienerin herab, und es schien, als theile sie dieser Besorgniß oder Freude mit. Jussuff, welchem diese Bewegung nicht entging, legte sich dieselbe zu seinem Vortheile aus, und mit erhöhtem Muthe fing er zu sprechen an: »Der Weg, welchen Du zu durchreisen hast, ist sicher kein anderer als die Milchstraße am unendlichen Himmel; die Pilger, die mit Dir wandeln, sind die Sternbilder des Perseus, Kameelopards, Stiers, des Fuhrmanns, der Zwillinge und des Centaurs; hier theilt die glänzende Sternenstraße sich in zwei Arme, und während der eine durch den Adler, Pfeil und Fuchs, durch den Bogen des Schützen geht, durchmißt der andere den Skorpion, Schlangenträger, die Schlange und den Kopf des Fuchses; der Schwan ist der Vogel, welcher die Getrennten wieder vereinigt, denn in seinem östlichen Flügel verbinden die beiden Straßen sich wieder, und Kassiopeia ist die liebliche Jungfrau, welche die Pilger empfängt; doch das Ziel Deiner Fahrt kann nur der Skorpion sein, denn giftig wie Er, frohlockt nur Dein Herz beim Untergange Deines Nebenmenschen und fühlt sich glücklich, die Macht zu besitzen, schaden zu können.«

Schon bei den ersten Worten Jussuff's erbleichte Antares, und zitternd wie das Laub der Espe saß er auf seinem Throne, als ein Bild des Jammers; doch als dieser geendet, da fing er nun an, sich zu verwandeln, und als ein ungeheurer, grauenhafter Skorpion erhob er sich von seinem Sitze, als wolle er vernichtend unter das Volk sich stürzen, um an diesem den Schmerz seines Unglücks zu kühlen; doch eine Wolke senkte sich herab, und ihn in ihre trüben Schleier verhüllend, stieg sie langsam mit ihrer Last empor zum weiten Himmelszelt, wo er als Ziel seiner Fahrt in dem Sternbilde des Skorpions, als Herz desselben, einen Wohnplatz fand.

Mit Jubel ward Jussuff vom Volke als Sieger begrüßt, und auch Alkora lispelte süße Worte des Dankes ihm zu, da er, Antares Platz einnehmend, die Stufen des Thrones bestieg. In alle Rechte seines Vorgängers eingesetzt, wurde er sogleich als König ausgerufen und sein Herz ging in Entzücken auf bei der allgemeinen Huldigung, wo sein stolzer Ehrgeiz so reiche Nahrung fand, daß nichts mehr fehlte, das Maaß seines Glückes voll zu machen, als der Tag, an welchem Alkora ihm auf ewig angehören sollte. Doch

auch dieser war nicht mehr fern, und wenn Jussuff an der Seite seiner reizenden Braut, von allem Glanze und der Hoheit seiner Königswürde umgeben, den zauberisch schönen Garten, wo er sie zum ersten Mal gesehen, durchwandelte, wenn ihr wonniges Liebesgeflüster sein Herz berauschte, da riefen oft alle Stimmen seines Innern: »Rose! Du hast Wort gehalten, wie danke ich Dir mit aller Kraft meiner Seele!«

Neun Mal war die Sonne in das Meer gesunken, indem ihre vergoldenden Strahlen das glückliche Brautpaar beschienen, das auf dem weiten Ocean der Liebe schiffend, die ganze Welt um sich entbehren zu können glaubte; am zehnten stieg sie mit allen Rosen und Feuerlilien geschmückt, die jemals ihr Haupt umstrahlt, aus dem Meere empor, den heißersehnten Vermählungstag zu beleuchten.

Unzähliges Volk strömte herbei, um den glänzenden Festen beiwohnen zu können, und Jussuff wandelte durch die Reihen der Neugierigen auf blumenbestreuten Pfaden zu den Hallen des Tempels, wo er die Braut aus den Händen des Priesters empfing. Im seligen Bewußtsein: Alles, was jemals seine Phantasie ihm als wünschenswerth vorgemalt hatte, erreicht zu haben, überschaute er auf dem Rückwege, an der Seite seiner jungen Gattin, die bunte Menge, und freute

sich, auf allen Mienen Theilnahme seines Glückes zu lesen; da begegnete sein Blick zwei thränenerfüllten Augen, die traurig sich senkten, als sie sich von ihm bemerkt wußten. Es war Geba; zum Lächeln sich zwingend, leerte sie hastig, ihre Verlegenheit zu bergen, den Rest der Blumen aus ihrem Körbchen, sie auf den Weg streuend. Eine weiße Blume blieb an Jussuff's Mantel hängen, und als er sich beugte, sie abzulösen, hielt er ein Schneeglöckchen in der Hand. »Woran mahnst Du mich?« rief er, die bedeutungsvolle Blüthe betrachtend, die es wagte, den ersten Schatten auf sein Glück zu werfen; doch die Spenderin derselben war im dichten Gedränge der Menge entschwunden, und Jussuff vergaß bald im Taumel seines Glückes auch Beide.

Feste reihten sich an Feste, und als endlich Jussuff, derselben überdrüssig, sich nach einem Wechsel sehnte, da fand er ein weites Feld für seinen unruhigen Geist, denn die ernsten Sorgen der Regierung brachten ihm täglich Gelegenheit, seine Stirn mit Ruhm zu krönen.

Eine neue Ordnung im Lande einführend, dachte Jussuff darauf, Sitten und Gebräuche, welche auf Vorurtheile sich gründeten, abzuschaffen und sein Reich durch einen Krieg mit den Nachbarvölkern zu vergrößern.

Doch nicht so leicht war die Ausführung dieses Planes, denn ein Volk hängt immer mit Liebe an den Gewohnheiten seiner Vorältern, und die erste Kluft dehnte sich zwischen ihm und seinen Unterthanen aus, als kaum der Mond sich noch drei Mal seit seiner Regierung gefüllt hatte. — »Wie? die ältesten Sitten, welche, durch Gewohnheit geheiligt, den Segen unserer Väter auf die Enkel übertragen, denkt der Fremdling umzustürzen, um allein seinem Willen uns zu beugen!« sprachen die Greise unter einander; »der Fremdling, der, selbst aus dem Staube entsprossen, vor kurzer Zeit noch seine Heerden hütete, und nur von einer Laune des Glücks auf einen Thron erhoben wurde! Nimmermehr dürfen wir das zugeben, so lange noch ein Tropfen Blut für das Vaterland in unsern Adern wallt.«

Diese Stimmung theilte sich auch bald den Jüngern mit, und das Volk, welches im verblendeten Taumel ihm Blumen gestreut, sah nun nur den ehrgeizigen Abenteurer in ihm, der, den Hirtenstab wegwerfend, durch List sich den Scepter zu erringen gewußt hatte.

Nicht lange konnte diese Stimmung für Jussuff ein Geheimniß bleiben, und er glaubte, nur durch ein Beispiel der Strenge dem Ausbruch der Gährung begegnen zu können, was ihm aber immer mehr die Herzen des Volkes entfremdete. Seufzend erkannte er die

Unbeständigkeit des Glücks, und daß die Verheißungen der Rose nicht ohne Dornen in Erfüllung gegangen waren; doch in der Hoffnung, daß die Stürme würden vorüberziehen, fand er ja immer reiche Entschädigung in Alkora's Liebe, und wenn auch drohende Wolken sich an seinem Himmel aufgethürmt hatten, so strahlte der heiterste Sonnenblick eines Maitages aus ihren Augen.

Mit Entwürfen beschäftigt, das Ungewitter von seiner wankenden Krone abzuwenden, saß Jussuff an der Seite Alkora's, die, von ihren Frauen und Sclavinnen umgeben, durch Gesang und Saitenspiel die trübe Laune des Gatten zu erheitern suchte; als ihr dies in etwas gelungen, und die düstern Züge durch ein freundliches Lächeln erhellt wurden, da faßte sie schmeichelnd seine Hand, ihn um die Gewährung einer Bitte ersuchend.

»Wenn es in meiner Macht liegt,« sprach Jussuff, »so schwöre ich Dir bei unserer Liebe, daß Dein Anliegen erfüllt werden soll.«

Ein Strahl der Freude leuchtete aus Alkora's Augen, und mit bebender Stimme sagte sie: »Du weißt, mein theures Leben! wie selig, wie unaussprechlich glücklich Deine Liebe mich macht, und dennoch setzest Du kein Vertrauen in mich; denn Etanin und Alte-

ramin ſchmachten noch immer, als Schlange und Falke verwandelt, ihrer Erlöſung vergebens entgegen. Dies ſchmerzt mich, da Du wohl weißt, daß der Zauber nur ſo lange dauern ſoll, als irgend ein Zweifel in meine Treue obwalten könnte, und ich fordere die Löſung deſſelben als einen Beweis Deines Vertrauens; auch ſind ja die beiden armen Verwandelten die Söhne des benachbarten Königs, und ihre Dankbarkeit könnte Dir bei Dämpfung der Unruhen vielleicht von Nutzen ſein.«

Eine Wolke zog über Juſſuf's Stirn; doch ſeines Schwures gedenkend, entgegnete er: »Deine Bitte ſoll erfüllt werden. Doch ſprich! wie löſe ich jenes geheimnißvolle Band, das dieſe Jünglinge an die Thierwelt gefeſſelt hat?«

»Nichts leichter als das!« ſagte Alkora erfreut, »drei Nächte hinter einander gehſt Du in der Mitternachtsſtunde bei klarem Mondenſchein auf den Berg Achenar, wirfſt jedesmal die Feder eines Falken und den Zahn einer Schlange in die Quelle deſſelben und rufſt: »»Zauber, löſe dich, auf daß Etanin und Alteramin ihre Geſtalt wieder erhalten!««

Die folgende Nacht ſchon brach Juſſuf mit einem großen Gefolge nach dem bezeichneten Berge auf, da Alkora einen hohen Werth auf die Gewährung ihrer Bitte zu legen ſchien. Daſelbſt angelangt, ſah er einen

Falken auf der Spitze eines Felsens sitzen, welchen er für einen der beiden unglücklichen Prinzen hielt; auch eine Schlange rauschte zischend durch das hohe Gras, und Jussuff fühlte schon die Luft, den Zauber mit seinem Schwerte zu lösen, wenn nicht der geleistete Schwur ihn gebunden hätte. Er that also, wie Alkora ihn geheißen, wobei der Falke in hoher Luft sein Haupt umkreiste und die Schlange sich aufrichtete, als wollte sie auf ihren Retter sich stürzen. Auch die folgende Nacht wiederholte Jussuff die Entzauberungsformel, und als er den dritten Tag schon bei Sonnenuntergang aufbrach, um des weiten Weges willen die Rosse nicht zu sehr zu ermüden, da faßte ein Mädchen den Zügel seines Pferdes, als er kaum die Thore der Stadt im Rücken hatte, und bat, ihr ein paar Minuten Gehör ohne Zeugen zu schenken.

»Wie, Geba! was kannst Du mir zu sagen haben?« sprach Jussuff, seinem Gefolge einen Wink gebend, und als dieses in gemessner Entfernung hielt, nahm Geba, sichtbar von innerer Angst und Zweifel gefoltert, das Wort und sagte: »Vergib mir, mein König und Herr! daß ich in Deine Nähe mich dränge, aber nur die Sorge um Dein Leben gab mir die Kraft zu einem Schritte, welchen ich unter minder bedrohenden Umständen nie gewagt haben würde. Nimm vor-

gen den Becher aus den Händen Alkora's nicht an, er ist vergiftet! Albireo, mit welchem sie in geheimem Einverständniß lebt, wird ihr heute Nacht die Kräuter in den Garten bringen, die Dir den Tod geben sollen; Deinen Namen hörend, wurde ich aufmerksam und belauschte ihn, als er mit seinem Vater Menkar dieselben im Walde suchte.«

Da funkelte Juffuff's Auge von Zorn entbrannt, und mit donnernder Stimme rief er: »Wie, Geba, so weit treibt Dich Deine blinde Leidenschaft, welche für mich kein Geheimniß ist, daß Du es wagst, die Tugend der Königin anzutasten, um sie eines Mordes und der Liebe zu einem an Häßlichkeit gränzenden Menschen zu verdächtigen? Danke es dem Zufalle, der unter Deiner Hütte gastlichem Schutze mich einst ein Obdach finden ließ, daß nicht die Hufe meines Rosses zermalmend Dich zertreten.« — Und weit flog der schäumende Renner mit seiner königlichen Last über die sandige Ebene dahin, daß nur eine Staubwolke die Richtung seines Laufes der armen Geba verkündete, die wie vernichtet in die weite Ferne starrte.

Mitternacht war vorüber; Etanin und Alteramin hatten durch den lösenden Zauber ihre menschliche Gestalt wieder erhalten, und schweigend, in trübes Sin-

nen verloren, nahm Jussuff die Ausbrüche ihrer Dankbarkeit auf. Ohne Rast sich zu gönnen, befahl er, den Rückzug sogleich anzutreten, während er selbst allein voraus eilte, und bald den besorgten Blicken seines Gefolges entschwunden war. An der Pforte des Gartens angelangt, ließ er sein Roß auf dem Rasen weiden und betrat leise die duftigen Gänge, die so oft die stillen Zeugen seines Glückes waren. Alles lag in lautlosem Schweigen, und schon athmete seine beklommene Brust freier, da ein lastender Gedanke sich von seinem Herzen zu wälzen schien, als ein leises Geflüster sein Ohr berührte und die rothen Lebenswellen wieder stokkend zu ihrer Quelle zurücktrieb. Einer Bildsäule gleich stand er, die Hand nach seinem Schwerte ausgestreckt, denn Alkora saß mit Albireo auf derselben Moosbank, auf welcher er zum ersten Male sie gesehen, und dasselbe Gebüsch verbarg den mit so ganz andern Empfindungen Lauschenden.

»Der Thor!« lachte Alkora in fröhlichem Muthwillen, »ließ richtig sich bereden, drei Nächte nach dem Berge Achenar zu wandeln, um uns ein ungestörtes Glück zu bereiten; morgen soll er aber auch einen kühlenden Trunk aus meiner Hand dafür erhalten. Du hast doch die Kräuter mit gebracht?«

»Gewiß!« entgegnete Albireo, »wie könnte ich diese

vergessen haben, wo die Vollendung meines Glückes allein von ihnen abhängt!«

Und wie damals mahnte Wega, welche in geringer Entfernung stand, die Gebieterin, zu fliehen, indem sie ein leichtes Geräusch im Gebüsche vernommen zu haben wähnte; doch Alkora hörte nicht auf die warnende Stimme, da sie dem Geliebten noch so viel zu sagen hatte, und erst nach langer Unterredung konnte sie zur Trennung sich entschließen. Seines Schmerzes nicht länger Meister, stürzte Jussuff, wie der gereizte Löwe auf seine Beute hervor, und sein kaltes Eisen würde die treulose Brust durchbohrt haben, wenn nicht, durch eine unbekannte Macht gelähmt, plötzlich der starke Arm seiner Kraft beraubt gewesen wäre.

»Wahnsinniger! was beginnst Du?« rief eine Stimme, und die mächtige Fee Algomeiza, Alkora's Mutter, stand zwischen ihnen. Schmerz und Zorn malte sich in ihren Zügen, doch Jussuff mit ihrem Stabe berührend, sprach sie: »Verblendeter! Du wagst es, in des Himmels Rechte greifen zu wollen! wo Du durch Dein ungemessen ehrgeiziges Streben selbst seinem Strafgerichte verfallen bist? Doch wehe mir!« fuhr sie, zu Alkora gewendet, fort, »daß ich diesen Tag erleben mußte! Deine Seele hat der Gedanke des Mordes befleckt und in ein reißendes Thier verwandelt,

solltest Du die schwere Schuld büßen, wenn mein heißen Flehen nicht die geheimnißvollen Mächte zum Erbarmen gestimmt hätte, Deine Strafe in Verbannung zu mildern. Lebe fortan im Sternbilde des Bären und erkenne dankbar der Mutter Hand, die größere Züchtigung von Dir abwandte. Du, Albireo! sollst in ewig ungestillter Sehnsucht im Sternbilde des Schwans den Himmel durchziehen, da Du so willig der Stimme der Verführung Dein Ohr geliehen hast. Wega, die Vertraute dieses strafwürdigen Verhältnisses, wird Dir im Sternbilde der Leier zur Seite stehen.« — Nach diesen Worten umhüllte eine glänzende Wolke die ganze Gruppe, und langsam sich empor zum dunklen Himmel hebend, entschwand sie endlich aus Jussuff's Blicken.

Drei Mal hatte die Sonne ihr glühendes Antlitz in das Meer getaucht, seit Jussuff, in dumpfes Hinbrüten versunken, eine Beute des nagendsten Kummers blieb. Mit Alkora war das letzte Band zwischen ihm und dem Volke zerrissen, und er fühlte, daß auch der kurze Traum von Purpur und Krone bald in Nebel zerfließen würde; doch wollte er kämpfend untergehen, und als man ihm die Nachricht brachte: daß Prinz Alhajoth, der eigentliche Erbe des Landes, der bisher von Algomeiza im Verborgenen gehalten wurde, um

ihrer Tochter den Thron zu sichern, von dem größten Theile des Volkes mit Jubel empfangen, zurückkehre, da sammelte er die wenigen Getreuen, welche ihm geblieben, um sich fechtend einen Weg zu bahnen oder einen rühmlichen Tod im Schlachtgewühle zu finden. Allein noch hatte er seinen Pallast nicht verlassen, als schon das wilde Geschrei des Volkes wie brausender Meeressturm die Mauern desselben umtönte, und einzelne Stimmen forderten das Blut des Kronräubers, der mit so furchtbarer Strenge den Scepter über das Land geschwungen. Mit Mühe gelang es Jussuff, sich durch ein Seitenpförtchen in den Garten zu retten, wo er aber gegen den Abend entdeckt und vor den rechtmäßigen König gebracht wurde, welcher ihn in den Kerker werfen ließ. Zu sehr hatte das Unglück auf sein Gemüth gestürmt, um einem ruhigen Nachdenken den Eingang zu gestatten; und in wilder Verzweiflung rief er die Rose, sie mit Vorwürfen überhäufend. An den dumpfen Wänden seines Gefängnisses verhallten aber seine Worte ungehört, und erst nachdem er lange vergeblich gewüthet, tönte die Stimme der Rose aus weiter Ferne: »Warum rufst Du mich? Das Schneeglöckchen steht an Deiner Seite! Zu sehr widerstreben die Mauern, welche Dich umschließen, meiner Natur, als daß ich Dir sichtbar werden könnte.«

»Trügerisches Wesen!« gab Jussuff zurück, »weshalb verlocktest Du mich in den Abgrund, um mich nun dem Verderben treulos zu überlassen?«

Da lachte die Rose laut auf, und sie sagte: »Wer hieß auch den Becher in wenigen Zügen Dich leeren, der Dein halbes Leben hätte reichen sollen? Warum bautest Du in blindem Glauben auf die schöne Hülle eines Weibes, ohne ihr Herz geprüft zu haben? Ich führte Dich die Bahn des Glücks, doch wie ein eigensinniges Kind entliefst Du auf halbem Wege meiner Obhut, und es ist Deine eigene Schuld, wenn die Wunde vom Falle Dich schmerzt.«

In trostloser Betäubung das Ende seines Schicksals erwartend, kroch die Zeit so schnell wenn Freude ihren Lauf beflügelt, in träger Eintönigkeit für Jussuff dahin, und kein Laut der Klage verrieth den finstern Wänden mehr, was in seinem Innern vorging.

Es mochte wohl Nacht außen sein, denn die Stille um ihn war wo möglich noch lautloser, als leise die Thür seines Kerkers geöffnet wurde und ein Knabe mit einem düster flackernden Lämpchen hereintrat. »Mich sendet Etanin,« sprach er, »Dich zu retten, indem er dadurch seine Schuld an Dir zu tilgen hofft; doch eile, zugemessen ist die Zeit, welche Dein Entkommen begünstigt, um sie im Hinzaudern nutzlos verstreichen zu lassen.«

Ohne Juſſuff's Antwort abzuwarten, löſte er die Ketten, und ſeine Hand erfaſſend, führte er ihn durch dunkle Gänge in das Freie.

»Halte Dich nur immer an des Waldes Saum,« ſprach der Knabe, als ſie auf eine kleine Anhöhe gekommen waren, »und Du wirſt ſicher Deine Heimath erreichen.«

»Kann Etanin mir keine Freiſtätte gewähren?« rief Juſſuff, von tauſend Gefühlen bei der Erinnerung an das Land ſeiner Kindheit bewegt.

»Alteramin,« entgegnete ſein Führer, »hat den Dienſt vergeſſen, welchen Du ihm geleiſtet, Du wärſt nicht ſicher dort.«

»So nimm meinen Dank!« ſagte Juſſuff, dem Knaben die Hand zum Abſchiede reichend, doch in demſelben Augenblicke trat der Mond hinter verhüllendem Gewölke hervor, und der Ausruf: »Wie, Geba! Dir danke ich mein Leben?« entfuhr ſeinen Lippen. Mit Leidenſchaft ergriff er des edlen Mädchens Hände und flehte, nachdem ſie ihn aus des Kerkers Nacht gerettet, nicht wieder den finſtern Mächten ihn Preis zu geben, ſondern als eine ſchützende Gottheit durch des Lebens Irrwege ihn zu führen. Allein Geba ſchüttelte traurig das Haupt, und ſeinem Arme ſich entwindend, entſchwand ſie im Dunkel der Nacht ſeinen Blicken.

»Es war nur Mitleid,« seufzte Jussuff, »das sie zu meiner Rettung bewegte! Die Flamme der Liebe habe ich selbst in rasender Verblendung aus ihrem Herzen gelöscht.«

Weit hatte der Himmel seinen blauen Sternenmantel um die Erde gebreitet, als Jussuff nach dreitägiger Wanderung seine Hütte erreichte; alles zeugte ein verödetes Ansehen; die Blumen seines Gartens wurden von üppig wucherndem Unkraut erdrückt, und die Heerde war zerstreut und von wilden Thieren zerrissen; Orion, sein treuer Hund, lag todt auf der vereinsamten Schwelle, das starre Auge nach dem Wege gerichtet, auf welchem sein Herr sich entfernte, als habe er sterbend noch seine Rückkehr gehofft.

So wie der Regen das Furchtbare des Gewitters löst, wenn rollender Donner der Erde mit Vernichtung droht; so lösten Thränen die Gewalt des Schmerzes, welcher in Jussuff's Herzen sich aufgethürmt hatte, und bitterlich weinend setzte er sich vor die Thür der Hütte.

Als er sich ausgeweint hatte und mit erleichtertem Herzen zum Himmel emporblickte, da strahlten alle Bilder der Vergangenheit in einem veränderten Lichte ihm entgegen. Kalt, als habe er in der Schule des Unglücks jeder Regung des Herzens entsagt, glänzte Antares im Sternenbilde des Skorpions, während Alkora mit trau-

rigem Schimmer vom Halse des Bären auf Jussuff herabschaute, als wolle sie das angethane Unrecht ihm abbitten; auch Albireo zog leuchtend, an die Brust des Schwanes geschmiegt, durch die Milchstraße von der warnenden Wega in der Leier gefolgt, und mit geläuterter Liebe blickte er auf die ferne Geliebte.

»Ja, klein ist der Mensch!« rief Jussuff aus, »klein ist er mit seiner unendlichen Welt von Schmerz und Wonne im Busen gegen den unermeßlichen Himmel, der auch sein Weh hat, und es mit stiller Größe durch die endlose Ewigkeit trägt! Darf ich verzagen, wo mein Leid nur die kurze Spanne des irdischen Lebens dauert und mir noch Freude aus dem Lichte geistiger Vollendung winkt? Dulden will ich fortan, was auch mein Schicksal mir aufbürdet.«

Was Jussuff in der feierlichen Stunde der Nacht sich gelobte, hielt er mit aller Stärke seines Gemüths, und still flossen seine Tage dahin, ohne daß Schmerz oder Leidenschaft mehr Gewalt über ihn bekamen. Oft gedachte er der freundlichen Geba, an deren Hand sein Leben sich ganz anders gestaltet haben würde; und ein leiser Seufzer um das verkannte Glück stahl sich aus seiner Brust.

Als er nach einem langen Jahre der Prüfung einst wieder vor seiner Hütte saß und sein Blick dem stillen Wandel der Sterne folgte, da füllten süße Töne aus

Sommernachts-Phantasie.

Die Sonne war eben im Sinken, tausendfarbig brach sich ihr Strahl in den Tropfen, welche zitternd an den Blättern und Blüthen hingen, die ein vorüberziehender Regen sanft erquickt hatte. In glühender Farbenpracht erhoben meine Schwestern stolz sich empor und begrüßten, glänzend mit Kristallperlen geschmückt, den leise dämmernden Abend. Flüsternd neigte sich der Zephir schmeichelnd mit süßen Liebesworten zu Allen, und Alle neigten ihr stolzes Haupt, sich sehnsuchtsvoll hingebend seinem flüchtigen Kuß. Nur ich, vom jüngsten Morgenstrahl erst aus der Knospe in das Leben gelockt, verbarg mich schüchtern unter dem schützenden Laubdach, welches meine Schwestern, hoch über mir prangend, über mich ausbreiteten. Noch hatte ich nur den Himmel von der Sonne beleuchtet gesehen; sie

ging jetzt unter, und erwartungsvoll schaute ich nach dem immer dunkler werdenden Himmelszelt, da ich mich unendlich freute, auch die glänzenden Sterne zum ersten Male zu begrüßen. Schon verglühte hinter den fernen Bergen die letzte goldumsäumte Wolke, schon jubelte mein Herz frohlockend dem ersten hervorkommenden Stern entgegen, als meine Aufmerksamkeit von dem Himmel abgezogen und der Erde zugewendet wurde. Aus einem düster melancholischen Laubgang trat eine Frau, weiß wie die Lilie mir gegenüber. Ihr Gesicht umzogen Locken, so dunkel wie ich noch Nichts gesehen, und ihr Auge, blau wie das Veilchen, das der Sonnenstrahl, der mich ins Leben gelockt, getödtet, sah so freundlich auf mich herab, daß ich wünschte, sie möchte mich brechen, um an ihrem Herzen vergehen zu dürfen. Sie setzte sich mir gegenüber, gleich mir harrend der aufgehenden Sterne. Zwei Kinder, schön wie der erste Strahl der Morgensonne, spielten zu ihren Füßen.

»Sieh Omar, die schönen Rosen!« sagte die kleine Zaide zu dem Knaben, welcher ihr Blumen brachte; »Rosen erfreuen mich doch am meisten,« setzte sie leise und zögernd hinzu.

»Mutter!« sagte schmeichelnd Omar, »Zaide bittet. Darf ich von Deinen Lieblingen für sie brechen?«

Die schöne Frau nickte bejahend mit dem Haupte und im Augenblick lag ich von meinem Stamme getrennt in Zaiden's Schooße.

Die Freude der beiden Kinder war unbegrenzt. Auch ich vergaß der Sterne; leuchteten doch Omar's und Zaiden's Augen wie sie, ach! ich glaubte vor Seligkeit zu vergehen, doch die nächste Sekunde entschied anders über mich. Omar, flüchtig in seinen Neigungen, fand bald keinen Gefallen mehr an mir; andere, schönere Rosen wollte er holen, ich sollte den Rest meines Daseins im Sande verschmachten. Zaide wollte nicht lassen von mir, doch der wilde, feurige Knabe hatte bald mich erfaßt, warf mich zur Erde und sein Fuß trat mich in den Staub. Sterbend sah ich noch Zaiden's thränenerfülltes Auge, hörte noch ihre Klagen; sie beugte sich zu mir herab, aber meine Sinne schwanden immer mehr und mit leisem Fittig war meine Seele entflohen.

Vermählt mit den leichten Abendwinden schweifte ich nun fessel- und ziellos umher; bald umwehte ich kühlend die Stirne des müden Wanderers, bald legte ich mich schmeichelnd an ein brechendes Herz, es mit neuen Hoffnungsträumen erhebend; oder ich ergoß mich

als leiser Schauer durch eine ahnungserfüllte Seele. So zog ich von Land zu Land. Viele reizende Blumen und Blüthen sah ich langsam vergehen oder durch schnelle Stürme zerknickt. Alles in der Natur ist einem vergänglichen Wechsel unterworfen, nur sie, die alles belebt und zerstört, ist ewig — wie der Allmächtige, der sie aus bodenlosem Nichts hervorrief. Auch meiner Bestimmung war ein neues Ziel gesetzt und ich sollte wieder an ein irdisches Dasein gebunden werden. Eine Ahnung meiner Zukunft mochte mich erfassen, denn ich konnte, als einst in einer sternenhellen Nacht viele Blumengeister mit mir vereint durch die Stille eines Haines zogen, mich nicht gleich ihnen freuen, die leise scherzend die Träume der schlafenden Rosen und Violen belauschten. Bewegt durch drückend schwüle Luft senkte ich mich hernieder, in den Kelch einer einsamen Lilie; immer lautloser schien mir die Natur; immer dunkler wurden die Sterne meinem Blicke. Ich fühlte mich immer schwerer werdend, und ein tiefes Weh, wie damals, als ich mein irdisches Dasein als Rose geendet, durchzuckte mein ganzes Wesen. Meine Gedanken zerflossen in fliehende Träume, in verschwimmende Bilder, bis ich endlich in gänzliche Bewußtlosigkeit versank.

Nur leise, langsam dämmerte wieder ein neues Bewußtsein in mir auf; doch die Vergangenheit lag völlig abgeschlossen, erinnerungslos hinter mir. Ich fing wieder an, die Gegenstände, welche mich umgaben, zu unterscheiden, ich lernte urtheilen, Ideen zusammenreihen, lieben, fürchten und hoffen. Noch hatte ich die Welt nicht gesehen; meine Freiheit beschränkte sich auf einen schönen Hofraum, rings von einem Säulengang umgeben, durch welchen man zu den Gemächern des Hauses gelangte. In der Mitte desselben war ein erfrischender Springquell, der die Hitze des Tages milderte und durch sein sanftes Rauschen mich oft in stillen Nächten erfreute. Zaide, die Tochter des Hauses, ein Mädchen von zwölf Jahren, brachte mir täglich meine Nahrung, streichelte und küßte mich, und nannte mich immer ihr geliebtes weißes Reh. — Auch Omar, ihr funfzehnjähriger Bruder, kam oft mit ihr. Ich lernte sie lieben, harrte mit unendlicher Sehnsucht ihren Schritten entgegen, und bald war ich der unzertrennliche Gefährte von beiden. Oft durchzog ich mit ihnen die dunkeln Haine, die blühenden Wiesen, bis wir vereint ruhten im Schatten eines großen Baumes, welcher schützend seine Aeste ausbreitete über duftende Rosenbüsche. Hier weilte ich am liebsten, war immer zuerst am Platze und lauschte ihrem süßen Geplau-

der, bis ich, den Kopf auf Zaiden's Schoos gelegt, einschlief.

Einst kam auch die Mutter meiner Beschützer mit ihnen, mich zum Abendgange abzuholen. Ich folgte schüchtern, denn die Nähe dieser ernsten Frau legte meinem frohen Jugendmuthe Fesseln an.

»Mutter!« bat Zaide, als wir an dem gewöhnlichen Ziel unserer Wanderungen vereint, im Grase ruhten, »Du hast uns die Geschichte von den Rosen dort schon lange nicht mehr erzählt, und ich höre sie doch so gern.«

»Ja, ja Mutter! von den Rosen erzähle uns einmal wieder,« bat auch Omar.

»Es sind nun bereits funfzehn Jahre,« begann die hohe Frau ihre Erzählung, »gerade einige Tage ehe Omar das Licht der Welt zum ersten Mal erblickte, als ich in einer schönen Sommernacht hier lustwandelte. Ich hatte lange keine Nachricht von Euerm Vater, welcher damals bei dem Heere sich befand, das ausgezogen war, gegen den Feind des Vaterlandes zu kämpfen. Von Sorgen und trüben Ahnungen gequält, ließ ich mich hier nieder und versank in einen wachend träumenden Zustand, der meine Seele wie gefesselt hielt

und mich mit sonderbaren Bildern erfüllte. Unter jenem Rosenbaum saß ein wunderlieblicher Knabe mit weißen, leuchtenden Flügeln an den Schultern, schöner noch als der Fittig des Schwanes, wenn er die blaue Flut des See's durchsegelt. Er spielte in kindischer Freude mit einer eben erblühten Rose, und schien unendliche Wonne zu empfinden über ihren Besitz, bis sein Blick neue Rosen gewahrte, welche in herrlicher Schönheit an dem Baume sich entfalteten. Gleichgültig warf er die erste zur Erde, langend die schönern Schwestern. Und immer neue Rosen brechend, trieb er das Spiel so fort, nicht gewahrend, daß der Baum, seines Schmuckes beraubt, trauernd die Blätter senkte. Nur einige Knospen prangten noch zwischen dem gelbwerdenden Laube; auch diese verschonte seine Hand nicht, und der Baum stand verdorrt, als ein Bild des Todes. Verwelkt und entblättert lagen die Blumenköniginnen zu seinen Füßen. Träumend schaute der Knabe auf die Trümmer seines Glückes; eine innere Unzufriedenheit mochte sein Gemüth ergreifen, denn er spannte die Flügel, um diesem Anblick zu entfliehen. Doch diese schienen die Uebung ihrer Schwungkraft verloren zu haben, und er sank nach kurzem Versuch ermattet zu Boden. Und eine graue Schlange wand sich leise, leise heran, den Knaben langsam umstrickend, der immer bleicher

werdend, endlich von ihren Stichen getödtet, zur Erde fiel.«

»Der arme Knabe!« seufzte Zaide nach einer Pause.

»Der Tod durch eine Schlange muß schmerzvoll und schauderhaft sein.«

»Hätte er nicht versuchen können, sie zu tödten?« fuhr Omar aus tiefen Sinnen auf.

»Mein Kind!« sprach die Mutter, »es war die Schlange der Reue, diese hat noch kein Sterblicher besiegt.«

»Und einige Tage nach diesem Traum kam Omar zur Welt?« fragte Zaide weiter.

»So ist es!« entgegnete die Mutter. »Sittah bekränzte seine Wiege mit den ersten Rosen jenes Baumes, welcher damals noch sehr klein war. Er ist seitdem kräftig empor gewachsen, und ich glaube immer einen sterbenden Wehlaut zu hören, wenn ein Zweig von seinem Stamme gebrochen wird.«

Auch mir wurde jener Rosenbaum noch einmal so werth, und eine geheime Sehnsucht trieb mich immer zu ihm, wenn auch Omar und Zaide ihre Schritte anderwärts lenkten, bis der Ruf meines Gebieters auf die rechte Bahn mich führte.

Einst, an einem schönen Morgen, als ich schon mehrere Tage meinen geliebten Baum nicht gesehen hatte, verließ ich, von mächtigem Verlangen ergriffen, mein stilles Lager, und trat allein den Weg zu demselben an. Meiner Freiheit mich erfreuend sprang ich sorglos durch die blühenden Fluren, nicht gewahrend, daß ich mich verirrt hatte. Erst als ein dunkler Wald mit seinen Schatten mich umfing, bemerkte ich mit Angst, daß ich weit mußte abgekommen sein von dem rechten Wege. Jetzt hörte ich etwas rauschen, im athemloser Erwartung horchte ich; es schwirrte durch die Luft — und ein Pfeil durchbohrte meine Brust. Meine Sinne schwanden mit dem strömenden Blute; da tönten bekannte Laute wie aus weiter Ferne an mein Ohr; noch ein Mal versuchte ich mein brechendes Auge aufzuschlagen und begegnete den thränenerfüllten Blicken Omar's und Zaiden's, welche sich schmerzvoll über mich beugten.

Und abermals dämmerte langsam ein neues Bewußtsein in mir auf. Glänzende Pracht herrschte, wohin mein Auge traf; ich ruhte auf seidenen Polstern und der Boden meines Gemaches war mit kostbaren Teppichen belegt. Fedore, meine Wärterin, war das erste Geschöpf, welches den Funken der Liebe und Dank-

werdend, endlich von ihren Stichen getödtet, zur Erde fiel.«

»Der arme Knabe!« seufzte Zaide nach einer Pause.

»Der Tod durch eine Schlange muß schmerzvoll und schauderhaft sein.«

»Hätte er nicht versuchen können, sie zu tödten?« fuhr Omar aus tiefen Sinnen auf.

»Mein Kind!« sprach die Mutter, »es war die Schlange der Reue, diese hat noch kein Sterblicher besiegt.«

»Und einige Tage nach diesem Traum kam Omar zur Welt?« fragte Zaide weiter.

»So ist es!« entgegnete die Mutter. »Sittah bekränzte seine Wiege mit den ersten Rosen jenes Baumes, welcher damals noch sehr klein war. Er ist seitdem kräftig empor gewachsen, und ich glaube immer einen sterbenden Wehlaut zu hören, wenn ein Zweig von seinem Stamme gebrochen wird.«

Auch mir wurde jener Rosenbaum noch einmal so werth, und eine geheime Sehnsucht trieb mich immer zu ihm, wenn auch Omar und Zaide ihre Schritte anderwärts lenkten, bis der Ruf meines Gebieters auf die rechte Bahn mich führte.

Einst, an einem schönen Morgen, als ich schon mehrere Tage meinen geliebten Baum nicht gesehen hatte, verließ ich, von mächtigem Verlangen ergriffen, mein stilles Lager, und trat allein den Weg zu demselben an. Meiner Freiheit mich erfreuend sprang ich sorglos durch die blühenden Fluren, nicht gewahrend, daß ich mich verirrt hatte. Erst als ein dunkler Wald mit seinen Schatten mich umfing, bemerkte ich mit Angst, daß ich weit mußte abgekommen sein von dem rechten Wege. Jetzt hörte ich etwas rauschen, im athemloser Erwartung horchte ich; es schwirrte durch die Luft — und ein Pfeil durchbohrte meine Brust. Meine Sinne schwanden mit dem strömenden Blute; da tönten bekannte Laute wie aus weiter Ferne an mein Ohr; noch ein Mal versuchte ich mein brechendes Auge aufzuschlagen und begegnete den thränenerfüllten Blicken Omar's und Zaiden's, welche sich schmerzvoll über mich beugten.

Und abermals dämmerte langsam ein neues Bewußtsein in mir auf. Glänzende Pracht herrschte, wohin mein Auge traf; ich ruhte auf seidenen Polstern und der Boden meines Gemaches war mit kostbaren Teppichen belegt. Fedore, meine Wärterin, war das erste Geschöpf, welches den Funken der Liebe und Dank-

barkeit in meinem Herzen erweckte. Jeder Athemzug ihres Lebens war meiner Pflege geweiht und ich hätte nicht schlafen können, wäre sie mir nicht schützend zur Seite gewesen, meine Hand in der ihrigen haltend. Selten nur sah ich meinen Vater. Fedore sagte mir: große Geschäfte hielten ihn von mir entfernt; das Wohl vieler, vieler Menschen hinge nur von ihm ab, und er müsse seinem Herrn Land und Leute regieren helfen. Einstmals, es war stürmisches Wetter und die Nacht brach früher als gewöhnlich herein, trat mein Vater in das Gemach, als ich eben auf Fedoren's Schooße unter einer Menge Mährchen, die sie mir erzählte, in Schlummer versank. Aufgeschreckt durch sein schnelles Eintreten fing ich zu weinen an; er aber beruhigte mich, nahm mich auf den Arm und sagte: daß er auf längere Zeit verreisen, bei seiner Rückkehr aber viele Blumen und Perlen mir mitbringen würde; ich sollte ihm sagen, was ich besonders wünsche. Aber ich spielte lange mit seinen Locken, ohne daß mir etwas einfallen wollte. Endlich bat ich um einen redenden Hund, wie Prinz Achmet in Fedoren's Mährchen einen hatte, der seinen Herrn warnt, wenn böse, falsche Menschen sich ihm nahen. Mein Vater lächelte trübe über die Wahl meines Wunsches, küßte mich und ging.

Es verflossen viele Tage, und jeden Abend fragte ich Feboren, wenn mein Vater zurückkehren würde, und jedes Mal erhielt ich zur Antwort: bis ich wieder erwachte, würden die lieben Engel ihn hergeleitet haben. — So wurde ich abermals von Versprechungen in den Schlaf gewiegt, und mochte kurze Zeit von Blumen, Perlen und dem redenden Hund geträumt haben, als ein ungewöhnlicher Lärm mich erweckte. Thüren wurden in hastiger Eile zugeschlagen; es war, als ob alle Bedienten des Hauses in verwirrter Bewegung durcheinander rannten. Ich hörte viele klagende Stimmen, mein Vater sprach lange zu ihnen, worauf alles ganz stille wurde. Endlich stürzte Febore bleich und athemlos herein, riß mich von meinem Lager auf, hüllte mich in warmes Pelzwerk und eilte mit mir die Treppe hinab. Ein Wagen mußte schon bereit gestanden haben, denn ich fühlte augenblicklich die pfeilschnell fortrollende Bewegung desselben. —

Als ich aus tiefem Schlummer erwachte, graute der Tag; mein Vater saß mir gegenüber — sorgenvoll hinaus blickend in die aufsteigenden Morgennebel, als fürchte er mit den hervorbrechenden Strahlen der Sonne, einen nachsetzenden Feind. Zum ersten Mal

in meinem jungen Leben traf mich der schneidende Hauch des Ostwindes; Fedore, welche mit den Armen mich umfaßt hielt, suchte so viel wie möglich jeden Luftzug von mir abzuwenden; aber dennoch fühlte ich das ungewöhnte Ungemach dieser eiligen Reise äußerst lebhaft. Erst, als die Sonne hoch am Himmel stehend, ihre blendenden Strahlen erwärmend über die Erde ergoß, versöhnte ich mich mit dem Wechsel meines Geschickes und fand Gefallen an den Bäumen und Bergen, welche an mir vorüber zu fliegen schienen.

So waren viele Tage hingegangen; wir verließen endlich den Wagen und setzten unsern Weg zu Pferde fort, welches mich sehr erfreute. Und immer wärmer schien die Sonne, immer felsiger wurde der Pfad; und als wir an einem schaurig gähnenden Abgrund vorüber waren, sagte mein Vater: Nun sind wir außer aller Gefahr! langsam setzten wir unsere Reise fort, bis wir in ein herrliches Thal kamen, welches das Ziel derselben sein sollte. Wunderlich, meinem Auge fremdartig gekleidete Menschen umgaben uns; ich konnte nicht verstehen, was der Vater mit ihnen sprach, aber endlich schienen sie einig zu sein und wir wurden in eine geräumige Hütte geführt, welche mit den angrenzenden Feldern und weidenden Heerden nun unser Eigenthum war.

Jahre reihten ſich an Jahre; ich war groß geworden in meiner neuen Heimath, und die Erinnerung an mein eigentliches Vaterland lag wie ein Traum der Kindheit hinter mir. Unſere Hütte zeichnete ſich wenig von denen anderer Landbewohner aus; nur mein Gemach, das keines Fremden Fuß betrat, war geſchmückt mit verſchwenderiſcher Pracht. Auch meine Kleidung, wiewohl nach der Sitte des Landes, ließ eine höhere Abkunft ahnen, da mein Vater alles, was das Leben an irdiſchen Gütern ihm gelaſſen hatte, über mich, ſein einziges Kind, ausſchüttete. Fedore beſorgte die Wirthſchaft, ein alter Diener beſtellte das Feld; und ich hörte oft meinen Vater ſagen: daß er, ſeit ſeine Feinde am Hofe, welche ſeine Abweſenheit benutzt, ihn zu ſtürzen, und er nur durch ſchleunige Flucht harter Strafe entronnen, erſt fühle, was das Leben ſei.

Es war ein ſchwüler Abend! ein unnennbares Etwas füllte meine Bruſt, und meine Seele verlor ſich in Träumen. Ich ging zur Quelle im Marmorbecken; das Spiel ihrer criſtallhellen Wellen konnte mich nicht erfreuen wie ſonſt! es trieb mich fort, und immer weiter entfernte ich mich von der Hütte, bis der Schatten eines Waldes mich umfing. Mein Fuß hatte ihn früher

nie betreten, und dennoch tauchten dunkle Erinnerungen in mir auf, als sei ich schon einmal hier gewesen. Ich suchte vergebens den Ausgang; die Bäume schienen immer dichter zu werden. Das süße Klaglied einer Nachtigall tönte in mein Ohr! diesem Schalle folgend gelangte ich endlich auf einen freien Rasen von hohen Rosenbüschen umgeben. Ein leiser Schauer der Erinnerung rieselte durch meine Gebeine, ich fühlte: nicht zum ersten Mal sah ich diesen Ort. Ich nahte mich einem der schönsten Rosenbäume und streckte die Hand aus, um einen blühenden Zweig mir zu brechen. Ein Ausruf des Schmerzes entfuhr meinen Lippen, denn die Dornen hatten mich blutig geritzt. Ein Mann, welcher im Schatten geruht, sprang empor und betrachtete mich mit freundlichen Blicken. Auch ich stand sprachlos in sein Anschauen versunken, denn eine Welt neuer, namenloser Gefühle that sich mir auf.

Mancher schöne Mann war schon durch unser Gebirgsthal gezogen, keiner hätte den Vergleich mit diesem ausgehalten. Groß und schön gebaut, stand er im Sommer seines Lebens, als ein Bild der majestätischen Eiche, welche brechen, aber nimmer sich beugen kann in den Stürmen der Erde. Aus den bleichen Lilien seines Gesichtes glänzten zwei dunkle Sterne, von schwarzen Bogen umwölbt; und sein Lächeln, voll

herzgewinnender Freundlichkeit, zeigten zwei Reihen der reinsten Perlen. Sein Anzug war reich und glänzend; ein kostbarer Stein hielt die Reiherfeder seines Turbans, und auch sein Gürtel war mit schimmernden Steinen geschmückt.

Lange stand ich ihm gegenüber; seinen Blick nicht ertragend, senkte ich den meinen zu Boden.

Er fragte mich endlich in den schönsten Klängen, welche jemals mein Ohr berührt, ob ich mich verirrt hätte und erbot sich, als ich dies leise bejahte, mich nach meiner Hütte zu geleiten. Auf dem Wege dahin fragte er nach meinem Namen, meinem Vaterlande und wie ich hieher gekommen.

Er nannte sich Omar, war der Besitzer von allen umliegenden Ländereien, und hatte seine Jugend auf Reisen zugebracht. Erst seit Zaida, seine Schwester, gestorben, war er zurückgekehrt in sein väterliches Erbe, wo Nadire, seine alte Mutter, noch lebte.

Träumend trat ich in die Hütte; Omar's Bild füllte meine ganze Seele. Tausend Mal wiederholte ich in Gedanken alle seine Worte, forschend, ob keine höhere Deutung seinen einfachsten Reden unterzulegen sei, und es erfaßte mich Trauer wie Freude bei den

Stimmen, welche in meiner Bruſt erwachten. Der aufgehende Morgen wiegte mich erſt in den lange vergebens gewünſchten Schlummer, und beſeligende Bilder zogen am Roſenhimmel meines neuen Gefühles vorüber. Nach einigen Stunden Schlafes erwachte ich, um mit Sehnſucht dem kommenden Abend entgegen zu ſehen. Ob auch er meiner gedächte, ob ich ihn wieder an derſelben Stelle finden würde, waren meine einzigen Gedanken. Die untergehende Sonne fand mich auf dem Wege nach dem Roſenhaine. Mein Herz pochte hörbar, doch unendliche Freude zog in denſelben ein, als ich Omar an derſelben Stelle fand. Er begrüßte mich ſchon in der Ferne, geſellte ſich zu mir und folgte meinen Schritten. Er war freundlich, doch ſprach er weniger wie den erſten Tag; ſeine Gedanken ſchienen ſich mit etwas zu beſchäftigen. Als ich in der Ferne meine Hütte erblickte, ſah ich Fedoren vor derſelben ſitzen; ich nahm alſo früher Abſchied und er verſchwand in dem Dunkel des Waldes.

Mit Trauer erfüllt fand mich die Nacht auf meinem Lager. Konnte Omar gleiche Gefühle gegen mich hegen, da er auch mit keinem Worte die Hoffnung, mich wieder zu ſehen, ausſprach? Nein! es war

Zufall, Neugierde vielleicht, daß ich ihn den zweiten Tag meiner wartend fand, nichts anderes! — Ich nahm mir vor, nicht mehr hinzugehen; um meinem Vorsatze treu zu bleiben, verließ ich nicht einmal die Hütte. Neun Tage lang hatte ich die Schwelle nicht mehr verlassen, und mein Gemüth hatte sich in dieser Zeit beruhigt. Am zehnten Tage beredete mich Fedore, die Schönheit des Abends im Freien zu genießen; ich trat hinaus, die Sonne war im Scheiden, glühend schien sie auf den fernen Bergen zu ruhen, um noch ein Mal die Erde zu überschauen und dann hinab zu sinken, den Antipoden Licht und Wärme zu spenden. Die Luft war schwül und drückend; Schatten suchend, ging ich dem Haine zu, das Glück des nächsten Augenblicks nicht ahnend. Kaum war ich unter die ersten Bäume getreten, erblickte ich Omar. Sein Gesicht überflog ein Ausdruck von freudig erfüllter Erwartung, und er begrüßte mich mit bebender Stimme.

»Ada! neun ewig lange Tage erwartete ich Dich vergebens — warum kamst Du nicht?« sprach er, meine Hand ergreifend. Schweigend senkte ich den Blick zur Erde, meine Hand zitterte in der seinen. »Warum kam meine Ada nicht und ließ mich beinahe in Sehnsucht vergehen?« wiederholte er.

Wir sahen uns von diesem Augenblicke an täglich; ich wüßte keine Tugend, die ich nicht an Omar gefunden, kannte kein Glück, das ich nicht mit ihm hätte theilen können. Es war eine schöne Zeit, die seligste meines ganzen Erdenlebens! —

Eines Tages war Omar nach der entferntesten Grenze seines Gebietes gegangen, wo seine Gegenwart erforderlich schien; in zwei bis drei Tagen wollte er zurückkehren und dennoch erhielt ich schon den ersten einen Zettel, welcher mich mit wenig Worten an den Ort unserer täglichen Zusammenkunft zu kommen beschied. Die Züge der Schrift waren mir unbekannt. Und dennoch — wer konnte es außer Omar sein?

Mit tausend Vermuthungen trat ich den Gang an; eine alte Sclavin kam mir entgegen und bat mich ihr zu folgen. Sie führte mich in der Richtung nach Omar's Wohnung, welche eine kleine halbe Stunde von unserer Hütte entfernt lag. An derselben angelangt, traten wir in das Haus. Alles war öde und still; meine Führerin schritt über einen Hofraum — rings von Säulen umgeben; in der Mitte war ein erfrischender Springquell, dessen leises Rauschen allein die lautlose Ruhe unterbrach. Eine Thüre that sich auf, wir traten ein;

die alte Sclavin ließ mich hier verweilen und entschwand auf der entgegengesetzten Seite, hinter einem reichgestickten Vorhange. Ich befand mich unter Omar's Dach, die Mauern, die ihn als Kind, als Jüngling, als Mann umschlossen hatten, umfingen auch mich; ich athmete seine Luft und er erschien nicht, seine Ada zu empfangen! In gespannter Erwartung lauschte ich auf das entfernteste Geräusch, während mein gepreßtes Herz in langsamen, starken Schlägen pochte. Endlich öffnete sich der Vorhang, und eine jüngere Sclavin winkte mir einzutreten. Ich trat in einen, reich mit Gold gezierten Saal. Eine hohe, bejahrte Frau, deren Züge Spuren ehemaliger Schönheit trugen, saß auf einem Polster, zu ihrer Linken ein tiefverschleiertes Mädchen.

»Du bist Ada, die Tochter des Fremdlings aus dem Thale?« redete sie mich nach einer langen Pause des Betrachtens an. »Man sagt: Dein Vater habe lange am Hofe gelebt und sei ein Opfer niedriger Vezière geworden,« sprach sie weiter; »mein Sohn hatte Unrecht, sich ein Spielzeug zu wählen, das eingedenk seines vorigen Standes, gewiß Ansprüche zu machen, sich berechtigt hält.«

»Wie verstehst Du das, hohe Frau?« fragte ich entgegen; »ich mache auf nichts Anspruch außer Omar's Herzen, und das gab er mir freien Willens.«

Die Verschleierte machte eine Bewegung gegen mich, als wollte sie sprechen, sank aber wieder in die Kissen des Divans zurück.

»Armes Kind!« nahm Omar's Mutter das Wort. Sein Herz weiß wohl wenig von Dir! Hier — Kassarah ist seine verlobte Braut und in wenig Wochen ist sie für das ganze Leben sein.« Sie schlug den Schleier Kassarah's zurück; ein paar große, brennendschwarze Augen schossen giftige Pfeile auf mich, aber ich sah nichts, hörte nichts mehr, meine Sinne schwanden, meine Knier wankten, und in halber Bewußtlosigkeit eilte ich durch die Gemächer in das Freie. Die Luft war mild, da die Sonne eben hinuntergesunken, und die Rosen des nahen Hains, wo ich Omar zum ersten Mal gesehen, sandten mir grüßend ihre süßen Düfte. Mein gewaltsamer Schmerz lößte sich in Thränen, und ich empfand einen Augenblick eine erleichternde Beruhigung. Dann ließ ich aber alles Erlebte an meiner Erinnerung vorübergehen, und mein Herz erlag beinahe den Gedanken — an Omar's Verrath.

In der heimischen Hütte angelangt, ergriff mich ein heftiges Fieber; die treue Fedore wachte die ganze Nacht an meinem Lager, und ich schüttete mein Geheimniß aus vor ihrem theilnehmenden Herzen.

Fedoren's Pflege und Trostworten war es gelungen,

daß ich den siebenten Tag die Hütte wieder verlassen konnte. Omar trat mir mit unbefangener Freude entgegen. Ich wandte mich ab, ihn nicht zu sehen; er aber ergriff meine Hand und fragte, warum ich ihm zürne?

»Geh, Omar!« sprach ich, »geh zu Kassarah, Deiner verlobten Braut!«

»Und solch Mißtrauen wohnt in Ada's Herzen!« sprach Omar ernst, »daß sie Raum giebt dem Glauben an dieses Mährchen?«

Einen Augenblick schwebte mein Herz zwischen Verachtung und Hoffnung; bald jedoch siegten Omar's Worte, der seine Mutter geschickt vertheidigte und anklagte zugleich, und ich schämte mich, ihm nicht besser vertraut zu haben. Wie konnte er mir so klar und ruhig in das Auge schauen — wenn er schuldig war?

Tage, Wochen vergingen, ohne daß irgend etwas in Omar's Betragen mir Ursache gegeben hätte, ein Mißtrauen zu nähren. Mein Himmel war völlig wolkenlos, und der Blitzstrahl der Vernichtung kam aus den heitersten Räumen der Luft.

Omar gab vor, eine Reise machen zu müssen, von welcher er erst in einigen Wochen zurückkehren würde, und da er fürchtete, seine Mutter möchte auf eine neue

List sinnen, mir eine Kränkung zu bereiten, so bat er mich, in der Zeit seiner Abwesenheit meine Hütte so wenig als möglich zu verlassen; ich versprach es und er reiste ab. Zwei Tage waren in stiller Ruhe verflossen, als mein Vater zu mir trat und mich ihm folgen hieß. Er war ungewöhnlich heiter, und ich freute mich dessen, denn er war meistens finster und still. Als wir eine Weile gegangen, sah ich eine Menge festlich gekleidete Menschen, und ein froher Tumult drang aus weiter Ferne an mein Ohr. »Wohin führst Du mich, Vater?« unterbrach ich das Schweigen, in das wir wieder versunken waren. »Zum Hochzeitsfeste Omar's, zu welchem uns seine Mutter geladen,« sprach er.

Das Blut stockte in meinen Adern, aber ich preßte jeden Gedanken gewaltsam zurück in des Herzens Tiefen; denn konnte es nicht abermals ein listig ersonnenes Mährchen Nadiren's sein? Doch nach wenig Minuten war die Täuschung gehoben. Der Hochzeitszug nahte; ich fühlte das Blut, wie es sich erstarrend zum Herzen drängte. Sie zogen an uns vorüber; Omar war der glückliche Bräutigam! sein Gesicht strahlte vor Freude. Er bemerkte mich nicht, denn er sprach und lachte mit einem seiner Begleiter. Mit einem Schrei des Entsetzens sank ich zu Boden.

Als ich wieder zum Bewußtsein gelangte, befand ich mich auf meinem Lager, Fedore saß mir zur Seite; mein Vater stand mit verhülltem Gesicht an der Thüre. Es war die letzte Flamme, die in mir auflohderte. Eine Ader war in meinem Herzen gesprungen, ich fühlte den warmen Lebensstrom verrinnen, der die Seele an den erkaltenden Körper gefesselt hielt, und in wenigen Sekunden sollte der Kampf beendet sein. Ich gedachte nicht mehr Omar's, nicht mehr meiner Liebe! nur der Anblick meines Vaters erschwerte mir das Scheiden und vermehrte meinen letzten irdischen Schmerz. Ich fühlte, was er litt, sein einziges Kind, seine letzte Hoffnung sterben zu sehen; der männliche Muth, mit welchem er seinen ungeheuern Schmerz der Scheidenden zu verbergen suchte, verließ ihn plötzlich, als Fedore meine Hand fassend, ausrief: »Nun wird sie sogleich vollenden!« — Er sank an meinem Lager nieder; noch einen Blick warf ich auf ihn, noch einmal durchbebte heftiger Schmerz meinen Körper, und ich hatte mich losgerungen von der lastenden Bürde des Erdenlebens.

Frei und erhoben über jede Sorge der Erde, schwebte ich durch die Räume des Aethers. Noch einmal wollte ich meine irdische Leidensstätte sehen, ehe

ich meine Schwingen zu höherm Fluge versuchte. Ich senkte mich herab in die Hütte meines Vaters, wo meine ehemalige Hülle starr und bleich, mit Blumen und Kränzen geschmückt lag. Es war Erdennacht. Leise trat Fedore mit einer Lampe in der Hand, in das Gemach. Omar folgte ihr. Mit kalter Ruhe in den Zügen betrachtete er die Leiche; kein Wort, kein Seufzer verrieth Reue oder Schmerz.

»Nun, Mann von Stein,« begann Fedore, welche vergebens auf den Ausbruch von Leidenschaft gelauscht hatte, »ist Dein Opfer nicht schön geschmückt? ist dieser Anblick nicht vermögend, Dein schlafendes Gewissen wach zu rütteln?«

»Du irrst!« entgegnete Omar. »Der Glaube zog eine ewige Scheidewand zwischen mir und Ada; mit ihr hätte ich nie mich verbinden können! sollte dieses Verhältniß mich der Freiheit berauben, nach meinem Gefallen zu handeln? hätte ich es ihr selbst sagen sollen? kann ich davor, daß ihr den Tod gegeben, was hundert Mädchen kaum einen Tag beweinen? Ada's Geschick hat es so gewollt, nicht ich.«

»Glaubst Du?« rief Fedore mit erstickter Wuth. »O! über den Sophisten, den die Natur mit allen glänzenden Gaben überschüttet, wobei sie aber das Herz

vergessen hatte; das Herz, ohne welches die alleinhandelnde kalte Vernunft sich in bittern Hohn verwandelt. Geh, Omar! entweihe nicht länger die heilige Stätte mit Deinen frevelnden Reden. Geh! Dir wird es ergehen nach Deinen eigenen Grundsätzen; der versöhnte Schatten Ada's möge in Deiner letzten Stunde Dir Vergebung bringen, ohne welche Du ringend im Todeskampfe nicht sterben kannst.«

»Wahnsinnige Thörin!« rief Omar wild auflachend, und verließ das Gemach.

Leise senkte ich mich hernieder zu meinem schlafenden Vater; seine Augen waren geschlossen, aber in seinen Wimpern glänzte eine Thräne. Ich erschien ihm im Traum, den Balsam des Glaubens tröstend in sein wundes Herz gießend, dann spannte ich die leuchtenden Fittige, um hoch mich aufzuschwingen über den drückenden Luftkreis des irdischen Lebens.

Glänzende Weltkörper mit ihren Bewohnern drehten im gemessenen Kreise sich um ihre Sonnen. Und Sonnen mit ihren Welten, und deren Monde wälzten sich, wieder einem Systeme angehörend, um eine ungeheuere Sonne, die wieder nach den Gesetzen des Weltenlenkers einer höheren Unterthan war. So ging es

fort und fort in das Unendliche. In diesem weiten All' war ich ein Hauch, ein leiser Hauch! und dennoch umfaßte mich die Liebe des ewigen Vaters, der mich aus Nichts hervorgerufen, wie die glänzendste Sonne, die er geschaffen, das fühlte ich in meinem ganzen Wesen. Denn ein Augenblick, in welchem er das schützende Auge von mir abgewandt hätte, und ich wäre in bodenloses Nichts, in eine unerreichbare Tiefe gesunken.

Und immer lichter ward es meinen Blicken, immer leichter fühlte ich mich werden. Tausend und tausend Geister, unzählig wie die Welten und Sonnen, schwebten dem Lichte der Vollendung zu. Ein Meer von glänzenden Strahlen ergoß sich vom Throne des Ewigen. Ich durfte nicht nahen, denn noch hatte ich Bande, die mich an meine ehemalige Welt gefesselt hielten. Eine Stimme ertönte in mir — außer mir — welche mir sagte: »auch Du hast gefehlt! Dein ganzes Heil in irdischem Glück suchend, hast Du gezweifelt an der barmherzigen Liebe des Vaters! geh' noch einmal zurück und bringe den Versöhnungskuß dem, der die Schuld Deines Todes auf sich geladen.«

Zehn Erdenjahre waren indeß verflossen; mein Vater pflanzte Rosen auf das Grab meiner Hülle.

Sein Haar hatte der Gram gebleicht, seine einzige Freude machten ihm die Blumen, welche auf der Ruhestätte seines Kindes blühten, die er mit ängstlicher Sorgfalt wartete. Armer Vater! Ada's gebrochenes Herz ist längst zu Staub geworden. Schmerz und Gram sind bittere Gefährten, aber sie dürfen nicht mit über die Grenzen des Todes. Mit der Fackel des Lebens verlöscht auch ihre Macht, und im Grabe wohnt nur der Schlummer des Friedens, von keinem bösen Traum gestört. Armer Vater, wie kannst Du weinen? Ada's Hülle ist Staub, Ada's Geist kennt nicht mehr die Qualen des Schmerzes. Dein Leben war rein wie der Aether des Himmels, komme bald, Du wirst eingehen in das Licht der Vollendung.

Auf seinem Lager ausgestreckt — lag Omar mit dem Tode ringend, ein Bild des Jammers. Erloschen war der Strahl seines Auges, seine Lippen verzogen krampfhaft sich zum Lächeln, indem sie einzelne, abgebrochene Laute hervorstießen.

Kassarah, seine Gattin, liebte Achmet mit Leidenschaft, wie sie einst Omar geliebt hatte. Omar's Rache fürchtend, wenn er ihr Verständniß mit demselben entdecken sollte, hatte sie ihm den Giftbecher mit schmeichlerischen Worten gereicht, und war dann mit dem Manne

ihrer zweiten Wahl entflohen. Einsam, verlassen von allen Sclaven des Hauses, sollte Omar sein Leben unter den schrecklichsten Qualen des Schmerzes verhauchen.

Auf einem Orangenzweig mich wiegend, sah ich in die einst geliebten Züge, die sich so wenig mehr glichen. Armer Omar! wie gern hätte ich, vereint mit den Abendlüften, welche durch die offenen Fenster drangen, Deine vom Fieber brennende Stirne gekühlt! aber noch war der Geist des Erkenntnisses nicht in Dein von starrendem Eis umzogenes Herz gedrungen; ich durfte Dir nicht nahen.

»Kassarah! Abdallah! nur einen Tropfen Wasser!« baten seine sterbenden Lippen. Aber Kassarah war weit von hier; ihr Herz hatte sich dem Mitleid verschlossen, wie einst das seine, sie hörte ihn nicht. Der kalte Thau des Todes perlte aus seiner Stirne; ermattet sank er zurück und sprach leise: »Schatten Aba's! ich habe gefehlt, schwer ist die Strafe — Vergebung!«

Ein leises Weh durchbebte mein ganzes Wesen; den Versöhnungskuß auf seine Lippen hauchend, half ich seine Seele sich losringen von den irdischen Banden, und vereint schwangen wir uns empor zum Lichte des ewigen Vaters.

Träume des Orients.

Träume des Orients.

Heilige Nacht! weit hast du deinen Mantel, mit schimmernden Welten gestickt und glänzenden Sonnen durchwoben, über mich ausgebreitet, über mich und unzählige Geschöpfe der Erde, und Jedes feiert dein geheimnißvolles Walten auf eine andere — auf seine eigene Art. Die Mehrzahl überläßt sich nach den Mühen des Tages einer erquickenden Ruhe; freundliche Bilder umziehen das Haupt des Glücklichen; der Trostlose sucht durch dich sein herbes Geschick um einige Stunden Qual zu betrügen, während dem Verbrecher, aus dem geräuschvollen Strudel des Tages von seinem Gewissen verfolgt und nun mit ihm allein gebettet, deine Minuten zu martervollen Ewigkeiten sich auszudehnen scheinen. Der Eine überläßt sich einem nagenden Schmerz, welcher, in den Tiefen des Herzens verborgen, von Niemand

geahnet werden darf; der Andere der Freude oder Hoffnung einer glänzenden Zukunft, und nur die Phantasie des Dichters ist es, die von deiner geheimnißvollen Macht entfesselt, alle diese Räume durchfliegt, und mehr oder weniger glücklich dann von dem ein Bild entwirft, was sie auf ihrem Fluge gesehen, gedacht und gefühlt. Auch meine Seele sucht die Fittige zu entfalten, um einen weiten Flug zu wagen, nach dem Lande, das sie — seit die Kraft zu denken in ihr erwacht ist — mit glühenden Bildern der Sehnsucht erfüllte; nach dem Lande der Poesie und der Liebe, von einer heißeren Sonne zur herrlichsten Blüthe gereift! Soll ich ihr wehren? Glück der Wirklichkeit ist dem Dichter so selten beschieden, träume daher meine Seele! wiege dich in die Seligkeiten deiner eigenen Schöpfungen; wenn dann mit der kommenden Morgenröthe all dein Glück in flüchtigen Nebel zerronnen ist, dann will ich versuchen, mit schwachen Zügen ein Bild zu entwerfen von dem, was dich so glühend erfüllte; vielleicht gelingt es mir, die trüben Wolken der Trauer von einem befreundeten Gemüthe für einen Augenblick dadurch zu zerstreuen.

Erster Traum.

Kühlend ergoß sich ein krystallheller Springquell in ein weites Marmorbecken, das mitten im geräumigen

Saale sich befand, und um welches auf weichen kostbaren Teppichen schöne Frauen sich gelagert hatten, die ausruhten von der Wonne des erfrischenden Bades, das sie in den anstoßenden Zimmern genommen hatten, und nun einer träumerischen Ruhe sich überlassend, den Mährchen und Liedern der Sclavinen zuhörten, während diese sich rastlos dabei beschäftigten, die langen seidenweichen Haare ihrer Gebieterinnen mit wohlriechenden Essenzen zu reiben und dann sie mit Perlen und Blumen zu durchflechten. Miriam aber, die sonst so fertige Mährchen-Erzählerin, die immer des Beifalls gewiß sein durfte, beobachtete heute ein geheimnißvolles Schweigen, welches sie nicht unaufgefodert brechen zu wollen schien, und nur ein leises Lächeln gleitete zuweilen über ihre Züge, als wollte sie sagen: »Wüßtet Ihr, was meine Lippen verschweigen, Ihr würdet nicht so ruhig den gehaltlosen Erzählungen dieser Schwätzerinen Euer Ohr leihen.«

Aber lange wurde dieses Lächeln nicht bemerkt, und erst als eine Pause eintrat, wandten aller Augen sich nach Miriam, welche, beleidigt durch eine so andauernde Nichtachtung schon mit dem Entschlusse kämpfte, ihr Geheimniß für sich zu behalten. Doch schnell durch das allgemeine Verlangen: den Schatz ihrer Beredtsamkeit nicht länger zu verschließen, wieder versöhnt,

wiegte sie das Haupt bedenklich hin und her, als quäle sie noch irgend ein Zweifel, während aller Blicke in großer Erwartung auf ihren Lippen hafteten.

»Es ist diesmal kein Mährchen,« begann sie endlich, »das ich Euch erzählen will; keine jener Erfindungen, die Euch so oft schon Freude gemacht hat, wenn Ihr auf diese Teppiche gelagert, nur bedacht waret, die Flügel der Zeit mit den Rosen fröhlicher Unterhaltung zu kürzen; sondern eine wahre Begebenheit ist es, die ich heute vorzutragen habe, deren Hauptperson eine Schwester aus den Reihen der schönen Frauen ist, die ich hier um mich versammelt sehe.«

In engerem Kreise reihte man sich um die Erzählerin in gespannter Aufmerksamkeit; nur Rabine, die Frau eines reichen bejahrten Moslim, blieb bewegungslos auf ihrem Platze, leise das Haupt über das Marmorbecken neigend, um durch die herabrollenden Locken eine tödtliche Blässe zu bedecken, welche plötzlich ihre Wangen überzogen hatte. Miriam warf einen lauernden Blick auf sie; doch stets ihrer Gedanken Meister, schien sie nichts bemerkt zu haben, und fuhr nach kurzer Pause fort: »Ihr werdet ohne Zweifel die beiden Franken schon gesehen haben, welche seit einiger Zeit sich hier befinden?«

»Ja, ja! man trifft sie ja auf allen Straßen!

was wollen, was ſuchen ſie hier?« riefen die Frauen mit Ungeduld, während Rabine ſcheinbar theilnahmlos ſich tiefer über das Marmorbecken beugte.

»Was ſucht der Wolf, wenn er um die Heerde ſchleicht,« ſagte Miriam, »gewiß nicht die Geſellſchaft des Hundes; zuweilen trifft es ſich aber, daß dieſer den Räuber auf ſeinem Fange überraſcht und ihm die Kehle zerreißt, ehe er Zeit zur Wehre findet.«

»Wir ſterben vor Neugierde, wenn Du nicht bald den Schleier der Gleichniſſe von dieſer Begebenheit ziehſt!« ſprachen die Frauen, indem ſie ihre Polſter wieder näher rückten, um kein Wort von der Erzählung zu verlieren.

»Nun, ſo hört!« begann die liſtige Sclavin mit wichtiger Miene, indem ſie ſich auf dem Teppich einen Platz wählte, wo ſie Rabine genau beobachten konnte, ohne der andern Frauen Aufmerkſamkeit zu erregen. »Schon ſeit langer Zeit lebten Tamira, die Frau Hali's, und Gulnaze, die Frau Nakib's nicht mehr in jenem zärtlichen Einverſtändniſſe mit einander, in welchem man von Kindheit an ſie zu ſehen gewöhnt war, und weswegen man ſie nur die Zwillinge hieß. Vielleicht, daß ſie ſich über einen unbedeutenden Gegenſtand entzweiten; aber eben, weil man vom Wege des Zornes und Haſſes leichter wieder auf den Pfad der Liebe

gelangt, als von der sandigen Ebene der Gleichgültigkeit, konnte ihr voriges Verhältniß das Gleichgewicht nicht wieder erhalten, und sie sahen sich daher selten, ohne gerade gänzlich mit einander zu brechen. Doch plötzlich schien ihre Freundschaft wieder frische Rosen zu treiben, um schöner als jemals zu blühen, denn Gulnaze besuchte wieder täglich ihre Freundin Tamira, und keine der Sclavinnen, außer die vertraute Amra, durfte dann das Gemach betreten, in welchem die die Neuversöhnten sich befanden. Aber Allah läßt täglich die Sonne aufgehen, und da trifft es sich denn, daß ihr Strahl jedes Geheimniß beleuchtet, sei es auch von siebenfachen Schleiern verhüllt. Sadi, der treuergebene Selave Halil's, glaubte zu bemerken, daß Gulnaze, ohnedies an Wuchs die längste Frau in der ganzen Stadt, noch um ein Bedeutendes größer geworden zu sein schien, seit er sie nicht mehr gesehen. Dies kam ihm sehr seltsam vor, jedoch schwieg er, um eine Gelegenheit abzuwarten, wo er sich Gewißheit über dieses sonderbare Räthsel würde verschaffen können. Diese Gelegenheit blieb aber nicht lange aus; denn gestern war kaum Gulnaze in Tamira's Haus getreten, als Sadi auf abermaliges Pochen die Thür öffnete und — Gulnaze in ihrer ehemaligen Größe Einlaß begehrte. Es hätte nur halb so viel Scharfsinn bedurft,

als Sadi wirklich besitzt, um einzusehen, welch betrügliches Spiel hier gespielt wurde, und er eilte sogleich zu seinem Herrn, um ihn von dem Doppelbesuche Gulnazens zu unterrichten. Halil besaß bei dieser entsetzlichen Nachricht gerade noch so viel Mäßigung, um nicht auf der Stelle, trotz der Anwesenheit der Frau Nakib's, sich in den Harem zu stürzen und dem Frevler seinen verdienten Lohn zu geben; jedoch ließ die falsche Gulnaze nicht lange auf sich warten, denn sie fand es für gerathen, sich zu entfernen, als kaum die wirkliche das Haus so unerwünscht betreten hatte. Mit gezücktem Dolche stand Halil schon an der Thür; um jedoch keinen Irrthum zu begehen, ließ er den frevelhaften Besucher ungehindert das Haus verlassen und begnügte sich, ihm zu folgen. Lange mochte indeß dieser mit dem Rächer hinter sich durch die Straßen geirrt sein, ehe er von Angst getrieben auf einen entlegenen Platz gerieth, wo es zur Entscheidung kommen mußte, denn es war schon spät, als Halil mit zornflammendem Gesichte und vom Blute des Verbrechers geröthetem Dolche zurückkehrte.« —

»Nun, weiter, weiter!« riefen die Frauen, welche mit Leidenschaft an den Lippen Miriam's hingen, während in ihren Zügen sich alle Gefühle malten, die des Verfolgten wie des Verfolgers Brust durchbebt haben mochten.

»Weiter?« fragte die Erzählerin. »Nun, die falsche Gulnaze war einer der Franken, und Tamira wird heute Nacht in Gesellschaft ihrer vertrauten Amra eine Speise der Krokodile, oder sie werden, nachdem man ihnen die Augen ausgestochen, in die Wüste ausgesetzt. Ich bin mit meiner Erzählung zu Ende!«

»Gottes Fluch auf das Haupt der Treulosen, es geschieht ihr ganz recht!« riefen die meisten Frauen, und nur wenige wagten ein Wort des Mitleides, welches jedoch auch sogleich wieder verstummte, um nicht den Verdacht auf sich zu laden, eines ähnlichen Frevels fähig zu sein. Nadine hatte indessen einige Fassung zu erringen gesucht, und es war ihr insofern gelungen, um an den allgemeinen Ausrufen der Verwunderung Antheil nehmen zu können, damit ihr alleiniges Schweigen nicht die Aufmerksamkeit der Anwesenden auf sich ziehe; als aber eine der Frauen die Frage stellte, was nun wohl aus dem andern Franken werden möge, und Miriam hierauf entgegnete: daß er bereits schon verschwunden sei, ohne daß ein Mensch wisse, was aus ihm geworden, da verlor ihre Seele die Kraft, sich länger zu beherrschen, und mit einem Schrei des Schmerzes sank sie in die Arme ihrer treuen Sclavin zurück. Von Schrecken und Neugierde getrieben, umringten die Frauen die immer mehr Erbleichende, sie mit Fragen

bestürmend, welche gewiß die Entdeckung ihres Geheimnisses zur Folge gehabt hätten, wenn nicht Nadire schnell ein Mittel gewußt, die zudringlich Theilnehmenden zu täuschen, indem sie sich ihrer Gebieterin zu Füßen warf und mit lauten Wehklagen ihre Hand verwünschte, welche, von einem bösen Geschick bezaubert, heute schon zum zweiten Male die Herrin mit der Nadel so schwer verletzte, daß sie nur durch derer außerordentliche Herzensgüte auf Verzeihung zu hoffen wage. Diese List gelang vollkommen, denn während einige Frauen Ermahnungsreden an ihre Sclavinnen richteten, bei Anhörung von Erzählungen und Mährchen nicht immer wie die ungeschickte Nadire die Bedienung der Gebieterin zu vernachlässigen, hatte Nadine Zeit, sich zu sammeln, um in den Plan ihrer treuen Dienerin einzugehen; nur Miriam, welche schon selbst zu oft auf ähnlichen Pfaden gewandelt, um nicht alle verborgenen Auswege der weiblichen List zu kennen, ließ sich nicht täuschen, jedoch schwieg sie, den Vortheil wie die Gefahr: Mitwisserin eines solchen Geheimnisses zu sein, in Gedanken abwägend, und beschloß, auf jeden Fall alles aufzubieten, um sich vollkommen Klarheit in dieser Sache zu verschaffen, woraus vielleicht sich Nutzen ziehen ließe.

Die Sonne war längst untergegangen und aus des Himmels tiefem Blau traten schon die größern Sternbilder glänzend hervor, während die kleinern nur noch in unbestimmten Gestalten schimmerten, als Radine, von ihrer treuen Sklavin gefolgt, durch die dunklen, duftigen Laubgänge ihres Gartens schritt, denn Lamed, ihren Gatten, hielt eine Reise entfernt, wodurch ihr größere Freiheit zu Theil ward, da Hassan, der Aufseher im Hause, durch die hohen Mauern, welche das ganze Eigenthum umgaben, sich hinlänglich gesichert glaubte, um aller Verantwortlichkeit überhoben zu sein, und daher, unbekümmert um der Frauen Treiben, sich seiner geliebten Ruhe überließ. Aber die Liebe findet über Felsen und Meere den Weg, die höchste Mauer ist für sie kein Hinderniß; das wissen jedoch zum Glück nur die Eingeweihten, sonst wäre es keine Möglichkeit, die Blicke der schlauen Wächter zu täuschen. Auch Radine gehörte im Bunde der Liebe seit wenig Wochen zu den Wissenden, und sie hatte oft Ursache, die Kurzsichtigkeit Hassan's, welcher einige Ellen Mauer für endloser als die ungemessenste Leidenschaft hielt, zu preisen.

Doch heute war schwerer Kummer in ihr Herz gezogen, jedes andere Gefühl daraus verbannend, und Angst und martervolle Ungewißheit breiteten ihre dunklen Fittige lastend über ihrem Haupte aus, und das sonst

so heiter glänzende Auge durch einen Thränenschleier verdüstert, senkte sich trostlos zu Boden, während Nadire alle Beredtsamkeit aufbot, die geliebte Gebieterin zu zerstreuen und mit Funken der Hoffnung zu beseelen.

»Wenn Du wirklich glaubst,« nahm nach langem Schweigen Nadine das Wort, »daß Halil's Rache nicht auch ihn getroffen, wenn er noch lebt, warum kommt er nicht, warum eilt er nicht zu mir, um mich aus dieser tödtenden Ungewißheit zu reißen?

»Bedenke,« entgegnete Nadire, »wie gefahrvoll in diesem Augenblick jeder Schritt für ihn werden muß, und daß es höchst unklug wäre, wollte er sich so muthwillig dem Dolche Halil's preis geben.«

»Und meine Angst, meine Schmerzen rechnest Du für nichts?« rief Nadine mit leidenschaftlicher Aufwallung, »armselige Rücksichten! Freilich, man sagt: die Franken lieben nicht mit jener tiefempfundenen Gluth wie wir; sie wägen ihr Gefühl nach ihrem Vortheil ab, und Karlos wird nicht besser sein als seine Brüder! Nur die Gefahr ermessend — wird er nicht kommen, und ich — ich werde vergehen vor Schmerz!« — Die Hände ringend, blickte sie in stummer Verzweiflung zum Himmel empor, während Nadire vergebens auf Mittel

sann, irgend einen Ausweg des Trostes zu finden. Da ertönte aus weiter Ferne ein herzzerreißender Jammerruf, und immer näher trug der Wind die Schmerzenslaute, so daß kein Zweifel übrig blieb, der Unglückliche, von welchem sie herrührten, mußte sich nach der Gegend hinbewegen, wo die beiden Frauen sich befanden. Nadire eilte auf die Terrasse, von welcher aus man die Straße etwas übersehen konnte; doch kaum daselbst angelangt, rief sie: »Der Prophet verleihe uns seinen Schutz! es ist Tamira, welche mit ihrer Sklavin, in einen Sack gebunden, nach dem Flusse geschleift wird, um durch den Tod die Schuld der Liebe zu büßen!«

Nadine eilte ebenfalls auf die Terasse, wo ein abschreckendes Schauspiel sie erwartete; denn die ganze Gegend wurde durch Fackeln erhellt, welche, von Sklaven getragen, die grauenhafte Scene beleuchteten, die ihr Blut zu Eis erstarren ließ. Ohne einen Laut zu wagen, deutete Nadire auf Halil, welcher mit dem Ausdruck befriedigter Rache in den Zügen voranschritt, und am Ufer des Flusses angelangt, mit einem Stabe die tiefste Stelle desselben suchte, damit sein Opfer ja nicht, an irgend einem Gesträuche hängen bleibend, Rettung finden könne. Bald hatten auch die Sklaven mit den beiden dem Tode geweihten Frauen, welche, von Verzweiflung erfaßt, nur noch einzelne Laute des

Jammers ausstießen, das Ufer erreicht, und nur wenige Secunden, und das Aufwallen des Wassers verkündete: daß das feuchte Grab sie aufgenommen, und daß alles vorüber sei. Eilig, als fürchte er, der Genius der gemordeten Frauen möchte, aus den Fluthen emporsteigend, Rechenschaft fordern, entfernte Halil sich schnell nach der That mit seinen Sklaven, und alles war bald wieder ruhig und in tiefes Dunkel gehüllt, als sei nichts vorgefallen.

»Arme Tamira, arme Amra!« seufzte Nadine, »Euer Leid hat nun ein Ende. Doch ich? ach, er wird nicht kommen! und ich — ich werde vergehen vor Schmerz?«

»Horch!« flüsterte Nadire mit zurückgehaltenem Athem, »ist es mir doch, als hörte ich eine ungewöhnliche Bewegung des Wassers?«

»Es werden Krokodile sein, die nach der willkommenen Beute suchen,« sagte Nadine, in tiefes Sinnen verloren.

»Nein, nein!« rief Nadire, ihre Sehkraft anstrengend, »eine Gestalt erhebt sich über den Wogen — sie schwimmt dem Ufer zu — sie hat das Land erreicht — sollte Tamira Mittel gefunden haben, sich von ihren lastenden Banden zu befreien? doch nein! ich sehe mehrere Gestalten wie aus dem Boden wachsend, sie bilden

einen Kreis — Allah sei gelobt! Tamira hat einen Retter gefunden.«

Ein Strahl der Freude belebte Nadinens Züge; doch als die räthselhaften Gestalten sich langsam, als trügen sie eine schwere Last, vom Ufer entfernt hatten und im Dunkel der Nacht verschwanden, so sank sie wieder in ihren vorigen Kummer zurück, und nur die Worte: »er wird nicht kommen und ich muß vergehen vor Schmerz!« entrangen sich zuweilen ihrer von Angst gepreßten Brust. Schon eine Stunde war bereits wieder in das Meer der Ewigkeit dahin geflossen, ohne ohne daß ein Laut die tiefe Stille unterbrochen und das Nahen eines lebenden Wesens verkündet hätte. Nadire drang nun mit Bitten in die geliebte Herrin, nicht länger der falschen Nachtluft sich vergebens auszusetzen, da für heute wohl nichts mehr zu hoffen sei, als plötzlich ganz leise das bekannte Zeichen außerhalb der Mauer ertönte.

Mit einem lauten Ausruf der Freude sprang Nadine nach einem dichten Rosengebüsch, aus welchem sie eine Strickleiter hervorsuchte, und diese mit froher Eile und mit Nadirens Hülfe hinabließ, worauf nach wenig Secunden die Gestalt eines schönen Mannes mit glän-

zend schwarzen Haaren und großen dunkelbrennenden Augen, halb türkisch, halb phantastisch gekleidet, sichtbar wurde. Mit Gewandtheit und Grazie schwang er sich von den letzten Sprossen der Leiter über die Mauer, wo Radine in sprachlosem Entzücken ihn empfing.

»Nur wenig Augenblicke sind mir gegönnt,« nahm er nach kurzer Umarmung das Wort, »morgen Nachts wird ein Schiff die Anker lichten, um weit mich von dieser Küste wegzuführen, steht Dein Entschluß: mir zu folgen, noch fest, und bebt Dein Herz nicht bei dem Gedanken an die Gefahr, welche uns drohen könnte?« —

»Karlos!« flüsterte Radine in halb vorwurfsvollem Tone, »weshalb dieser Zweifel? kann meine Entfernung größere Gefahr mir bringen, als bei jeder nächtlichen Zusammenkunft mir droht!«

»Nun so höre!« sagte Karlos, »Du wirst ohne Zweifel wissen, in welchen verdrießlichen Handel mein Freund Olivedo sich mit Tamira, Halil's Gattin, eingelassen hatte?«

»Sie liebten sich wie wir!« hauchte Radine.

»Der beleidigte Gatte,« fuhr Karlos, ohne auf die Unterbrechung zu hören, fort, »rächte sich durch mehrere Dolchstiche, welche meinem Freunde unfehlbar den Tod

würden gegeben haben, wenn nicht ein Taschenbuch mit dem Bildniß seiner Mutter, das er stets bei sich trägt, die Kraft des Stoßes abgewendet hätte. Jedoch blieb er für todt auf dem Platze liegen, wo mit anbrechender Nacht erst ein Jude, der die Leiche entkleiden wollte, noch Leben in ihm fand und ihn in sein Haus nahm. Sobald er die Augen aufschlug, ließ er mich von seinem Unglück unterrichten, da gewiß Halil's Rache sich auch auf mich ausgedehnt haben würde, und reiche Goldspenden vermochten den Juden, uns Beide zu verbergen, bis ein Schiff uns aufnehmen könnte. Das Glück war uns günstig, denn morgen schon verläßt ein christlicher Kaufmann den Hafen, um uns in die Heimath zu bringen. Obwohl Olivedo von dem Bruder unsers Wirthes verbunden wurde und dieser erklärte: die Verletzung habe nur das Fleisch getroffen, so daß eine baldige Herstellung mit Gewißheit zu hoffen sei, so bemerkte ich dennoch große Unruhe an ihm, welche ein heftiges Fieber zur Folge hatte, wo er mir endlich auf mein Befragen gestand, daß Zamira's Schicksal peinigend an seinem Herzen nage, und daß er sein ganzes Vermögen für ihre Rettung hingeben würde. Ich sah ein, wie nachtheilig diese Sorge auf seine Genesung wirken mußte, wodurch vielleicht unsere Abreise verzögert werden konnte, und versprach, ihm

die Geliebte zu retten, ohne ein Mittel zu wiſſen, mein Verſprechen in Ausführung zu bringen. Meinem Geſchick vertrauend, ſchlich ich mit anbrechendem Morgen als Jude verkleidet um Tamira's Haus, da es mir vor allem nöthig ſchien, zu erfahren, auf welche Art ſie ihre Strafe erleiden ſollte, und miſchte mich unter die Sklaven, welche Waſſer holten, die Pferde und Kameele zu tränken. Lange wollte mein Wunſch nicht in Erfüllung gehen, und ich war ſchon im Begriff, mich vom Brunnen zu entfernen, um nicht länger der Gefahr, erkannt werden zu können, ausgeſetzt zu ſein, als ein chriſtlicher Diener mit einem Kruge kam, um ebenfalls Waſſer zu ſchöpfen. In Halil's Sklaven erwachte bei ſeinem Anblicke der Zorn, ſie überhäuften den Hinzugetretenen mit Schmähreden; der geſtrige Vorfall kam dadurch unter den Uebrigen zur Sprache, wo ich denn erfuhr, was ich wiſſen wollte, und worauf ich mich ſcheinbar ganz theilnahmlos entfernte, indem ich an einen andern Brunnen zu gehen vorgab, da ich nicht länger warten könne, bis die Reihe mich treffe. Auf langen Umwegen begab ich mich nun zu einem chriſtlichen Prieſter, machte ihn zum Vertrauten des Geheimniſſes, und ich bat ihn unter reichen Spenden von Gold und dem Verſprechen: die gerettete Tamira durch die Taufe dem Schooße der Kirche zu

überliefern, um seinen Beistand bei diesem gefährlichen Unternehmen. Lange wollte er nicht einwilligen; allein meine Beredtsamkeit errang endlich doch den Sieg über seine Zweifel, und wir beschlossen sodann: uns heute Nacht mit unsern Dienern längs dem Ufer im Gebüsche zu verbergen; wer nun gerade dem Unglücksorte am nächsten sich befinde, sollte ohne Zaudern gleich nach Halil's Entfernung sich in den Fluß stürzen, um die dem Tode Geweihten zu retten. Der Zufall wollte, daß ich der Retter wurde, denn vor einer Stunde habe ich Tamira aus dem Wasser gezogen, und sie befindet sich, nachdem sie kaum zum neuen Leben erwachte, schon auf dem Wege nach dem Hafen, um auf das Schiff gebracht zu werden, da es mir zu gewagt schien, sie in der Stadt zu verbergen.«

»Du hast also Tamira gesehen, nicht wahr, sie ist schön?« fragte Nadine, in Nachdenken versinkend.

»Wunderliches Kind!« entgegnete Karlos lächelnd, wenn ich Deines Glaubens wäre, müßtest Du es Dir ja gefallen lassen, wenn ich außer Dir noch drei Frauen nähme, was weit ärger ist, als die Geliebte des Freundes aus dem Wasser zu ziehen.«

»Nein!« sagte Nadine, »nur mit meiner Zustimmung würdest Du noch mehrere Frauen nehmen dürfen, und ich würde es nimmermehr erlauben.«

»Aber doch ein paar Sklavinnen, nicht wahr?« fuhr Karlos fort; plötzlich ernster werdend sprach er: »Laß uns jetzt nicht mit nutzlosen Reden die Zeit verlieren! Der Tag fängt schon zu grauen an, ich muß gehen, soll unsere Zusammenkunft nicht verrathen werden.«

»Du willst schon fort?« seufzte Nadine, »ich hatte Dir noch so viel zu sagen.«

»Morgen um Mitternacht halte Dich bereit!« entgegnete Karlos, »ich werde Dir Knabenkleider mitbringen; die aufgehende Sonne wird uns dann auf dem Rücken des Meeres finden, das uns in mein Vaterland trägt, wo ein Leben voll Wonne der Liebe Dich erwartet.« — Vorsichtig spähte er erst nach allen Seiten, doch als kein Laut die Stille der Nacht bewegte, schloß er die Geliebte noch einmal an die Brust, schwang dann sich über die Mauer und entschwand bald aus Nadinens Blicken, die ebenfalls leise mit Nadire in das Haus zurückschlich.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als Nadaly, Lameb's Schwester, auf weichen Polstern ruhend, ihr Frühstück einnahm. Sie war die Witwe eines reichen Kaufmanns und schien, obwohl noch jung und hübsch, keine Lust zu haben, sich abermals in das Joch

der Ehe zu beugen, welches der verstorbene Gatte ihr ziemlich schwer gemacht und für das ganze Leben verleidet hatte, denn drei Sommer waren schon über sein Grabmal hingezogen, und noch hatte sie mit keinem Worte gegen ihre Verwandten den Wunsch, sich wieder zu vermählen, erwähnt. Dagegen umgab sie sich mit allem, was nur das Leben angenehm machen konnte, und ihr schönes Landhaus — ohnedies mit den hübschesten Sklavinnen geziert — war stets der Sammelplatz der auserlesensten Almehs und Tänzerinnen, welche im ganzen Umkreise sich befanden. Auch heute saß sie, eben in Gedanken beschäftigt, die Freude der Unterhaltung für alle Tage der Woche zu bestimmen, als ihre Lieblingssklavin in das Gemach trat und meldete, »daß Miriam um Einlaß bitte.«

»Sie weiß gewiß wieder ein neues Mährchen,« sagte Nadaly, der Sklavin ihre Pfeife reichend, »welches ich erst bezahlen soll, ehe sie es im Bade zum allgemeinen Besten gibt. Nun sie mag kommen, es handelt sich ja doch nur um eine Hand voll Medinen.«

Ehrfurchtsvoll betrat Miriam das prachtvoll gezierte Zimmer, und warf sich nach wenigen Schritten auf den Teppich nieder, die Hand nach dem Kleide Nadaly's ausstreckend, um den Saum desselben an die Lippen zu drücken.

»Heil Dir, Du leuchtendes Gestirn am saphyrblauen Himmelsbogen!« begann sie endlich mit feierlicher Stimme, »Heil Dir, Du unvergängliche Rose aus dem Paradiesesgarten! Allah überschütte Dich und Deine Nachkommen mit reichem Segen.«

»Du hast vergessen,« entgegnete Nadaly lächelnd, »daß Allah mir in meiner Ehe keine Nachkommen geschenkt hat, wodurch Dein Wunsch also nur zur Hälfte in Erfüllung gehen kann.«

»Du wirst deren noch erhalten,« sprach Miriam, wie im prophetischen Tone; »nicht länger wird Dein Herz die Kälte des Felsens bewahren, mit welcher Du die Macht der Liebe zu verspotten scheinst; einem Manne, stolz und muthig wie der Adler hoch in den Lüften, zärtlich wie die Turteltaube im Gebüsch und schön wie die aufgehende Sonne, wird es gelingen, den Stahl Deines Willens zu erreichen und Dich heimführen zu können unter sein Dach, wo die Liebe ihren Thron aufgeschlagen hat.«

Nadaly, welche bei den ersten Worten Miriam's erwartungsvoll gelauscht hatte, ließ plötzlich, als wollte sie sich keiner Täuschung hingeben, das Haupt sinken, seufzte und sprach, schnell wieder ihre ruhige Stellung einnehmend: »Du bist ja gekommen, ein neues Mährchen mir zu erzählen?«

»Zu meinem Unglück, das in einer bösen Stunde

mich geboren werden ließ,« entgegnete Miriam, »ist es kein Mährchen, das Dich erfreuen könnte, sondern Unheil, welches Dir zu verkünden zu meinem größten Schmerze der Himmel mich auserwählt hat. Die ganze Nacht hindurch haben Thränen mein Lager befeuchtet, und ich verwünschte tausend Mal mein Geschick, das mich zwingt, Kummer über Dein Haus zu bringen! Da dachte ich aber Deiner Großmuth, der Geschenke, die schon aus Deiner Hand so reich mir zugeflossen sind, und ich fühlte recht lebhaft, wie Dankbarkeit es von mir erheische, lieber augenblicklichen Kummer Dir zu bereiten, als länger zu sehen, daß Schmach und Entehrung an Deiner Schwelle sich lagern.«

»Du erschreckst mich,« rief Nadaly erbleichend, »wer sollte gewagt haben —«

»Nadine, die Frau Deines Bruders, hat es gewagt, mit einem ungläubigen Franken sich in ein Verständniß einzulassen,« entgegnete Miriam, »Gottes Zorn wird den Stamm Deiner Väter vernichten, wenn nicht schnell dieser giftige Zweig abgerissen und gänzlich zerstört wird, damit er nicht mit dem Unkraut wuchernd auf der Erde sich fortpflanze.«

Nadaly stieß einen Wehlaut aus und sank, ihr Antlitz verhüllend, in die Kissen des Divans zurück. Es

folgte eine lange Pause, in welcher sie beinahe der Gewalt des Schreckens zu erliegen schien, während Miriam in ängstlich lauernder Ungewißheit das Resultat ihrer Nachricht erwartete. Endlich richtete Nadaly sich empor; in ihren Zügen malten sich alle Stürme der Leidenschaft, welche je ein weibliches Herz bewegt, und sie rief mit zitternder Stimme: »Welcher, welcher von den beiden Franken hat solchen Frevel gewagt?« Ihr Blick haftete bei dieser Frage starr auf Miriam's Lippen, als ob aus der Beantwortung derselben allein die Größe der Schuld hervorgehe.

»Ich weiß in der That ihre Namen nicht,« entgegnete die schlaue Sklavin forschend; »doch däucht es mir, als ob der Kleinere es sei.«

»Er ist es, es ist Olivedo!« rief Nadaly sich vergessend.

»Ja, ja! so heißt er,« ergänzte Miriam; »wenn doch der Andere —«

»Schweig und verlaß mich jetzt,« herrschte Nadaly mit funkelnden Blicken.

Zögernd schlich Miriam der Thüre zu.

»Fort! aus meinen Augen!« wiederholte Nadaly

in wilder Leidenschaft, »und wehe Dir, wenn Deine Zunge eine Lüge sich erlaubte!«

»Ist doch beinahe die ganze Stadt von den ungläubigen Hunden wie bezaubert,« murmelte Miriam im Fortgehen, »doch warte nur, bis morgen wirst Du schon zahmer werden.« — Eilig verließ sie das Haus.

Nadaly beschied einen alten vertrauten Sklaven zu sich und sprach lange im Geheimen mit demselben; als dieser aber das flüchtigste Dromedar bestiegen und bald ihren Blicken entschwunden war, schloß sie sich in ihr Gemach ein, ohne selbst ihrer Lieblingssklavin den Zutritt zu erlauben. —

Kaum fingen die Schatten der Bäume an sich etwas zu verlängern, als Nadine schon, von ihrer treuen Sklavin begleitet, durch die dunklen Gänge des Gartens wandelte; denn Freude, Angst und Erwartung hatten ihre Brust zu sehr beengt, um länger zwischen den Wänden des Hauses ausharren zu können. Bald verlor jedoch auch der Genuß der freien Luft seine Wirkung, denn die Sonne stand noch am Himmel, und um Mitternacht wollte der Geliebte erst erscheinen, sie abzuholen.

Auch Nadine schien heute nicht so reich an Trostgründen wie sonst, da sie nur zu gut wußte, daß auch

ihr Leben auf dem Spiele stehe, daß sie das Loos der Gebieterin theilen müsse, ohne — im Fall des Gelingens ihrer Flucht — Theil an deren Freuden zu haben. Für sie gab es keinen Anziehungspunkt im fernen, fremden Lande, das als neue Heimath sie aufnehmen sollte, und nur in der Liebe ihrer Herrin mußte sie Ersatz für Alles finden, was sie mit aufopfernder Treue in die Wagschale zu legen Willens war. Mit solchen Gedanken beschäftigt, schritt sie stumm neben Nadinen her, als diese endlich, die Zweifel ihrer Begleiterin ahnend, stehen blieb und um die Ursache ihres beharrlichen Schweigens fragte. Verlegen gab Nadire eine ausweichende Antwort.

»Nein, nein! Du vermagst es nicht, mich zu täuschen!« sprach Nadine in sanftem Tone, »Dein Herz hängt an der Erde, die seit Deinem Entstehen Dich getragen; es fällt Dir schwer, den Sitten und Gewohnheiten unseres Volkes auf immer zu entsagen, um in neue, Dir fremde Menschen Dich fügen zu lernen, ohne daß die Liebe Dir als Lehrmeisterin dient; ich erkenne die Schwere eines solchen Opfers und erlaß es Dir! Gehe in das Haus zurück und stelle Dich, als hättest Du von allem nichts gewußt. Wird meine Flucht entdeckt, dann bist Du außer Gefahr und nur ich habe meine Schuld zu büßen; ist aber der Stern der Liebe mir günstig, trennt das Meer mich von dem verhaßten Gatten, der für schnö-

des Gold mich gekauft, dann denke mein und bete für die Erhaltung meines selbstgewählten Glückes. Geh jetzt, geh! und überlasse mich meinem Schicksal!«

»Nimmermehr kann ich Dich verlassen!« rief Nadire, in Thränen ausbrechend, »vergib, Du Perle der Frauen! daß ich, einen Augenblick von Selbstsucht befallen, meinen Vortheil in Erwägung ziehen konnte. Vergieb! und laß Dein Loos mich theilen, wie es auch immer sich gestalten möge; denn Trennung von Dir wäre noch qualvoller als der Tod!«

Gerührt schloß Nadine die treue Gefährtin an die Brust, und sich erheiternd sprach sie dann: »Sieh'! wie die Zeit so langsam dahin kriecht; schon eine Ewigkeit glaube ich in diesen Laubgängen, welche ich heute zum letzten Male sehen soll, umherzuwandeln, und dennoch umhüllt kaum Dämmerung die Erde mit ihrem grauen Schleier. Setzen wir uns daher in diese Laube und verkürzen wir die träge dahinschleichenden Stunden mit Mährchen; ist auch die Seele mit andern Gedanken beschäftigt, so ist es doch besser, man sucht sie in den Zauberkreis der Unterhaltung zu bannen, als wenn sie in düsterm Schweigen stets vergebens an dem dunklen Vorhange der Zukunft lauscht, der immer dichter zu werden scheint, je mehr man ihn zu durchschauen wünscht.«

»Ich weiß nicht,« entgegnete Nadire, »ob ich heute

in der Stimmung bin, Deinem Verlangen entsprechen zu können; doch will ich mein Möglichstes versuchen.«

Beide Frauen nahmen in einer Laube auf der Terrasse, von wo aus sie die Gegend übersehen konnten, Platz, und Nadire begann nach kurzem Besinnen:

»Es war einmal ein König, reich und mächtig wie keiner auf Erden, denn Gold und Edelsteine besaß er wie Sand am Meere, und die auserlesensten Sclaven, die schönsten Frauen gehörten ihm. Bei dem allen fühlte er sich aber nicht glücklich; sein Auge blickte immer unheimlich und düster unter der tiefgefurchten Stirn hervor und es schien, als ob all sein Reichthum nur deswegen da wäre, um ihn in Sorgen und Mißtrauen zu stürzen, welches, an seinem Herzen nagend, ihm die Tage verbitterte, die er so froh hätte verleben können. Dem war aber nicht so; was seine Umgebung für die Folgen des Geizes hielt, war eine verzehrende Leidenschaft für Zenide, die Tochter eines andern Königs, die er geraubt und nun in einem Thurm gefangen hielt, zu dem er allein den Schlüssel besaß, und welche allen seinen Liebesbewerbungen nur kalten Hohn und Verachtung entgegensetzte. Täglich brachte er selbst Speise und Trank, und täglich versuchte er ein neues Mittel, ihr Herz zu gewinnen, aber Alles vergebens! Da entbrannte der König endlich in Zorn und er beschloß: sie

durch Hunger seinen Wünschen geneigt zu machen, weshalb er zwei Tage mit der gewöhnlichen Nahrung ausblieb. Mit hochklopfendem Herzen schritt er am dritten dem Thurme zu, denn der Erfolg dieses Mittels schien ihm kaum zweifelhaft; aber er irrte auch diesmal und erstaunte nicht wenig, als er schon auf dem Gange die Stimme der Prinzessin ein fröhliches Lied singen hörte. Lachend trat sie ihm entgegen und dankte ihm, daß er so lange mit seinem Besuche sie verschont hatte. Als der König sah, daß Alles umsonst war, da geberdete er sich wie ein Verzweifelnder, was Zeniden viel Spaß zu machen schien; doch endlich des Lachens müde, sprach sie: »Du dauerst mich wahrhaftig, und aus übergroßem Mitleid will ich auf Bedingungen mich mit Dir einlassen: bringe mir die Blume, die Du auf dem Gipfel des Berges, hinter welchem täglich die Sonne emporsteigt, finden wirst, und ich will Dein werden.«

Diese Rede fiel wie kühlender Balsam in die brennende Herzenswunde des Königs, und er glaubte sich nun am Ziele aller seiner Leiden, denn das Verlangen einer Blume schien bei seiner Macht und seinem Reichthum nur ein Kinderspiel zu sein. Mit zärtlichen Worten nahm er daher Abschied, sich hoch und theuer vermessend, daß nun seinem Glücke nichts mehr im Wege stehe, und ehe die Sonne den östlichen Himmel röthete,

befand er sich schon mit einem zahlreichen Gefolge am Fuße des gedachten Berges. Hier stieg der König vom Pferde und klimmte, nur von zwei Vezieren begleitet, die Höhe empor, da er Niemand die Auffindung des Kleinodes anvertrauen wollte. Aber dieses Unternehmen war nicht so leicht, als er sich geträumt hatte, denn hoch über einem Felsenabhang blühte die Blume in stolzer Pracht, und er verzweifelte beinahe an der Möglichkeit, dieselbe habhaft zu werden. Endlich, nach unsäglicher Mühe und Verwünschung aller Weiberlaunen, gelang es ihm, die Blume herabzureißen; worauf er sie sorgfältig in ein Kästchen von Ebenholz legte, das er selbst verschloß und dann noch einmal zu größerer Vorsicht in eine Decke von Seide hüllte, und das er dann seinem vertrautesten Sklaven zum Tragen gab, der ihm jedoch stets zur Seite bleiben mußte, damit dem mühsam errungenen Schatz kein Unglück geschehe. Als er den Berg herabgestiegen war, fand er schon die Zelte aufgeschlagen und sein Gefolge beeilte sich, die kostbarsten Teppiche und Polster auszubreiten, worauf er Mittags gewöhnlich zu ruhen pflegte; denn die Sonne stand schon hoch am Himmel und die sengende Gluth derselben hätte die Weiterreise unmöglich gemacht. Ungern fügte sich jedoch der König in die Nothwendigkeit; allein der Sieg konnte ihm ja nicht mehr entgehen,

und mit behaglicher Ruhe streckte er sich also auf seinen Polstern aus, sich süßen Träumen der Zukunft überlassend. Ohne daß er es jedoch wollte, senkte nach und nach ein tiefer Schlaf sich auf seine Augenlieder, aus welchem er erst erwachte, als schon die Sonne sich zu neigen begann. Erschrocken griff er sodann gleich nach dem Kästchen, welches jedoch zu seiner Beruhigung unversehrt neben ihm lag. Um die verschlafene Zeit wieder einzubringen, wurde nun die Rückkehr so schnell als möglich betrieben; allein trotz aller Eile, mit welcher die Sklaven die Zelte abbrachen und die Kameele damit bepackten, so standen doch längst die Sterne schon am Himmel, als der König vor seinem Palaste anlangte. Von Ungeduld beflügelt eilte er sogleich zu Zenide, um ihr die verlangte Blume, die Bedingung seines Glücks, zu überreichen. Allein, wie groß war sein Schrecken, als er das Kästchen öffnete — und die Blume völlig verdorrt erblickte. Einer Bildsäule gleich stand er ganz regungslos; Zenide aber lachte laut auf und sprach: »O! über den Thoren! der eine so kostbare Pflanze ohne Licht, Luft und Wasser in ein schwarzes Behältniß einpreßt und glaubt: sie werde eine solche Behandlung überleben! Geh', Du dauerst mich! ich hätte wirklich so große Verblendung Dir kaum zugetraut.«

»Was soll ich thun, ich Unglückseliger! um Deinen gerechten Zorn zu versöhnen?« jammerte der König, die Hände ringend.

»Schon einmal,« sagte Zenide nach einigem Nachsinnen, »habe ich mich von Mitleid bewegen lassen, Dir eine Probe aufzulegen, die Du schlecht bestanden hast; ich will es noch einmal versuchen. Ziehe daher morgen mit Untergang der Sonne nach Westen, wo Du zu einem Felsen gelangen wirst, aus welchem ein silberheller Quell hervorsprudelt; fülle von diesem eine Flasche und bringe es mir: denn dieses allein kann, noch zu rechter Zeit angewendet, die Blume in das Leben zurückrufen.«

Ein Strahl der Hoffnung belebte wieder des Königs Züge, und er pries die Güte der sonst so strengen Prinzessin, da sie ihm selbst den Weg zeigte, seinen Fehler wieder gut zu machen, und schwur, diesmal alle Vorsicht anzuwenden, um nicht abermals sein Glück zu verscherzen. Der ganze Tag wurde nun dazu verwendet, Anstalten zu treffen, um jedem etwa vorkommenden Unfalle vorzubeugen. Ein Kästchen, ganz mit Baumwolle und Sammet gefüttert, sollte, eigens von einem jungen Kameele getragen, als Schutz der Flasche dienen, welche der König von Viertelstunde zu Viertelstunde selbst besichtigen wollte, ob deren Inhalt noch

unversehrt sei, und augenblicklicher Tod sollte denjenigen bestrafen, dessen Unvorsichtigkeit an der Vergießung eines einzigen Tropfens sich schuldig mache. Sobald die Sonne sich neigte, zog der König dem verhängnißvollen Felsen zu, wo er auch bald die Quelle seines Glückes zwischen Moos und Gestein hervorbringen sah; vorsichtig näherte er sich dem Wasser, füllte seine Flasche bis zum Rande, und stellte sie selbst in das Kästchen auf des Kameeles Rücken, worauf der Zug langsam, als trüge man einen Todtkranken, sich auf dem Rückweg begab. So spät sie auch auf diese Art zu Hause anlangten, so schien doch diesmal ein günstiger Stern über des Königs Haupte zu leuchten, denn schon waren sie am Thore des Palastes angekommen, und noch immer schimmerte das köstliche Naß ungetrübt und frisch aus der Flasche hervor. Des Königs Herz bebte vor Freude, sich so nahe am Ziele seines Glücks zu sehen, und da von Zenidens Fenster noch der Strahl eines Lichtes glänzte, so konnte er sich nicht enthalten, in der Nacht noch zu ihr zu eilen, um ihr die Erfüllung ihres Wunsches zu überreichen. Vorsichtig hielt er die Flasche in beiden Händen, während ein Sclave die Thür des Thurmes öffnen mußte, und mit dem Ausdrucke des größten Triumphes in den Zügen, trat er in das Gemach der Prinzessin. Allein, im nämli-

chen Augenblicke, als er das Glas überreichen wollte, glaubte er zu bemerken, daß der Vorhang ihres Fensters sich bewege, als ob Jemand von außen sich an selben festhalte, und von Eifersucht und Zorn übermannt, zuckten seine Hände krampfhaft, die Flasche fiel klirrend zu Boden und das kostbare Wasser strömte zu seinen Füßen hin.

»O, über den Wahnwitz eines Starrblinden!« schalt die Prinzessin in Wuth entbrennend, »welchen der Zugwind, durch die offen gelassene Thür entstanden, außer Fassung bringen kann! geh, geh mir aus den Augen, denn Dir wird es doch nimmermehr gelingen, mein Herz zu gewinnen.«

Wie mit Adlers Krallen erfaßte schreckliche Verzweiflung den armen König, der, so nahe seinem Glück, sich plötzlich wieder zurückgeschleudert sah in den tiefsten Abgrund der Hoffnungslosigkeit, aus welchem er kaum mehr sich erheben konnte, denn er wußte wohl: daß ein Frauenherz dem Geliebten eher ein Verbrechen verzeiht, als eine Handlung, durch welche er sich lächerlich macht, was bei ihm nun schon zum zweiten Mal der Fall war. Doch liehen Schmerz und Angst ihm Worte, und er beschwur Zeuide, nur dies eine Mal ihm noch zu vergeben, da er gewiß eine dritte Probe glorreich bestehen würde.

»Du machst mir in der That lange Weile!« sprach die Prinzessin, nachdem er sie eine volle Stunde mit seinen Bitten bestürmt hatte, »wohlan! mehr um Dich los zu werden, als in dem Glauben, daß Du sie bestehen würdest, will ich Dir noch eine Probe auferlegen, doch mißlingt sie Dir abermals, so schwöre ich Dir bei der Heiligkeit des Korans, daß nichts in der Welt mich mehr vermögen soll, nur ein Wort mit Dir zu wechseln, und sollte ich im ewigem Schweigen bis zum letzten Tag meines Lebens in diesem Thurm ausharren müssen. Höre also: auf der Südseite Deines Gartens befindet sich ein prächtig gefiederter Vogel, dessen melodischer Gesang mein Herz erfreuen könnte; fange mir diesen! Wenn jedoch nur eine Feder an ihm verletzt ist, so halte ich mich für nichts verbunden, denn bei der kleinsten unangenehmen Berührung verstummt sein Gesang, und er würde mir also nichts mehr nützen.« —

Froh, nur wieder eine Bedingung erhalten zu haben, schlich der König wieder in seine Zimmer zurück, jedoch konnte er die ganze Nacht kein Auge schließen, denn tausend Gedanken und Pläne, wie er seine Aufgabe auf die geschickteste Art lösen wollte, ohne abermals in die Schlingen seines tückischen Schicksals zu

fallen, durchkreuzten seinen Kopf. Aber die Nacht verstrich, ohne daß er mit sich über die Ausführung seines Unternehmens einig geworden war, und traurig durchwandelte er am folgenden Morgen den Garten, sehnsuchtsvolle Blicke nach dem Vogel werfend, der von Baum zu Baum fliegend, mit fröhlichem Gesang ihn neckend herauszufordern schien, indem er bald des Königs Haupt umkreiste, bald sich wieder hoch über die Gipfel der Bäume empor schwang. Da er aber niemals weit über dieselben hinausflog, so verfiel dadurch der König auf einen Gedanken, der ihm den Besitz des Vogels mit Gewißheit verhieß, und er eilte, sogleich Befehl zur Vollführung desselben zu geben. Ein künstliches Netz sollte nämlich den ganzen Garten umspinnen, das, immer enger zusammengezogen, dem Thiere nur so viel Raum übrig lassen durfte, als das Gebüsch einnahm, in welchem sein Nest sich befand, woraus man ihn dann Nachts ohne Gefahr holen konnte. Mehr als tausend Hände arbeiteten bald ohne Unterlaß an dem künstlichen Werk, das nach wenig Tagen schon vollendet war, und langsam wurde nun das Netz angezogen, ohne daß der arme Vogel eine Ahnung von dem Ende seines Glückes hatte.

»Horch!« flüsterte Radine, die Erzählung unterbrechend, »mir war, als hätte ich Tritte gehört!«

Beide Frauen lauschten ängstlich; doch alles blieb still und Nadine sprach nach einer Pause: »ich täuschte mich, erzähle weiter!«

»Nun, daß ich es kurz mache,« fuhr Nadire fort, »fehlte es dem Vogel innerhalb des Netzes an Nahrung oder wurde die Luft ihm zu beengend: als ein Sclave vorsichtig dem Neste sich näherte, fand er ihn todt in demselben. Mit aller Hoffnung war es nun für immer vorbei, und der König verfiel in eine düstere Schwermuth, welche bei dem ganzen Hofstaat Besorgnisse für sein Leben erweckte. Da trat eines Morgens Halebi, der Lieblingssclave in das Gemach des Königs, und sein Gesicht ehrfurchtsvoll bis zur Erde neigend, sprach er: »großer Beherrscher des Meeres und der Erde! leuchtendes Gestirn am weiten Himmel unerforschlicher Weisheit! vergieb es Deinem niedrigsten Sclaven, daß er in den Staub gebeugt, um Dein Wohl besorgt, es wagt, einen Gedanken auszusprechen, der vielleicht in der Ausführung eine Aenderung Deiner Lage hervorbringen könnte.«

Der König machte ein gewährendes Zeichen, worauf Halebi fortfuhr:

»Sollte Sunbullisad, der Zauberer, nicht den Schlüssel zu jenem Räthsel finden, welcher bei allen Aufgaben

Zenidens, ſich einer Schlange gleich, durch die Löſung derſelben geſchlungen?«

»Du haſt Recht!« ſprach der König, zum erſten Male wieder von einem Funken der Hoffnung beſeelt, »Sunbulliſad allein kann vielleicht noch helfen.« Und ſogleich ward das Zeichen zum Aufbruch gegeben, und ehe die Sonne ſich neigte, befand ſich der König ſchon am Eingange eines dunklen Waldes vor der Hütte des Zauberers. Unter Verheißung reicher Belohnung hatte er dieſem ſein Unglück vorgetragen; doch Sunbulliſad lächelte mit Geringſchätzung, und als der König ſeine Erzählung beendet, nahm er alſo das Wort:

»Wie verblendet iſt doch das Auge des Sterblichen, daß es ſo oft den Sinn eines einfachen Räthſels nicht zu durchſchauen vermag, und ſich gefällt, den verhüllenden Nebel noch zu vergrößern, um niemals aus dem Labyrinthe falſcher Urtheile ſich herauszufinden! Wie konnteſt Du im Ernſte glauben, daß Zenide für eine gewöhnliche Blume, für ein paar Tropfen Waſſer oder für einen unvernünftigen Vogel ihr Herz hingeben würde? Unter der Blume hatte ſie Schönheit und Würde verſtanden; das Quellwaſſer war die Beredtſamkeit, ohne welche der ſchönſte Mann nur ein todtes Bild iſt, das nicht dauernd zu feſſeln vermag, und der Vogel bedeutete die Freiheit, da ein Frauenherz

nie wahrhaft zu lieben vermag, wenn nicht eigene Wahl seinen Willen bestimmen darf.«

»Und was soll, was kann ich thun, diesen Fehler zu verbessern?« fragte der König.

»Nichts,« entgegnete Sunbullisad, »Dein Schicksal ist bereits entschieden. Selim, der Sohn Deiner Schwester, hat längst schon durch die Blüthe seiner Schönheit Zenidens Auge entzückt; an ihrem Fenster emporklimmend, fand seine Ueberredungsgabe in ihrem Herzen bald keinen Widerstand mehr, und heute hat er, Deine Abwesenheit benutzend, ihr die Freiheit gegeben, um sie morgen auf ewig zu seiner Sclavin zu machen.«

»Ha! das heuchlerische Ungeheuer!« rief der König erglühend, »schrecklich soll er diese That mir büßen.«

Sunbullisad lächelte mitleidig; doch als der König auf sein Pferd sich schwingen wollte, um nach der Stadt zurückzueilen, sprach er: »Du würdest besser thun, einige Tage unter meiner Hütte gastlichem Dache zu verweilen; da es Deinem Blicke entgangen ist, daß lange schon des Volkes Stimmung, durch Deine finstere Strenge erbittert, sich in Liebe zu Deinem Neffen neigte, so hat er nun die günstige Gelegenheit benutzt, wo Du durch die dreifach falsch verstandene Aufgabe Dich lächerlich gemacht und folglich an Furcht verloren hattest,

welche das Volk bisher allein noch zurückhielt, und hat heute sich zum König ausrufen lassen. Sein Verstand, seine Großmuth hat alle Herzen ihm gewonnen; selbst die Großen des Reiches sind alle auf seiner Seite, und Du wirst also wohl thun, im Verborgenen abzuwarten, bis der erste Sturm vorüber ist, der selbst Dein Leben in Gefahr bringen könnte.«

Gräßlich war die Wuth und der Schmerz des Königs, sich um Geliebte, Reich und Krone gebracht zu sehen; doch Sunbulliſad's weisen Tröstungen gelang es endlich, den Eingang in sein Herz zu finden, und wenn einmal der Mensch anfängt, der Stimme der Vernunft Gehör zu schenken, so ist er bald auf dem Wege der Heilung. Erst nach mehrern Monden, als er sich stark genug fühlte, um keinen Rückfall zu erleiden, kehrte er in sein ehemaliges Reich zurück, wo Selim und Zenide ihn liebreich aufnahmen, und wo er ihren Thron nun theilen sollte; allein zu viel Ruhe und sonst nie gekanntes Glück hatte er den Lehren der Weisheit zu danken, um nicht dieser sein ganzes übriges Leben zu weihen, und er hatte es bald so weit gebracht, Selim's und Zenidens Glück ohne alle Regung des Neides mit ansehen zu können, wodurch die Eintracht und Zufriedenheit bis an das Ende ihrer Tage nicht mehr gestört wurde.«

»Dieses Mährchen,« sprach Nadine, »ist der Spiegel meines eigenen Lebens; nur daß Lameh, im Vergleich mit dem König, noch weit mehr in Schatten zu stehen kommt, da dieser nur ein verliebter Thor war, jener aber dagegen ein grausamer Tyrann ist, welchen man nicht verlachen, sondern hassen muß. — Doch, was war das?« setzte sie nach einer Pause hinzu, indem sie auf ein nahes Gebüsch deutete.

»Allah, laß nur diese Nacht gnädig über unser Haupt vorübergehen!« seufzte Nadire; »es war ein wildes Thier, welches, Beute suchend, in diesen Garten sich verirrt hat, ich hörte deutlich sein Schnauben.«

So nahe als möglich sich zur Mauer drängend, umschlossen sich die Frauen in stummer Angst, das Gefahr drohende Gebüsch nicht mehr aus den Augen lassend, als nach einer qualvoll verstrichenen Viertelstunde das bekannte Zeichen außerhalb des Gartens ertönte. In freudiger Hast warf Nadine die Strickleiter hinab, und in wenig Minuten schwang Karlos sich über die Mauer.

»Eile Dich, Geliebte!« flüsterte er, einen Pack Kleider hinwerfend; »der Wind ist uns günstig, noch vor Anbruch des Tages werden wir die Anker lichten, ich bin deshalb eine ganze Stunde früher gekommen.«

»Aber doch noch nicht früh genug, um meiner Rache zu entgehen!« tönte plötzlich eine Stimme schrecklich dazwischen, und ehe der Ueberraschte zur Wehre greifen konnte, hatte schon Lamed's Dolch seine Brust durchbohrt. Hinter allen Sträuchen drängten Sclaven hervor und schlossen einen Kreis um die Sterbenden, denn der Mordstahl, noch warm vom Blute des Geliebten, hatte auch den Weg zu Nadinen's — zu Nadiren's Herzen gefunden. Der Mond, als sei das Schauspiel der so unerwartet Gemordeten ihm zu gräßlich, zog einen dunklen Wolkenschleier vor sein blaßschimmerndes Antlitz, und tiefe Nacht umhüllte die schauerliche Gruppe. Da bot Nadine noch einmal alle jugendliche Kraft auf, und sich über Karlos beugend, sprach sie: »Reut es Dich, um diesen Preis mich geliebt zu haben?« Und als der Sterbende ihr die Frage mit »nein« beantwortet hatte, richtete sie sich hoch auf und rief mit triumphirender Stimme: »Hörst Du, Lamed? ich verspotte Dich und Deine Rache! Der Tod an des Geliebten Seite ist Wonne des Paradieses, Leben mit Dir — ist qualvoller Tod!«

Erschöpft sank ihr Haupt auf Karlos erkaltende Brust, und mit dem strömenden Blute verhauchte ihr letzter Seufzer.

Todtenstille folgte auf diese Scene, und mit stillem

Grimm nur halb befriedigter Rache schaute Lamed auf die Leichen, als plötzlich ein grellrothes Licht über den ganzen Garten sich verbreitete, denn Nadaly stürzte mit einer Fackel, die schwarzen Locken wild um das bleiche Gesicht flatternd, gleich einer Schicksalsgöttin herbei.

»Weh, weh mir!« rief sie in wilder Verzweiflung, »ich komme zu spät und meine Rache hat einen Schuldlosen getroffen! Fluch, zehnfacher Fluch treffe das Haupt der treulosen Anklägerin, die Gottes Blitz verderben möge! denn er wird nun das Leben des Freundes von mir fordern, und nimmer — nimmer wird er die hinterlistige Mörderin lieben können!«

»Was schwatzt die wahnsinnige Thörin?« fragte Lamed kalt, als Nadaly wehklagend sich eben so schnell wieder entfernt hatte, als sie gekommen war. »Werft die Leiche des ungläubigen Verräthers auf die Straße,« sprach er dann, »damit sein Tod als Beispiel diene. Die Weiber aber schafft nach jenem Kiosk, bis mein Wille über sie bestimmen wird.«

Langsam schritt er durch die dunklen Gänge des Gartens — die noch wenige Minuten zuvor Zeuge von Rabinen's Hoffnung und Sehnsucht gewesen — dem Hause zu, und die Nacht hüllte alles in ihren geheim-

nißvollen Mantel, schweigsam — als sei nichts vorgefallen. —

Zweiter Traum.

Vor einer zierlich gebauten Hütte, im Schatten blühender Tamarinden, saß ein junger Mann, den Blick gedankenvoll auf die fernen Berge gerichtet, welche ein freundliches Thal umschlossen, das mit seinen grünen Matten, durch die ein klarer Bach gleich einem Silberbande sich schlängelte, und seinen Wäldern voll Rosen und Orangen — die Luft mit süßen Düften erfüllend — ein äußerst anziehendes Gemälde darbot. Aber die Natur schien nur für die blendend weißen Lämmer, welche noch auf den Triften weideten, sich so reizend geschmückt zu haben, denn diese blieben zuweilen stehen, um das herrliche Thal zu überschauen, während des Mannes Auge gleichgültig über alles hingleitete, und nur an den fernen Bergen einen Ruhepunkt fand, hinter welche die Sonne so eben hinabsank.

»Ach, könnte ich mit dir ziehen, du glänzendes Himmelsgestirn!« flüsterten seine Lippen kaum hörbar, »könnte ich nur für einen Tag mit Blitzesschnelligkeit der Wolken die Räume durchmessen; nur für einen Tag! wie gern wollte ich dann bis zur Stunde der

Sclaven, um nicht mit mir einen Weg wandeln zu dürfen, um mich empfinden zu lassen, daß nicht Dein eigener Wille Dich unter meinem Dache gefesselt.«

Beide Hände vor das Gesicht drückend, schwieg sie eine Zeit lang; doch als Olivedo immer noch kein Wort des Trostes für sie fand, begann sie wieder mit gepreßter Stimme: »Ich weiß, Tamira's Schicksal bekümmert Dich; aber habe ich Dir nicht schon oft gesagt, daß, wäre es möglich, sie wieder zu finden, kein Preis mir zu hoch sein würde, ihren Besitz zu erkaufen; daß sie als meine Schwester, als meine Gebieterin in dieser Hütte herrschen sollte, wenn ich dadurch nur einen Blick des Dankes und der Zufriedenheit von Dir erlangen könnte.«

»Es ist in der That nicht allzu schwer, solche Anerbietung zu machen,« entgegnete endlich Olivedo mit kaltem Spott, »da ein Meer zwischen Tamira und Deiner Hütte liegt.« — Köcher und Bogen umhängend, wanderte er dann den Bergen zu, ohne die tief Verletzte mehr eines Blickes zu würdigen.

Lange sah Nadaly sprachlos ihm nach, erst als er unter den fernen Bäumen verschwand, fand sie wieder Worte, und tief aufathmend sprach sie: »So hart war er noch niemals gegen mich! Wird es mir je gelingen, das Bild Tamira's aus seinem Herzen zu verdrängen?«—

Gedankenvoll stützte sie das Haupt in die weiße Hand, und saß noch in tiefes Sinnen versunken auf derselben Stelle, als längst schon der Mond das schöne Thal mit magischem Glanze übergoß, und nur das Lied der einsamen Nachtigall noch die feierliche Stille der Nacht belebte. Aber die Nachtigall verstummte, der Mond sank unter und die Sonne vergoldete die Gipfel der Berge, ohne daß Olivedo zurückkehrte. In Todesangst harrte Nadaly vergebens auf das Erscheinen des Heißgeliebten; die Sonne ging unter, die Sterne funkelten kalt und theilnahmlos am blauen Himmelszelt, der Mond trat wieder glänzend hinter leichten Silberwolken hervor — und Er war noch nicht da! Eine lange, lange Nacht der Erwartung ging vorüber, der neue Tag beleuchtete Nadaly's Schmerz und Verzweiflung, und unfähig, länger in unthätiger Ruhe zu bleiben, durchstreifte sie selbst die Wälder, tausend Mal seinen Namen rufend. Doch nur das Echo gab ihr Antwort, und ermüdet kehrte sie endlich mit Untergang der Sonne zur Hütte zurück, wo sie, freudig überrascht, Olivedo vor der Thür derselben erblickte, der mit Ungeduld ihrer zu harren schien.

»Vergib, meine theure Nadaly! wenn ich Dir Angst verursachte,« rief er schon in der Ferne ihr entgegen, indem er beide Arme zu liebevollem Empfang

nach ihr ausbreitete; »vergieb, meine Nadaly, meine gute Nadaly!« und zum ersten Male schloß er mit glühender Leidenschaft sie an sein stürmisch pochendes Herz, und seine Lippen suchten die ihrigen. Nadaly glaubte zu träumen, das Paradies mit allen seinen Wonnen schien ihr die Pforten geöffnet zu haben, um für die langen Leiden hoffnungsloser Liebe sie schadlos zu halten. Doch war der Uebergang vom Schmerz zur namenlosen Freude zu schnell, um nach der Quelle dieser so unerwarteten Umwandlung forschen zu können, und wie der Todtmüde nach eingetretener Ruhe augenblicklich in tiefen Schlaf versinkt, so überließ auch sie sich dem ungewohnten Glück, ohne für einen andern Gedanken mehr Raum zu finden.

»Nun ist die Gelegenheit gekommen,« nahm Olivedo endlich das Wort, indem er Nadaly schmeichelnd neben sich auf die Bank hinzog, »wo Du durch ein großes Opfer mir Deine Liebe beweisen kannst.«

»Sprich, mein Olivedo!« entgegnete Nadaly, noch immer in süßen Träumen verloren.

»Kannst Du das nicht errathen?« begann Olivedo um Worte verlegen, »ich dachte, dies wäre so leicht! Tamira ist gefunden,« setzte er zögernd nach einer Pause hinzu.

Wie durch einen Donnerschlag aus tiefem Schlaf emporgeschreckt, starrte Nadaly mit weitgeöffneten Augen den Sprechenden an.

»Doch fordert der Sclavenhändler, der von den Tunesen sie gekauft, einen hohen Preis für sie,« fuhr dieser, froh das verhängnißvolle Wort ausgesprochen zu haben, muthiger fort: »wenn ich bis morgen die verlangte Summe nicht erlege, so wird ein Anderer sie kaufen.«

Mechanisch zog Nadaly einen kleinen goldenen Schlüssel aus der Brust und legte ihn in Olivedo's Hände.

»Es ist ein hoher Preis!« wiederholte dieser noch einmal, nach der Hütte gehend. Nach wenig Minuten kam er mit einem schweren Beutel voll Gold zurück, und seiner Ungeduld nicht länger Meister, sprach er: »Es ist weit nach der Stadt, leicht könnte ich morgen zu spät kommen; auch ist es besser, wenn ich vor Anbruch des Tages mich schon auf den Rückweg befinde, da man, trotz des Turbans, an der Sprache mich erkennen könnte, daß ich nicht zu den Bekennern Mohammed's mich zähle; ich will daher heute noch gehen.«

Nadaly nickte bejahend mit dem Haupte. Noch einen Kuß drückte er auf ihre marmorkalte Stirn und eilte dann, von Sehnsucht der Liebe beflügelt, den Bergen zu, wo bald die Schatten eines Rosenwaldes den Glücklichen in ihr träumerisches Dunkel aufnahmen.

Sprachlos, einer Bildsäule gleich, starrte Nadaly dem Entfernten nach, und es schien, als sei sie das Monument ihres eigenen Grabes geworden. Erst nach langer Zeit belebten sich ihre versteinten Züge, und mit wildaufflammender Leidenschaft strömte das heiße Blut der Orientalin wieder aus dem Herzen, den Gliedern Bewegung und der Zunge Sprache verleihend. »Oeffne dich, Erde, und verbirg mich vor mir selbst in deinem Schooße!« rief sie, die Hände zusammenschlagend, »erbarme dich, Meer, und sende mir eines deiner Ungeheuer; damit es mich von dem qualvollen Dasein befreie! Darum also mußte ich zum erstenmale einen Augenblick auf den Zenith des Lebens mich getragen fühlen, um in die endlose Tiefe grauenhafter Verzweiflung hinabzustürzen? Ha, Olivedo! wie wenig hast du mich erkannt, wenn Du glauben konntest, daß eine flüchtige Schmeichelei — nur von Eigennutz in das Leben gerufen, von welcher Dein Herz nichts wußte — hinreichend sei, mich für die Schmerzen zu bezahlen, die ich erleiden werde, wenn ich Dich täglich in den Armen des geliebten Weibes sehen muß! — Wer sagt, daß ich muß?«

Sie versank in tiefes Nachdenken und dunkle Entschlüsse schienen sich in ihrer Seele emporzuringen, denn ein schrecklicher Kampf malte sich in den bleichen, zer-

störten Zügen, und die Flamme der Leidenschaft loderte bald, einen Gedanken festhaltend, hoch auf, bald war sie, in hoffnungslosem Schmerz hinsterbend, dem Verlöschen nahe. Da durchzuckte ein Blitzstrahl ihre Seele, den einzigen Ausweg beleuchtend, welcher vielleicht noch übrig blieb, und Ruhe breitete sich nun wieder über ihr ganzes Wesen; aber es war nicht die Ruhe eines ergebenen Gemüthes, sondern die Grabesstille kalter Verzweiflung nach einem festgefaßten Entschluß.

Nachlässig gekleidet, ohne Perlen, ohne Schleier, nur das bleiche Gesicht von den aufgelösten Locken umflattert, saß Nadaly vor ihrer Hütte und zeichnete mit einem Stäbchen unbestimmte Figuren in den Sand, als Olivedo an der Seite Tamira's zurückkehrte. Aber lange schien sie die Kommenden nicht bemerkt zu haben, denn erst als diese beinahe vor ihr stand, erhob sie sich, die neue Gefährtin zu begrüßen. Tamira schlug den Schleier zurück, um die großmüthige Befreierin in die Arme zu schließen, was Nadaly duldete, ohne die Herzlichkeit zu erwiedern, indem sie ihr mit kurzen Worten in die Hütte folgen hieß.

»Hier wirst Du hinfort wohnen,« sprach sie, die Thür eines zierlich eingerichteten Gemaches öffnend, »und

meine beiden Sclavinnen werden auch Dich bedienen.« Dann aber eilte sie, ihren vorigen Platz vor der Hütte wieder einzunehmen, wohin ihr jedoch Olivedo sogleich folgte.

»Nadaly!« sprach er, »weshalb bist Du nicht gekleidet? Ich hatte mir so viel Freude versprochen, Euch neugierig gegenseitig betrachten zu sehen, und Du konntest so schmucklos, so nachlässig Deiner neuen, reizenden Freundin entgegentreten?«

Nadaly warf einen flammenden Blick auf ihn, dann aber sprach sie mit gleichgültigem Lächeln: »Deine Eitelkeit ist beleidigt, Olivedo; und die Wunden derselben fühlt ihr Männer immer tiefer als die Wunden des Herzens, das ist alles! mir hat es gerade so gefallen.«

Verstimmt ging Olivedo in die Hütte zurück, wo das Glück, Tamira zu besitzen, ihn bald alle Stürme vergessen ließ, welche vielleicht dem Frieden dieses kleinen Raumes noch drohen konnten, ehe die Macht der Gewohnheit wieder alles in das Gleichgewicht zu fügen im Stande war; Nadaly aber zeichnete wieder, scheinbar sorglos um das, was um sie vorging, Figuren in den Sand, und nur ein leichtes Lächeln zeigte zuweilen, daß andere Gedanken ihren Geist beschäftigten, als ihr emsiges Spiel auf den ersten Blick vermuthen ließ.

Zwei Tage des süßesten Glückes waren für Olivedo wie zwei Secunden verflossen; Nadaly, obwohl sie

die meiſte Zeit außer der Hütte ſich aufhielt, ſchien dennoch ſo ruhig, um hoffen zu laſſen, daß ſie bald in dieſes neue Verhältniß ſich finden werde, wodurch dann ſein Himmel, völlig wolkenlos, ihm ein Leben voll Wonne verſprach. Aber es ſollte anders kommen, denn auch bei heiterſtem Sonnenſchein können Gewitter in der Ferne ſich aufthürmen, ohne daß der Blick des Sterblichen ſie ſogleich gewahrt, und es bedarf dann nur eines Sturmwindes, um die unheilvollen Wolken über ſein Haupt zu treiben, wenn er dieſelben noch weit entfernt glaubt.

Ein Wolf hatte den Weg in dieſes friedliche Thal gefunden, und mehrere Lämmer aus Nadaly's Heerde waren ſchon ein Opfer ſeiner Raubgier geworden, weshalb die Nothwendigkeit gebot, eine Jagd anzuordnen, bei welcher dem grauſamen Feinde das Entrinnen unmöglich gemacht werden mußte. Olivedo verabredete ſich mit mehrern benachbarten Fellahs, und es wurde ein Tag beſtimmt, um dieſes Unternehmen in Ausführung zu bringen. Die Freude, nach ſo langer unthätiger Ruhe einmal eine Beſchäftigung des Mannes würdig zu finden und ſeinen eigenen Muth wieder erproben zu können; die Hoffnung, als Sieger über das Unthier zu den Frauen zurückzukehren, ſchwellte Olivedo's Bruſt mit unendlicher Wonne, und leicht war daher ſein Abſchied von Beiden, als er mit frühem Morgen

zum Kampfe gerüstet, in Begleitung der Sclaven, die Hütte verließ, um zur fröhlichen Jagd zu eilen. Nicht ohne ein Gefühl der Angst sah Tamira den Geliebten scheiden; doch als sie in die Hütte zurückkehren wollte, trat Nabaly zum ersten Male mit Freundlichkeit ihr entgegen, und es schien, als ob mit Olivedo's Abwesenheit eine schwere Last von ihrer Brust entschwunden sei.

»Dieser Tag wird Dir wohl lang werden,« begann Nabaly, nachdem Beide das Innere des Hauses betreten und sich auf Polstern niedergelassen hatten; »doch auch heute wird die Sonne untergehen, denn Glück wie Jammer — alles findet sein Ende, es gibt keinen Stillstand in der Welt! — Wir wollen uns heute die Zeit mit Erzählen vertreiben, nicht wahr? weiß ich doch nicht einmal, wo — und auf welche Art Du Olivedo kennen lerntest.«

Keinen bessern Stoff hätte sie wählen können, um Tamira's Beredtsamkeit zu erwecken, denn der Liebende fühlt immer sich glücklich, wenn er seine süßesten Erinnerungen in ein theilnehmendes Herz niederlegen darf. Mit einiger Befangenheit fing sie an zu erzählen, wie der Geliebte zum ersten Male auf dem Wege nach ihrem

Landhause ihr erschienen sei, ohne auf sie, die Tiefverschleierte, sonderlich zu achten; wie er dann öfter ihr begegnet und eine vertraute Sclavin ihn neugierig zu machen gewußt, bis endlich die erste Zusammenkunft Statt fand. Vergessend, daß ihre Zuhörerin auch ihre Nebenbuhlerin sei, malte Tamira nun mit glühenden Farben die Tage ihres Glückes, ihrer Liebe, und die Zeit flog für sie mit schnellem Fittig dahin, denn die Erinnerung ist oft noch süßer als die Gegenwart. Doch auch der Liebe Wermuthsbecher hatte sie bis zur Neige leeren müssen, als Halil, ihr Gatte, das zärtliche Verständniß entdeckte und sie zum Tode verdammte. Schon hatte der Fluß in seine kalten Arme sie geschlossen, als Olivedo's Freund sie rettete und auf ein Schiff bringen ließ, wohin er mit dem verwundeten Geliebten folgen wollte. Allein die Stunde der Abfahrt kam, ohne daß eine Spur von Beiden zu entdecken war, und da sie nicht den Muth hatte, sich wieder an das Land setzen zu lassen, so mußte sie mit Angst und Verzweiflung sehen, wie die Anker gelichtet wurden, und das Schiff, von den Wellen des Meeres getragen, sie vielleicht auf ewig von allem trennte, was allein das Leben ihr werth gemacht. Nach wenig Wochen fiel sie jedoch in die Hände eines Raubschiffes von Tunis, wo sie, an einen Sclavenhändler verkauft, von ihrer Gefährtin getrennt

wurde, da eine schwere Krankheit, welche sie befiel, es demselben unmöglich machte, seine theuer bezahlte Beute mit den Uebrigen auf den Markt zu führen. Erst nach langer Zeit war sie wieder so weit genesen, um ihrem Gebieter über das Meer nach ihrem Vaterlande folgen zu können, wo dieser sie für einen höhern Preis anzubringen hoffte, und wo der Zufall sie so unerwartet mit Olivedo, der auf der Jagd sich verirrt und mit ihr in einem Hause übernachtete, zusammentreffen ließ.

»Du hast viel gelitten,« sprach Nadaly, als Zamira ihre Erzählung beendet hatte, »doch Dir leuchtete ein Stern bei allen Stürmen des Schicksals, das Bewußtsein: geliebt zu werden!« — In die Kissen des Divans gelehnt, versank sie in düsteres Hinbrüten, in welchem ihre Seele gegen einen lastenden Gedanken zu kämpfen schien; doch als Zamira versicherte: um den Preis ihres Glückes nicht zu viel gelitten zu haben, da sprang sie, von wilder Leidenschaft erfaßt, empor und verließ, in Verwünschungen ihres Lebens ausbrechend, das Gemach.

»Arme Nadaly!« flüsterte Zamira ihr nachsehend, »wann werden die Stürme Deines ungleichen Gemüthes sich legen, um in das Unabänderliche sich zu fügen? Wie konntest Du hoffen, daß Olivedo das Weib je lieben würde, das, mit der Brandfackel in der Hand,

erst sein ganzes Glück zerstörte, um sich zu seinem Herzen Bahn zu machen! Arme Nadaly, Du wirst ewig dafür leiden müssen!«

Erst zur Mittagszeit erschien Nadaly wieder, und über ihren Zügen lag jene Ruhe verbreitet, welche immer auf einen schweren Kampf der Seele zu folgen pflegt. Die Speisen blieben von ihr unberührt, und nur Sorbet nahm sie zu sich, als wolle sie die verzehrende Gluth ihres Gemüthes damit löschen.

»Du bist mir noch die Erzählung Deines Lebens schuldig,« begann Tamira, das peinliche Schweigen unterbrechend; »da wir nun eine gemeinschaftliche Bahn wandeln, braucht wohl kein Schleier zwischen uns die Vergangenheit zu decken.«

Ein sonderbares Lächeln spielte um Nadaly's Lippen, und die Neige ihres Sorbets leerend, entgegnete sie: »Mein Leben war bisher nur ein dunkler Schatten; doch nichts währt ewig in der Welt, auch das tiefste Dunkel muß endlich den Strahlen der Sonne weichen! Meine Mutter starb früh, und die andern beiden Frauen, welche mein Vater noch hatte, bezeigten keine Lust, mir die Heimgegangene zu ersetzen, vielmehr gaben sie sich alle erdenkliche Mühe, mich ihren Haß auf eine recht empfindliche Art fühlen zu lassen. Ich litt viel — doch

sollte ich noch mehr leiden. Eines Tages wurde mir angekündigt, daß man einen Mann für mich ausgesucht habe; schweigend nahm ich diese Erklärung auf, doch bebte ich bei dem Gedanken einer Heirath, denn ich hatte keinen Grund zu glauben, daß meine Verfolgerinnen bei der Auswahl mein Glück sonderlich berücksichtigt. Doch wie groß war mein Erstaunen, meine Freude, als man einst morgens durch das Fenstergitter einen Mann von ausgezeichneter Schönheit mir zeigte, der in Begleitung seines Bruders bei meinem Vater im Hofe stand. Mein Herz, von der Flamme der Liebe ergriffen, träumte nun Tag und Nacht von ihm, und ich konnte die Zeit kaum erwarten, wo ich das Haus der Qual verlassen durfte, um ihm auf ewig anzugehören. Endlich erschien der Hochzeitstag; mit großem Prunk wurde ich in das Haus meines Erwählten gebracht. Mehr als zwanzig Mal mußte ich nun — jedesmal anders gekleidet — an ihm vorübergehen, und ich bebte vor Wonne, als ich sein schönes Auge auf mir ruhen sah und hörte, wie er gegen seinen Bruder meine Haltung und Würde mit Bewunderung lobte. Doch wer beschreibt mein Entsetzen, als endlich die entscheidende Stunde kam, und nicht er — sondern sein Bruder, eben so häßlich wie dieser schön — der mir bestimmte Gatte war. Unfähig, mit Geduld in den schreck-

lichen Irrthum, in welchem man vorsätzlich mich erhalten hatte, mich zu fügen, brach ich in laute Klagen aus, was mein Loos nur um so mehr verschlimmerte, denn der gewaltsam aufgedrungene Gatte glaubte nun, hierdurch bitter gekränkt und beleidigt, mich mit aller Strenge seines Rechtes behandeln zu müssen. Eine grauenvolle Zeit zog langsam an mir vorüber; ein herrschendes Fieber befreite mich endlich von meinem Peiniger, und da auch sein Bruder ein Opfer desselben wurde, so beschloß ich, mein Leben hinfort in selbstständiger Ruhe zu genießen. Doch was ist des Menschen Vorsatz ohne den Willen Allah's? — Von der Terrasse meines Gartens erblickte ich Olivedo, und der Funke, welcher sonst für den Bruder meines Gatten in meinem Herzen geglüht hatte, loderte nun für ihn zur hellen Flamme empor. Die Kälte, womit er alle bedeutungsvollen Geschenke aufnahm, welche ich durch meine vertraute Sclavin ihm zustellen ließ, fachte das Feuer meiner Leidenschaft nur um so heftiger an, und ich sollte abermals die Erfahrung machen, daß es für mich kein Glück der Liebe auf Erden gibt. Durch den falschen Bericht einer treulosen Sclavin glaubte ich ihn in dem Netze Radinens, der Frau meines Bruders. Um wenigstens durch Rache meine brennenden Wunden zu kühlen, zeigte ich diesem die nächtliche Zusammenkunft an, wo ich dann

zu spät meinen schrecklichen Irrthum erkannte. Durch reiche Goldspenden gelang es mir bald, den Aufenthalt Olivedo's aufzufinden; ich pflegte den Schwerverwundeten, zog dann, um vor aller Nachstellung sicher zu sein, mit ihm in dieses weit entfernte Thal, und hoffte alles von der Zeit und seinem Dankgefühle. Ein Jahr verging unter schwankenden Hoffnungen; schon fing die Zeit an, ihr Recht auf die Bilder der Vergangenheit geltend zu machen, da erschienst Du — und ein Blick, ein Hauch Deiner Lippen war hinreichend, das ganze Gebäude meines Glücks auf ewig in Trümmer zu stürzen!« — Nadaly bedeckte das Gesicht mit beiden Händen, und alle Qualen der Erinnerung stürmten mit neuer Gewalt durch ihre Seele; doch nach wenig Augenblicken ihre Fassung wieder erringend, sprach sie mit ruhiger Stimme: »Ich wollte Dich morden, Tamira, Dein Tod sollte wenigstens das Glück der Rache mir verschaffen, da das Reich der Liebe hartherzig seine Pforten mir verschließt; aber schon lastet Rabinens und ihres Geliebten Blut auf meiner Seele! Um die Schuld nicht zu vergrößern, hat Gott mich gewürdigt, mir den Gedanken einzugeben, ihn allein zwischen Dir und mir richten zu lassen. Eine der Sorbetschalen war vergiftet! Du oder ich — gleichviel! nur Eine von uns sieht Morgen die Sonne aufgehen!«

»Hülfe, Rettung!« ſtöhnte Tamira erbleichend, indem ſie ſich, vom Schrecken gelähmt, vergebens bemühte den Divan zu verlaſſen.

»Bleib!« ſagte Nadaly mit Eiſeskälte, »das Gift wirkt ſo ſicher, daß keine Rettung möglich iſt!«

»Ha, ſchreckliches Weib!« rief Tamira, »ſo kalt kannſt Du mit Leben und Tod ſpielen, daß Du ruhig erwarten willſt, welche von Beiden der Zufall zum Opfer auserſehen hat?«

»Nicht Zufall, Gott wird richten zwiſchen mir und Dir!« ſprach Nadaly feierlich, »ſein Ausſpruch allein kann entſcheiden, ob mein Weg der des Lichtes — oder der Finſterniß iſt.«

»Hülfe, Hülfe! Rettung!« jammerte Tamira die Hände ringend, »hört denn kein lebendes Weſen meinen Angſtruf, um mich von dieſem entſetzlichen Weibe zu befreien!«

Da erſchien gleich einem rettenden Engel Olivedo, von der Jagd heimkehrend, an der Thür der Hütte; Tamira flog ihm entgegen, und mit wenigen Worten war er von dem Vorgefallenen unterrichtet. Schrecken, Wuth und Beſorgniß um das Leben der Geliebten malten ſich wechſelnd in ſeinen Zügen, und ſein Dolch, noch rauchend vom Blute des Wolfs, blitzte im Augenblicke über Nadaly's Haupte.

»Erspare Dir die Mühe und Deiner Seele die Schuld eines Mordes,« sprach sie bitter lächelnd, »Gott hat entschieden! denn mich traf das Loos des Todes, und ich fühle schon die Gluth meines Herzens von seinem kühlenden Hauche erlöschen.«

Sprachlos ließ Olivedo die Arme sinken.

»Vergib mir das Verbrechen, Dich mit flammender Leidenschaft geliebt zu haben!« hauchte Nadaly in die Kissen des Divans sinkend, »der Tod ist kalt — kälter als Marmor, mit eisiger Hand verscheucht er die Nebel, welche das Auge umflorten, daß es die Wahrheit nicht erkennen konnte, und ein weiter Weg eröffnet sich vor meinen Blicken, von welchen der versöhnte Schatten Nadinen's aus der Ferne mir zuwinkt! Ich muß fort — fort aus dem Leben der glühenden Qual in den kühlenden Strom der Vergebung!«

»Gott ist groß!« sprach Tamira, die Entseelte mit einem Schleier bedeckend; »er wird die Pforten des Paradieses ihr öffnen, da sie im Leben so schwer gebüßt hat!«

»Amen!« tönte eine feierliche Stimme dazwischen, und Beide wandten sich gegen die Thür, an welcher ein junger Mann erschienen war, ohne daß sie es bemerkt hatten.

»Wie? Karlos! bist Du dem Grabe entstiegen, um Zeuge der Vergeltung zu sein?« rief Olivedo die Erscheinung anstarrend.

»Nicht dem Grabe,« sprach Karlos, »denn Gott ließ einen menschenfreundlichen Araber, der mich in todtenähnlichem Zustande auf der Straße gefunden, zum Werkzeuge meiner wunderbaren Rettung werden. Lange, lange Zeit lag ich in seinem Zelte, im Kampfe mit der Natur; allein, meine Jugend und das beständige Nomadenleben in freier Luft trug endlich den Sieg davon, und ich genas von meiner schweren Wunde.«

»Und Nadine?« fragte Olivedo, nachdem er den todtgeglaubten Freund mit stürmischer Freude an die Brust geschlossen hatte.

»Lebt nur in meinem Herzen!« entgegnete Karlos mit einem Seufzer. Eine Thräne schmerzlicher Erinnerung verdüsterte sein schönes Auge, doch die Freude, den langentbehrten Freund wieder gefunden zu haben, drängte den Kummer um die Verlorene in des Herzens Tiefe zurück, und Olivedo noch einmal innig umarmend, sprach er:

»Nach so schweren Stürmen des Schicksals liegt abermals ein christliches Schiff im Hafen, bereit die Anker zu lichten, um in die Heimath mich zu tragen; wirst Du allein mich ziehen lassen?«

»Nimmermehr!« rief Olivedo hocherfreuet, wenn nur Tamira mir gern folgt.«

»Dein Vaterland wird auch das meine sein!« sprach Tamira, sich liebevoll an den Mann ihres Herzens schmiegend; und während die Gruppe in stiller Wonne sich umschlungen hielt, gleitete der Schleier, welcher Nadaly bedeckte, langsam zur Erde, und das heitere Lächeln, das nun ihre Züge verklärte, zeigte: daß ihr Geist, mit den irdischen Schmerzen versöhnt, segnend über ihrer ehemaligen Leidensstätte schwebte. —

Schon erhebt sich die dunkle Nacht, um, in graue Dämmerung gehüllt, auf die andere Seite der Welt sich zu legen, wo neuer Schlaf ihre ewig müden Augen erquicken soll. Doch kann ich noch einen großen Wasserspiegel erkennen, auf dessen schimmernden Wellen ein Schiff dahin gleitet — nur wenige Minuten, und es verschwindet meinem Blick im fernen Osten, wo eben das erste Wölkchen vom Strahl des Morgens sich röthet. »Glück in die Heimath! mein Traumbild ist vorüber.«

Plinganſer.

Hiſtoriſche Erzählung.

Plinganser.

Hiſtoriſche Erzählung.

Maximilian Maria Emanuel, der Sohn Kurfürſts Ferdinand Maria von Baiern und der ſchönen Adelheide von Savoyen, beſtieg ſchon als achtzehnjähriger Jüngling im Jahre 1679 den Thron ſeiner Väter. Schön von Geſtalt und gewandt in allen Künſten damaliger Zeit, hatte er ſchon als Kind durch Wißbegierde, Folgſamkeit und ein gewiſſes geſetztes Weſen angenehme Erwartungen erregt. Sobald er eigener Herr geworden, entwickelte ſich unter den Schmeicheleien der Höflinge der volle Ungeſtüm jugendlicher Leidenſchaften, welcher ſein Leben mit Unruhen, Baiern aber mit Unglück erfüllte. Durſt nach Ruhm und Vergnügen behevrſchten ſein allzu erregbares Gemüth. — Vom Schimmer des Glückes zu oft umgaukelt, ſah man ihn mit unglaublicher

Schnelligkeit, von seinem Unstern niedergeschlagen, aus der vollsten Freude in namenlosen Schmerz übergehen. Weich und gutmüthig, aber auflodernd und unbeständig, mit Ahnungen einer glänzenden Zukunft, fand er, kaum zum Jüngling gereift, vor sich die offenen Schranken einer Laufbahn, welche seiner kühnsten Phantasie unnennbare Spielräume wies. Ein in dreißig Jahren aufgeblühtes Land, gefüllte Zeughäuser, geübtes Kriegsvolk, volle Schatzkammern berechtigten zu großen Entwürfen. Der junge Fürst schien mit Ungeduld die Zeit zu erwarten, wo er als würdiger Enkel seiner glorreichen Ahnen auftreten konnte.

Es war die Zeit, da Frankreichs Uebergewicht in den Schaalen der europäischen Mächte den halben Welttheil mitten im Frieden in kriegerischer Spannung hielt. Kaiser Leopold, mit seinen eigenen Unterthanen in Ungarn zerfallen, mußte unthätiger Zuschauer vom Uebermuthe der Franzosen sein, in welchem sie Deutschlands Gerechtsame über Elsaß und Lothringen — verspotteten. Ihrem eigenmächtigen Schalten nur fruchtlose Unterhandlungen und Werbungen um fremde Bündnisse entgegensetzend, suchte er auch den jungen, nach Ruhm dürstenden Maximilian Emanuel zu gewinnen. Doch auch Ludwig XIV. über-

häufte ihn zu gleicher Zeit mit Schmeicheleien und Geschenken und wählte dessen ältere Schwester, Maria Anna, zur Gemahlin seines Thronerben. Ihn noch enger an Frankreich zu fesseln, ward ihm Verbindung mit Annen, des Herzogs von Orleans Tochter, angetragen: aber seine Räthe, die edlen Rechberg, Törringer und Preisinge, warnten ihn vor Frankreichs Liebkosungen, deren Ziel Deutschlands Unterjochung und Habsburg's Untergang sei. — Der Kurfürst schwankte lange, bis eine persönliche Zusammenkunft entschied. Leopold that von Linz aus eine Betfahrt gen Altötting zum Gnadenbilde der Mutter Gottes, dem berühmtesten neben denen zu Loretto und Einsiedeln. Auch Maximilian Emanuel eilte dahin, um dem frommen Oberhaupte des Reiches seine Verehrung zu bezeigen. Leopold, welchen Staatsklugheit nicht weniger als Andacht zur heiligen Stätte geführt hatte, überhäufte den jungen Kurfürst mit schmeichlerischer Güte und äußerte Vergnügen an der Hoffnung, ihn als Eidam und Gemahl seiner Tochter Antonia umarmen zu können. Von diesem Tage an athmete Maximilian Emanuel nur für Oesterreich. — Es ward mit demselben ein enger Bund geschlossen und ein Heer aufgeboten zu dessen Schutz. — Kara Mustapha stand mit seiner ganzen türkischen Macht

vor Wien und Schrecken herrschte in der Stadt wie im ganzen Reiche. Doch der heldenmüthige Johannes Sobiesky war gekommen, Oesterreich zu retten. Zu ihm stießen viele Fürsten Deutschlands mit ihren Völkern; auch Maximilian Emanuel, mit großem Gefolge baierischen Adels, führte ihm 8000 Fußgänger und 500 Reiter zu. Vereint fochten die Helden am großen Bluttage der Entscheidungschlacht, da die Kaiserstadt befreit wurde. Und als die fürchterliche Niederlage und Flucht der Osmanen nach schwerem Kampfe nicht mehr zweifelhaft war, warf sich Maximilian Emanuel, vom Wonnegefühl des Sieges gehoben, mit Freudenthränen im Auge an Sobiesky's Brust. — Mit innerlicher Freude sah Leopold den Feuereifer des jungen Fürsten. Er lohnte ihn mit der Hand seiner Tochter Maria Antonia. Durch diese Vermählung öffnete sich für Maximilian eine entfernte Aussicht auf den spanischen Thron, denn Antonia war mütterlicher Seits die Enkelin Karl's II., Königs von Spanien, der damals keine näheren Erben besaß. Freilich hatte sie in geheimen Verträgen feierlich ihren Rechten an die spanischen Reiche zu Gunsten Leopold's und dessen männlichen Nachkommen entsagen müssen, doch war ihr und ihren einstigen Söhnen aus dem großen Erbe nicht nur der Besitz der spanischen Niederlande

verheißen, sondern auch, sollte Leopold's Mannesstamm ausgehen, selbst die spanische Krone.

Wenige Tage nach der Hochzeitfeier riß sich Maximilian Emanuel aus den Armen seiner jungen Gemahlin, um dem türkischen Feldzuge beizuwohnen. Nur Krieg erfüllte seine vom Ruhme erglühte Seele. Mochte ihm auch Wankelmuth in seinen Neigungen oder verschwenderische Liebe der Freuden vorgeworfen werden — auf dem Schlachtefelde, im dichtesten Kugelregen fand man immer wieder das unerschrockene, Wittelsbachische Heldenherz.

Zwei Feldzüge that er noch in Ungarn unter dem Oberbefehl Herzog Karl's von Lothringen, und da dieser erkrankte, machte er den dritten als Oberfeldherr aller kaiserlichen und Reichsheere. Er sah die belagerte Veste Ofen fallen, deren Schloß er an der Spitze seiner Baiern erstürmte, sah den blutigen Tag von Mohacz und Siklos und leitete die Belagerung und den Sturm von Belgrad.

Noch bestand zwischen Deutschland und Frankreich ein zwanzigjähriger Waffenstillstand, von welchem kaum fünf Jahre verflossen waren, als Ludwig XIV. denselben, durch einen Todesfall veranlaßt, brach. — Karl, der Enkel des unglücklichen Friedrich's von der Pfalz, starb kinderlos; Philipp Wilhelm, Pfalzgraf zu

Neuburg an der Donau, hatte das nächste Anrecht zu den Pfalz-Landen am Rhein. Allein der König forderte den größten Theil hiervon für Charlotte von Orleans, des Verstorbenen Schwester.

Der Streit ward Sache des deutschen Reiches. Noch ehe der Krieg erklärt, Deutschland gerüstet war, drangen die Franzosen über den Rhein und Mord, Brand und Verheerung bezeichnete ihre Spur. Auch Maximilian Emanuel zog gegen Frankreich gleich anderen deutschen Fürsten, als ihm vom Könige Karl von Spanien die Statthalterschaft in den Niederlanden übertragen wurde. Mit Freuden übernahm der junge, ehrgeizige Fürst dies Anerbieten, da er hierinnen schon die erste Stufe zur spanischen Krone sah. Zwar starb seine Gemahlin Antonia, allein sie hinterließ ihm einen Sohn, Joseph Leopold, welcher dieselbe — vermöge eines Testaments Karl's II. von Spanien, einst tragen sollte. Kaiser Leopold hatte den spanischen Thron seinem Sohne Karl zugedacht und klagte daher den Kurfürst schwerer Treulosigkeit an. Maximilian dagegen hielt sich durch keinen Vertrag an den Kaiser gebunden, da dieser noch keine Bedingung erfüllt, welche der Ehe-Contract mit der verstorbenen Antonia festgestellt hatte.

Unerwartet erkrankte jedoch der sechsjährige Prinz

und ſtarb ſchon am ſiebenten Tage zu Brüſſel. Alles ſtand nun jählings verändert. Spanien war hinfort kein Gedanke mehr für Maximilian und Kaiſer Leopold zum rachſüchtigen Haß gegen ihn gereizt. Philipp von Anjou beſtieg nun den ſpaniſchen Thron und Maximilian wurde für die franzöſiſche Partei gewonnen. Dreißigtauſend Mann Oeſterreicher ſtanden an der Grenze Baierns, zum Einbruch bereit. Graf Styrum drang mit neuntauſend Kriegern in die Pfalz.

Im Lande herrſchte großer Schrecken. Thereſe, Sobiesky's Tochter und Maximilian's zweite Gemahlin, glaubte ſich in München nicht ſicher und eilte nach Ingolſtadt. Doch Villars führte ihm ein Hilfheer aus Frankreich zu. Mit abwechſelndem Glücke ward gefochten, bis endlich Maximilian Emanuel in Tyrol eindrang; doch mußte er ſich bald wieder zurückziehen und ſah ſich in Baiern eingeſchloſſen; vom Inn, vom Lech, von der Donau und von der obern Pfalz her bedrängt. Der Sieg ſeiner Baiern bei Nördlingen verſchaffte ihm jedoch abermal das Uebergewicht und er zog nach München, um neue Kräfte zu ſammeln, den Krieg mit Nachdruck zu führen.

Fortuna hatte ihm aber den Rücken gewendet, ſchon bei Schellenberg erlitt er eine Niederlage, bei Blindheim verlor er Alles.

Seiner Gemahlin die Staatsführung überlassend, floh er bis auf bessere Zeiten nach Frankreich. Eben so groß, als einst des Kaisers Furcht gewesen, war nun seine Rache. Von allen Seiten fielen streifende Scharen in Baiern ein. Die Kurfürstin, bedrängt von den Räthen und dem Jammer des Volkes, unterhandelte mit dem Kaiser, der ihr jedoch beinahe nichts von ihren Forderungen als das Rentamt München zugestand. Die Werke um München mußten geschleift, die Waffenvorräthe der Zeughäuser, Städte und Festungen dem Kaiser ausgeliefert werden. Nur eine Leibwache von vierhundert Mann ward der Fürstin zu behalten vergönnt.

Sobald die Festungen besetzt, die Scharen aufgelöst waren, wurde Baiern wie ein mit dem Schwerte bezwungenes Land behandelt, das Volk entwaffnet und österreichische Verwaltung eingeführt.

In tiefes Sinnen versunken, saß Walburga Wolfsramsdorf an ihrem Fenster zu München, den Lärm auf der Straße überhörend, welchen eine streitende Menschenmasse verursachte, da ihr Geist bei dem Verfasser eines Briefes zu verweilen schien, der offen auf ihrem Schooße ruhte.

TAYLOR INST. OXFORD

»Sieh nur, Base Walburga!« unterbrach der kleine sechsjährige Michael das Schweigen. »wie die Kaiserlichen wieder mit den armen Leuten umgehen. Erst gewinnen sie ihnen das Geld ab, dann theilen sie Schläge aus. Siehst Du, der Große mit dem wilden Barte? der hat eigentlich angefangen. Da! jetzt hat er auch einen Hieb bekommen, das war Recht! Ach, wäre ich nur groß, ich wollte den Kaiserlichen schon den Spaß vertreiben.«

»Es geht wieder einmal arg her!« sprach Michael's Mutter im Eintreten. »der alte Kirchmayer hat sich geweigert, auf die Gesundheit des Kaisers zu trinken, nun haben sie ihn geschlagen, daß ihm der Kopf blutet. Ja, wahrhaftig!« setzte sie, an das Fenster tretend, hinzu »sie schleppen ihn fort! Armer Mann! du wirst die Treue an deinem Fürsten nun schwer büßen müssen!«

»Kann denn die Kurfürstin gar nichts thun, um die drückende Lage ihrer Unterthanen nur in etwas zu mildern?« fragte Walburga.

»Sie hat Alles gethan,« entgegnete Frau von Wolframsdorf. »was in ihrer Macht stand! Wie sehr hat sie sich vor dem Kaiser erniedrigt, sie die Tochter des großen Sobiesky, der Wien von den Türken befreiet! Wie sehr hat sie ihn gebeten und was hat sie

errungen? Ihre Gesundheit ist nun erschüttert; unvermögend, den Jammer länger mit anzusehen, wird sie noch vor Ende der Woche nach Venedig zu ihrer Mutter gehen.«

»Mit ihr scheidet der Schutzgeist Münchens,« sprach Walburga »und kein Schimmer des Trostes wird uns mehr bleiben.«

»Mutter, werden die kleinen Prinzen Karl, Albrecht und Philipp auch mit fortgehen?« fragte nach einer Weile der kleine Michael.

»Nein, mein Kind!« entgegnete Frau von Wolframsdorf »die bleiben hier, denn sie werden von den Kaiserlichen bewacht als Gefangene. Hat Anna Dir geschrieben?« wandte sie sich an ihre Schwägerin Walburga »wie erträgt man denn das kaiserliche Joch in Burghausen?«

»Zwölftausend Baiern sollen ausgehoben werden, unter den Fahnen Joseph's in Italien und Ungarn zu fechten: der jungen Mannschaft ward geboten, sich auf den Musterplätzen zu zeigen, damit die Auswahl getroffen werde. Dieser Befehl machte das Maß der Verzweiflung voll. Die jungen Männer flohen aus den Dörfern und verbargen sich in Wäldern und Gebirgen. Keiner will unter die Fahnen des Unterjochers von Baiern. Nachts schleichen sie zu ihren Hütten,

Nahrung zu holen. Zurückgebliebene werden von den Kaiserlichen mit Gewalt gefangen genommen, mißhandelt und in den Kerker geworfen oder nach Tyrol geschleppt. So schreibt Anna« schloß Walburga ihre Rede.

»Das Ziel ihrer Wünsche und Hoffnungen wird sich unter diesen Umständen auch in immer weiter Ferne verlieren!« meinte Frau von Wolframsdorf.

»Und doch« entgegnete Walburga »athmete noch keiner ihrer Briefe so viel Hoffnung wie dieser; die sonst so ruhige und bescheidene Anna ist von einem seltenen Geiste angeregt. Eine geheime, nur mühsam verhehlte Freude blitzt zuweilen gewaltsam hervor, während sie vergebens gegen ein unangenehmes Gefühl zu kämpfen scheint.«

»Und noch immer keine Nachricht von Wendt?« fragte Frau von Wolframsdorf weiter.

»Keine!« sagte Walburga seufzend.

»Unbegreiflich ist diese Vernachlässigung!« fuhr Frau von Wolframsdorf fort, »nur ein Gleichmuth von der seltensten Art ist vermögend, solch kaltsinnige Behandlung zu ertragen.«

»Ich bin nicht kindisch, Bernhardine!« versetzte in gereiztem Tone Walburga, »bei diesen Unruhen im Lande hat Wendt zu sehr seiner Pflicht zu leben,

um Zeit zu finden — Liebesbriefe zu schreiben, was überflüssig ist, da er stündlich zurückkehren muß.«

»Gesetze es nur,« lenkte Bernhardine scherzhaft ein, »daß, wenn er gewollt, er auch Zeit gefunden hätte; aber so sind die Soldaten, siegreich in einem Land, sind sie zu verwöhnt, um nicht auch ein armes Weiberherz als sichere Beute zu betrachten. Dein Bruder hat mir in unserm Brautstande auch manchen Kummer verursacht; das ist Siegermanier in einem eroberten Lande.

Walburga versuchte zu lächeln, aber eine Thräne drängte sich durch die dunklen Wimpern, denn der Stachel hatte die wundeste Stelle ihres Herzens getroffen. Sie nahm eine Stickerei zur Hand; auch ihre Schwägerin hatte sich an das andere Fenster zur Arbeit gesetzt. Beide Frauen schwiegen und nur Michael's Stimme, der eine ganze feindliche Armee aus einer Schachtel auf den Tisch schüttete, um sie gegen bairische Soldaten aufzustellen, unterbrach die lautlose Stille.

Walburga kam früh verwaist zu ihrem Oheim, dem Herrn von Prielmaier, der Pfleger in Wurghausen war, wo sie mit dessen Tochter Anna erzogen

wurde. Lebhaftigkeit des Geistes und stolzer Sinn zeichnete sie schon in der Kindheit vor Anna's freundlicher Sanftmuth aus, so, daß der adelstolze Vater oft Walburga's Benehmen seiner Tochter als Muster empfahl, wenn er glaubte, daß diese durch zu große Vertraulichkeit mit ihren Untergebenen, ihrer Würde etwas vergebe. Doch trotz der völligen Ungleichheit des Charakters liebten sich beide Mädchen mit Innigkeit und Anna's milde Güte warf einen Lichtschein in die oft düstere Seele Walburga's.

In der Frühmesse, welche sie täglich besuchten, heftete stets ein junger Mensch, der Vorbereitungsschule zu Burghausen angehörend, seine dunkelglühenden Blicke mit Leidenschaft auf Walburga; es war Georg Plinganser, ein Bürgersohn aus Pfarrkirchen bei Landshut. So lächerlich und anmaßend ihrem stolzen Geiste anfangs die Huldigung eines so weit unter ihr stehenden Menschen vorkam, so schlich sich doch bald ein warmes Gefühl für ihn in ihrem jungen Herzen ein, welches Nahrung in der eifrigen Fürsprache Anna's fand, da diese schon längst mit seinem Freunde und Begleiter, dem schönen Albrecht Meindel, Blicke gewechselt, welche unbefangen sagten, was sich der ernste Georg und die stolze Walburga selbst lange nicht eingestehen mochten. Bald sahen sie sich durch Anna's

um Zeit zu finden — Liebesbriefe zu schreiben, was überflüssig ist, da er stündlich zurückkehren muß.«

»Gesetze es nun,« lenkte Barnhardine scherzhaft ein, »daß, wenn er gewollt, er auch Zeit gefunden hätte; aber so sind die Soldaten, siegreich in einem Land, sind sie zu verwöhnt, um nicht auch ein armes Weiberherz als sichere Beute zu betrachten. Dein Bruder hat mir in unserm Brautstande auch manchen Kummer verursacht; das ist Siegermanier in einem eroberten Lande.

Walburga versuchte zu lächeln, aber eine Thräne drängte sich durch die dunklen Wimpern, denn der Stachel hatte die wundeste Stelle ihres Herzens getroffen. Sie nahm eine Stickerei zur Hand; auch ihre Schwägerin hatte sich an das andere Fenster zur Arbeit gesetzt. Beide Frauen schwiegen und nur Michael's Stimme, der eine ganze feindliche Armee aus einer Schachtel auf den Tisch schüttete, um sie gegen bairische Soldaten aufzustellen, unterbrach die lautlose Stille.

Walburga kam früh verwaist zu ihrem Oheim, dem Herrn von Prielmaier, der Pfleger in Wurzhausen war, wo sie mit dessen Tochter Anna erzogen

wurde. Lebhaftigkeit des Geistes und stolzer Sinn zeichnete sie schon in der Kindheit vor Anna's freundlicher Sanftmuth aus, so, daß der adelstolze Vater oft Walburga's Benehmen seiner Tochter als Muster empfahl, wenn er glaubte, daß diese durch zu große Vertraulichkeit mit ihren Untergebenen, ihrer Würde etwas vergebe. Doch trotz der völligen Ungleichheit des Charakters liebten sich beide Mädchen mit Innigkeit und Anna's milde Güte warf einen Lichtschein in die oft düstere Seele Walburga's.

In der Frühmesse, welche sie täglich besuchten, heftete stets ein junger Mensch, der Vorbereitungschule zu Wurghausen angehörend, seine dunkelglühenden Blicke mit Leidenschaft auf Walburga; es war Georg Klinganser, ein Bürgersohn aus Pfarrkirchen bei Landshut. So lächerlich und anmaßend ihrem stolzen Geiste anfangs die Huldigung eines so weit unter ihr stehenden Menschen vorkam, so schlich sich doch bald ein warmes Gefühl für ihn in ihrem jungen Herzen ein, welches Nahrung in der eifrigen Fürsprache Anna's fand, da diese schon längst mit seinem Freunde und Begleiter, dem schönen Albrecht Meindel, Blicke gewechselt, welche unbefangen sagten, was sich der ernste Georg und die stolze Walburga selbst lange nicht eingestehen mochten. Bald sahen sie sich durch Anna's

errungen? Ihre Gesundheit ist nun erschüttert; unvermögend, den Jammer länger mit anzusehen, wird sie noch vor Ende der Woche nach Venedig zu ihrer Mutter gehen.«

»Mit ihr scheidet der Schutzgeist Münchens,« sprach Walburga »und kein Schimmer des Trostes wird uns mehr bleiben.«

»Mutter, werden die kleinen Prinzen Karl, Albrecht und Philipp auch mit fortgehen?« fragte nach einer Weile der kleine Michael.

»Nein, mein Kind!« entgegnete Frau von Wolfsramsdorf »die bleiben hier, denn sie werden von den Kaiserlichen bewacht als Gefangene. Hat Anna Dir geschrieben?« wandte sie sich an ihre Schwägerin Walburga »wie erträgt man denn das kaiserliche Joch in Burghausen?«

»Zwölftausend Baiern sollen ausgehoben werden, unter den Fahnen Joseph's in Italien und Ungarn zu fechten: der jungen Mannschaft ward geboten, sich auf den Musterplätzen zu zeigen, damit die Auswahl getroffen werde. Dieser Befehl machte das Maß der Verzweiflung voll. Die jungen Männer flohen aus den Dörfern und verbargen sich in Wäldern und Gebirgen. Keiner will unter die Fahnen des Unterjochers von Baiern. Nachts schleichen sie zu ihren Hütten,

Nahrung zu holen. Zurückgebliebene werden von den Kaiserlichen mit Gewalt gefangen genommen, mißhandelt und in den Kerker geworfen oder nach Tyrol geschleppt. So schreibt Anna« schloß Walburga ihre Rede.

»Das Ziel ihrer Wünsche und Hoffnungen wird sich unter diesen Umständen auch in immer weiter Ferne verlieren!« meinte Frau von Wolframsdorf.

»Und doch« entgegnete Walburga »athmete noch keiner ihrer Briefe so viel Hoffnung wie dieser; die sonst so ruhige und bescheidene Anna ist von einem seltenen Geiste angeregt. Eine geheime, nur mühsam verhehlte Freude blitzt zuweilen gewaltsam hervor, während sie vergebens gegen ein unangenehmes Gefühl zu kämpfen scheint.«

»Und noch immer keine Nachricht von Wendt?« fragte Frau von Wolframsdorf weiter.

»Keine!« sagte Walburga seufzend.

»Unbegreiflich ist diese Vernachlässigung!« fuhr Frau von Wolframsdorf fort, »nur ein Gleichmuth von der seltensten Art ist vermögend, solch kaltsinnige Behandlung zu ertragen.«

»Ich bin nicht kindisch, Bernhardine!« versetzte in gereiztem Tone Walburga, »bei diesen Unruhen im Lande hat Wendt zu sehr seiner Pflicht zu leben,

um Zeit zu finden — Liebesbriefe zu schreiben, was überflüssig ist, da er stündlich zurückkehren muß.«

»Gestehe es nur,« lenkte Bernhardine scherzhaft ein, »daß, wenn er gewollt, er auch Zeit gefunden hätte; aber so sind die Soldaten, siegreich in einem Land, sind sie zu verwöhnt, um nicht auch ein armes Weiberherz als sichere Beute zu betrachten. Dein Bruder hat mir in unserm Brautstande auch manchen Kummer verursacht; das ist Siegermanier in einem eroberten Lande.

Walburga versuchte zu lächeln, aber eine Thräne drängte sich durch die dunklen Wimpern, denn der Stachel hatte die wundeste Stelle ihres Herzens getroffen. Sie nahm eine Stickerei zur Hand; auch ihre Schwägerin hatte sich an das andere Fenster zur Arbeit gesetzt. Beide Frauen schwiegen und nur Michael's Stimme, der eine ganze feindliche Armee aus einer Schachtel auf den Tisch schüttete, um sie gegen bairische Soldaten aufzustellen, unterbrach die lautlose Stille.

Walburga kam früh verwaist zu ihrem Oheim, dem Herrn von Prielmaier, der Pfleger in Burghausen war, wo sie mit dessen Tochter Anna erzogen

wurde. Lebhaftigkeit des Geistes und stolzer Sinn zeichnete sie schon in der Kindheit vor Anna's freundlicher Sanftmuth aus, so, daß der adelstolze Vater oft Walburga's Benehmen seiner Tochter als Muster empfahl, wenn er glaubte, daß diese durch zu große Vertraulichkeit mit ihren Untergebenen, ihrer Würde etwas vergebe. Doch trotz der völligen Ungleichheit des Charakters liebten sich beide Mädchen mit Innigkeit und Anna's milde Güte warf einen Lichtschein in die oft düstere Seele Walburga's.

In der Frühmesse, welche sie täglich besuchten, heftete stets ein junger Mensch, der Vorbereitungsschule zu Burghausen angehörend, seine dunkelglühenden Blicke mit Leidenschaft auf Walburga; es war Georg Pinganser, ein Bürgersohn aus Pfarrkirchen bei Landshut. So lächerlich und anmaßend ihrem stolzen Geiste anfangs die Huldigung eines so weit unter ihr stehenden Menschen vorkam, so schlich sich doch bald ein warmes Gefühl für ihn in ihrem jungen Herzen ein, welches Nahrung in der eifrigen Fürsprache Anna's fand, da diese schon längst mit seinem Freunde und Begleiter, dem schönen Albrecht Meindel, Blicke gewechselt, welche unbefangen sagten, was sich der ernste Georg und die stolze Walburga selbst lange nicht eingestehen mochten. Bald sahen sie sich durch Anna's

Vermittelung auch außer der Kirche und ein kurzer Frühling reiner Liebe blühte für sie auf. Walburga's Bruder hatte als baierischer Oberst gegen Oesterreich gefochten, war nach der unglücklichen Schlacht bei Blindheim dem Kurfürsten Max Emanuel nach Frankreich gefolgt und forderte jetzt, wo Baiern durch Oesterreicher besetzt war, seine Schwester auf, zu seiner Frau nach München zu ziehen, bis er einst wiederkehren könne. Auch Georg und Albrecht mußten auf die Hochschule nach Ingolstadt und so war nach kurzer Zeit der schöne Traum beglückter Liebe zerflossen. Mit tiefem Schmerze schied Walburga von Annen, der liebenswürdigen Gespielin der Kindheit und Vertrauten der ersten Liebe; mit größerm Schmerze von Georg, der ihr durch die Trennung nur noch einmal so theuer geworden war. Zu München angekommen, fand sie sich bei ihrer Schwägerin in einem ganz neuen Kreise. Ihre einfache Vergangenheit zu Burghausen lag in nichtigem Staub der Bedeutungloſigkeit; der Geist der großen Hauptstadt wehte sie an und sie besaß nicht Kraft genug, ihren Erinnerungen einen Standpunkt anzuweisen. Immer tiefer sank ihr voriges Leben im Vergleich mit den neuaufgegangenen Sonnen der Gegenwart; immer mehr erschrak sie bei dem Gedanken, daß Georg sie aufsuchen, daß er sein Gefühl für sie

verrathen möchte, was von ihrer Umgebung ihr nie verziehen worden wäre. In immer dunklere Schatten hüllte sich sein Bild, bis es beinahe in Nebel entschwand, und nur in einsamen Stunden tauchte es noch auf und es erklang in ihrem Herzen ein Nachhall eines schönen Akkordes selig entschwundener Zeit. — Ein Brief Anna's, welcher ihrer Schwägerin in die Hand kam, hatte diese von ihrem Verhältnisse zu Georg unterrichtet, jedoch keineswegs ihre Billigung erhalten; Bernhardine unterstützte daher aus allen Kräften die Werbung des kaiserlichen Obersten von Wendt, um Georg's Eindruck dadurch gänzlich in Walburga's Herzen zu verlöschen, welches dem schönen, von kriegerischen Ehren glänzenden Manne auch bald gelang. Die Verlobung wurde gefeiert und eine lichtvolle Zukunft lag vor Walburga's Blicken. Doch Bernhardine trug zu tiefen Groll gegen Alles, was kaiserlich war, im Herzen, um dauernd Gefallen an dieser Verbindung zu finden. Mit List suchte sie Walburga's schwächlichste Seiten zu verwunden, um sie in Mißtrauen gegen ihren Verlobten zu erbittern, während sie mit heuchlerischer Gutmüthigkeit gegen diesen Walburga's finstere Launen entschuldigte, um ihn auf deren Fehler aufmerksam zu machen. Als dieses keine Früchte zu tragen schien, ließ sie ihn ein früheres Ver-

hältniß, eine Liebe aus der niedern Sphäre eines Bürgers, ahnen, bis endlich die gewünschte, höflich kalte Spannung zwischen beiden eintrat, welche so schwer eine herzliche Versöhnung mehr emporkommen läßt.

Nur zu gut war Walburga heute von der Wahrheit in Bernhardinens Worten überzeugt, aber sie fühlte auch die Bitterkeit, mit welcher diese ihr eine Wunde zu schlagen suchte.

»Da stehen die Baiern,« sagte Mikhael am Tische spielend, »und hier der Oberst Wendt mit seinen Leuten; nun hauen die Baiern ein und Wendt wird gefangen zum Angerthore hereingebracht; dabei werden die Trommeln geschlagen und Trompeter reiten voraus.«

Und wirklich hörte man den dumpfen Schall einer Trommel; immer näher kam es, bis endlich Wendt an der Spitze seines Regiments mit klingendem Spiel der Hauptwache zuzog. Mit stolzer Haltung die Fronen im Vorüberreiten grüßend, warf er einen fragenden Blick auf Walburga, die es ihrer Ehre in Bernhardinens Augen schuldig zu sein glaubte, ihm mit kaltem Stolz zu begegnen, während ihr Herz nie so viel Gefallen an ihm fand, als wenn er als kommandirender Oberst, von allen militärischen Ehren umgeben, zu Pferde saß. Bernhardine hingegen winkte mit herzgewinnen-

der Freundlichkeit ihm zu, während sie im Herzen dem Unterdrücker ihres Vaterlandes den Untergang schwur.

Die Sonne war längst untergegangen und der Abend senkte mit bläulichem Zittig sich auf die Flur, als zwei junge Männer mit raschen Schritten an einer Gartenmauer zu Burghausen auf und nieder gingen. Sie sprachen wenig und leise mit einander, jedoch sah sich der eine immer in ängstlicher Erwartung nach einem kleinen Pförtchen um, das offen und nur angelehnt war. Aber es wurde schon ganz dunkel, und immer noch schien sich seine Hoffnung nicht erfüllen zu wollen. Endlich öffnete mit leisem Knarren sich die Thüre und eine weiße Gestalt flog in seine Arme. Sie setzten sich unter einen Baum, der, seine Aeste weit ausbreitend, sie vor Späheraugen schirmte, und erzählten sich viel, denn sie sahen sich nach der Trennung einer ganzen Jahresfrist zum ersten Mal wieder. Der Begleiter dieses Glücklichen hatte die ganze Zeit mit verschränkten Armen seitwärts gestanden und mit stiller Wehmuth die Scene betrachtet, als er aber den ersten Sturm der Freude vorüber glaubte, gesellte auch er mit ehrerbietigem Gruße sich zu ihnen.

»Ah, Plinganser, Ihr!« seufzte das Mädchen, »Ihr wißt doch schon?«

»Daß Walburga die Braut eines Oesterreichers und für mich verloren ist!« ergänzte der Angeredete. »Ja, für mich ist nun einmal kein Glück auf dieser Erde!«

»O, sprecht nicht also!« entgegnete das Mädchen in sanften Schmeicheltönen, »Ihr könnt noch recht glückliche Tage erleben. Zudem bedarf das Vaterland Eures Armes. Bei Eurem Unternehmen darf nicht Kleinmuth im Herzen wohnen.«

»Wie? Ihr wißt —« fragte Plinganser mit forschendem Blicke.

»Seid unbesorgt,« sprach Anna, »Albrecht kennt mich und weiß, daß ich ein Geheimniß bewahren kann. Nicht wahr,« wendete sie sich halbscherzend zu diesem, »von mir ist kein Verrath zu erwarten?«

»Nein, bei Gott!« rief Albrecht, »Du seltenes Mädchen, in dem sich Herz, Geist und Schönheit gleich die Wage halten, nimmer könnte ich Dich einer Untreue fähig halten! Wie wäre es möglich, daß hinter diesen freundlichen Zügen, in diesem reinen Gemüth List und Falschheit wohnen könnte.«

»Schönheit ist eine Gabe, die oft auf verderbliche Wege führt, sagt Pater Franziscus,« entgegnete Anna, indem ihr Blick an Georg haftete, denn sie fühlte, wie tief sein ohnehin verletztes Gemüth dieses Lob verwunden mußte. Oft hatte auch er glückliche Stunden

verlebt, mancher Abend war den vier Liebenden mit Planen der Zukunft dahingeschwunden; Alles mahnte ihn nun schmerzlich an das vergangene Glück, und eine trauernde Sehnsucht zog in seinem Herzen ein nach ihr, deren schöne Hülle ein so kaltes, fühlloses Herz umschloß, das ihn, um einen Feind des Landes willen, so schnell vergessen konnte.

»Man möchte mich vermissen, ich muß fort!« sagte Anna, Abschied nehmend, »Morgen um diese Stunde.«

»O, bleibe noch!« bat Albrecht, »wer kann in dieser sturmbewegten Zeit noch über morgen entscheiden?«

Vieles wurde noch verabredet und bestimmt, von manchem süßen Liebeswort begleitet, bis Anna endlich sich losriß und durch den Garten in das Haus eilte.

Als sie in das große Wohnzimmer trat, brannten die Lichter schon. Ihr Vater saß mit dem Hauptmann der österreichischen Besatzung und mehreren Freunden um den Tisch, in tiefem Gespräch begriffen, ihr Eintreten nicht beachtend.

Leise schlich sie sich auf ihren Platz am Fenster und hörte mit klopfendem Herzen den Reden des Hauptmannes zu, der sich hoch und theuer vermaß, alle rebel-

tischen Bauern, die er mit Waffen in der Hand treffen würde, hängen zu lassen.

Albrecht und Georg hatten die Hochschule zu Ingolstadt verlassen, um sich an die Männer anzuschließen, die zur Vertheidigung des bedrückten Vaterlandes die bewaffnete Hand erhoben. Mit Schmerz nahmen die treuen Baiern das österreichische Joch auf den Nacken, als Max Emanuel, gänzlich geschlagen, nach Frankreich flüchtete, und trugen mit verzweifelnder Geduld des siegenden Feindes stolzen Uebermuth. Als aber die Oesterreicher junge Mannschaft ausheben wollten zum Kriegsdienste, als sie zu einer fremden Fahne schwören sollten, da rief die Liebe zu Fürst und Vaterland, welche sich stets noch beim baierischen Volke bewährt hat, die jungen Männer zusammen; mit Waffen aller Art überfielen sie die Kaiserlichen und erschlugen sie oder trieben sie zurück. Abgedankte Kriegsleute gesellten sich zu ihnen, immer größer wurde der Haufe und der allgemeine Wahlspruch war: Lieber baierisch sterben, als kaiserlich verderben. Georg Minganser sollte nun zum Führer gewählt werden; daß Albrecht von seinem Freunde unzertrennlich war, wußte Anna und träumte sich also schon das Glück, ihn als Oberst an der Spitze

seiner Leute in die Stadt einziehen zu sehen, als sie nun mit so viel Geringschätzung von diesem Unternehmen reden hörte.

Herr von Prielmaier, ein adelstolzer Mann, hing wohl auch insgeheim an seinem rechtmäßigen Herrn, allein, wie Viele seines Standes, fürchtete er sich, sein Vermögen auf das Spiel zu setzen. So gab es auch Viele, deren Stolz es verschmähte, mit Bürgern und Bauern gemeine Sache zu machen, und die es also vorzogen, unthätig sich dem Geschicke zu fügen. Auch Prielmaiers Freund, Herr von Wiedmann, Rentmeister zu Burghausen, dachte so, und sie errötheten nicht, mit heuchlerischer Demuth dem kaiserlichen Hauptmanne gegen Fürst und Vaterland zu Willen zu reden.

Nur Pater Franziscus, ein Augustiner-Mönch, Beichtvater und Freund des Hauses, machte eine Ausnahme, da er, durch seinen Stand bevorrechtet, es verschmähete, den Unterdrückern Weihrauch zu streuen. Mißbilligend hatte er daher zu den Reden Prielmaiers und Wiedmann's das Haupt geschüttelt und brach endlich voll Unmuth auf.

»Ei, meine Tochter! warum so in tiefen Betrachtungen versunken?« sprach er, zu Anna tretend.

»Ich?« fuhr diese aus trübem Sinnen auf.

»Schon seit mehrern Wochen« fuhr Franziscus in

seiner Rede fort, »habe ich in der Kirche bemerkt, daß Euere Gedanken abwesend, von dem Heiligen abgezogen, mit weltlichen Dingen beschäftiget sind.«

»Vergebt, wenn ich gefehlt!« seufzte Anna, »ein Geheimniß, das auf meiner Seele lastet — Ihr sollt es noch erfahren —«

»Wie? ein Geheimniß vor mir, Euerem Beichtvater?« eiferte der Pater leise, »wißt Ihr nicht, daß auch Euere hochselige Frau Mutter mein Beichtkind war, wie viel sie auf mich hielt; daß sie sterbend Euch meiner Obhut anvertraute!? Von mir wird sie Euch fordern, von mir, wenn ich einst gereinigt aus dem Fegfeuer in das Himmelreich eingehen werde.«

»Könnt Ihr morgen meine Beichte hören?« bat Anna, von einem schnellen Gedanken erfaßt.

»Ich werde Euch erwarten!« sprach Franziscus wieder freundlich, ertheilte ihr nun laut den Segen und verließ, von Herrn von Wiedmann und dem kaiserlichen Hauptmann begleitet, das Haus.

»Wo warst Du so lange?« fragte Herr von Prielmaier seine Tochter, als Alles fort war.

»Im Garten, mein verehrter Vater!« antwortete Anna.

»Ich sehe es in diesen stürmischen Zeiten nicht gern, wenn Du außer der Kirchenzeit das Haus verlässest,«

sprach der Vater verweisend, »zumal zur Abendzeit; Gesindel aller Art hauſt in den Wäldern, Nachts schleichen sie heraus aus ihrem Verstecke, um Nahrung zu suchen, und rauben und stehlen. Selbst Mord und Todtschlag ist ihnen nicht fremd; haben sie doch neulich einen Rottenführer mit sieben Mann überfallen und erschlagen, nur mit Mühe, daß Zwei sich retten konnten.«

»Die sind auch gar zu hart mit den armen Bauern umgegangen,« entgegnete Anna, »ist es ein Wunder, wenn ein treues Volk, das seinen Herrn in Elend weiß, von den Feinden, die ihn verjagten, geplündert und gemartert, wenn es endlich zu den Waffen greift, um Gleiches mit Gleichem zu vergelten? Nicht des Siegers Stolz beugt unsern Nacken, nein! der Sieger Uebermuth tritt uns in den Staub.«

»Welch eine Sprache, Mädchen!« rief Prielmaier zwischen Zorn und Staunen, »werden auch in Deiner Spinnstube Welthändel abgemacht?«

»O, zürnt mir nicht!« bat Anna.

Mit väterlichem Wohlgefallen blickte Prielmaier auf sein geliebtes einziges Kind, das so gut und fromm als schön — der Trost seines nahenden Alters zu werden versprach. »Geh',« sagte er sanft, »lies mit Mo-

nika den Abendsegen und beschäftige Dich nicht mit Dingen, die nicht in einen Weiberkopf gehören.«

Anna sagte dem Vater gute Nacht, nahm ein Licht und ging in ihre Kammer, wo sie sich vor dem Bilde der heiligen Jungfrau niederwarf, das aus einem reichverzierten Glasrahmen freundlich herabblickte, um ihr volles Herz vor der Gnadenmutter im Gebete auszuschütten. —

Von den Grafen Seeau, Mollart, Lamberg und mehrern Obersten umgeben, saß Graf Löwenberg-Wertheim, Oberhaupt der kaiserlichen Verwaltung in Baiern, zu Landshut, einen Brief in der Hand haltend, welchen er vom Unterstatthalter zu Amberg, Freiherrn von Tastung, erhalten hatte. Tiefes Schweigen herrschte unter Allen, denn das Schreiben enthielt nichts Gutes, das deutete des Grafen taktmäßiges Klirren mit den Sporen an.

»Eilboten müssen sogleich an Herbeville gesendet werden!« unterbrach endlich Löwenstein die lautlose Stille, »unsere Leute, welche nach Italien ziehen, den Fürsten Eugen gegen Vendome zu verstärken, sollen sogleich zurückberufen werden; denn von Ort zu Ort schleichen verabschiedete baierische Soldaten, Bürger

kaufen Waffen auf, dunkle Gerüchte gehen von Ohr zu Ohr, düsterer Trotz, der ein verstecktes Vorhaben zu bergen scheint, zeigt sich allenthalben beim Volke, welches rasch erstickt werden muß.«

»Auch mir schien Theresiens Reise nach Venedig schon lange mit irgend einem politischen Zwecke in Verbindung zu stehen!« nahm Graf Mollart das Wort, »Sie will nur dem Vorwurf einer Theilnahme an dem heimlichen Treiben dieser Baiern entgehen.«

»Ja wahrhaftig! einer Luftveränderung wegen, die ihr die Aerzte anempfohlen, wie sie vorgab, wird sie wohl nicht Land und Kinder verlassen!« stimmten auch Seeau und Lamberg ein.

»Aber sie sollen zittern lernen!« sprach der Oberstatthalter, während er die nöthigen Befehle dictirte. Gronsfeld sollte sogleich nach München Verstärkung bringen; alle Häuser der Bürger und Bauern sollten untersucht, vorzufindende Waffen weggenommen und Edelleuten nur eine Jagdflinte und zwei Pistolen erlaubt werden; auch sollten alle Festungswerke geschleift, die kurfürstlichen Güter eingezogen und alle Bedingungen des Ilbersheimer Vertrags gebrochen und wer sich dem Kurfürsten noch als anhänglich bezeigte, als Verräther behandelt werden. Als Jeder mit seiner

erhaltenen Weisung sich entfernt hatte, stand Löwenstein am Fenster und trommelte gedankenvoll an den Scheiben.

»Wahrlich!« sprach er vor sich hin, »dieses treue Volk, das mit so unerschütterlicher Liebe an seinem Herrn hängt, wäre eines bessern Schicksals werth.«

»Glaubt Ihr das wirklich?« tönte eine weiche Stimme hinter ihm, »O, habt Dank für dieses schöne Wort!«

»Wie? Verona, Ihr hier?« sagte der Graf erstaunt, indem sein dunkles Auge an der freundlichen Erscheinung haftete.

»Vergebt!« erwiederte diese schüchtern, «aber die Angst treibt mich hierher. Mit wildem Fluche auf mein armes Vaterland stürmte vorhin der rauhe Graf Lamberg die Treppe hinab, Pferde hörte ich schnell aus den Ställen ziehen, Soldaten toben durch die Straßen, sagt, o sagt! können denn dem Lande noch tiefere Wunden geschlagen werden, als es schon erhalten hat?«

»Schlagt Ihr doch auch Wunden, die zu heilen Ihr keine Lust habt!« scherzte Löwenstein ausweichend.

»Gebt mir Wahrheit!« flehte das Mädchen.

»Nun, so höre!« sagte er, die Sträubende umschlingend, »die Baiern rüsten sich heimlich, uns aus

dem Lande zu vertreiben; in Wäldern verbirgt sich die junge Mannschaft mit Waffen, um —«

»Thun sie das?« fragte Verona mit freudeglänzenden Blicken.

»Um wie Räuber daraus hervorzubrechen und unsere Soldaten zu erschlagen!« fuhr Löwenstein in seiner Rede fort, »gestern erst fiel Hauptmann Arno unter ihren tückischen Streichen. Man brachte ihn in der Nacht — doch was ist das?« unterbrach er sich plötzlich, »Ihr werdet ja blaß wie eine Leiche? was ist Euch?«

»Arno ist todt?« fragte die Erbleichende, vergebens nach Fassung ringend.

»Ja!« war die Antwort.

»Gott der Gnade! nimm auch mich in deinen heiligen Schooß!« seufzte das Mädchen und verließ, sich die weinenden Augen verhüllend, mit wankenden Schritten das Gemach.

»Das war also die Scheidewand zwischen dir und meiner Liebe?« rief Löwenstein mit zornentflammten Blicken, »Arno also, der gleißnerische Thor, hat es gewagt, das Auge zu einem Gute zu erheben, das mir, seinem Herrn, gebührt, der ihn vernichten kann?! Wohlan! todt bist du — du sollst es auch bleiben. »Heda!« rief er den Dienern im Hofe zu, die Pferde

gesattelt, die Hunde losgelassen, ich will zur Jagd in den Wald.«

Eilig vollzogen die Diener den Befehl ihres Herrn und bald flog er unter dem freudigen Gebelle der Hunde, von zwei Jägern begleitet, durch die Straßen dem Thore zu.

Verona, die Tochter eines bairischen Hauptmanns unter Arco's Truppen, war ihrem Vater, nach damaliger Sitte, überall gefolgt, wohin das Loos des Krieges ihn rief. Früh schon hatte sie ihre Mutter verloren, weßhalb sie mit deßto inniger Liebe an dem geliebten Vater hing, dessen Stern des Auges sie war. Mit Angst sah sie jedes Mal ihn zum Kampfe ziehen, heiße Gebete stiegen indessen aus ihrer Brust zum Himmel empor und jubelnd begrüßte sie ihn, kehrte er glücklich zurück.

Es war an einem schwülen Sommertage, als sie einst auf den Mauern von Donauwörth stand, und, mit trüben Ahnungen erfüllt, die Gegend überschaute, wo Maximilian Emanuel gegenüber so mächtige Feinde, wie Marlborough, Ludwig von Baden und Styrum, sich ausbreiteten. Vergebens bat ihre alte Base, diesen gefährlichen Ort zu verlassen; taub gegen alle Vorstellungen, folgte ihr Geist jeder Bewegung des Feld-

des. Schon war die Sonne im Sinken, als das Zeichen zum Angriff gegeben ward.

»Seht Ihr?« sprach ein Soldat, welchen ein Schuß durch den Arm, den er bei der Einnahme von Passau erhielt, verhinderte, an dem Treffen Theil zu nehmen, »dort steht Graf Arco mit sechszehn baierischen, fünf französischen Schlachthaufen und sechszehn Geschwadern; sie haben sich wohl auf dem Schellenberg verschanzt. Seht, seht! Ludwig stürmt den rechten, Marlborough den linken Flügel, ganze Schlachthaufen klettern an den Schanzen hinauf; o, daß mein Arm gefesselt in der Binde ruhen muß, während mein Kurfürst so sehr bedroht ist!«

»Was bedeutet jene Staubwolke!« fragte Verona, nach der Straße von Lauingen zeigend, »sollte Marsin mit seinen Truppen zur Hilfe herbeieilen?«

»Zu wünschen wäre es!« erwiederte der Soldat, doch ist es schon zu spät, niemand hat mehr einen Angriff erwartet; bis die Boten Marsin's Lager erreichen, ist es hier vielleicht schon entschieden. Seht Ihr? die Reiter erklimmen die Höhe! ha, sie weichen! Ein Anführer sinkt. Dort im Strahl der untergehenden Sonne breiten die Kaiserlichen sich aus, auch sie weichen. Triumph! der Sieg neigt sich auf Maximilian's Seite! Seht Ihr nicht? dort drängen sie sich

zusammen, es muß ein General getroffen worden sein*). — Doch was ist das? auf dem andern Flügel haben sie die Wälle erstiegen; weh uns, Uebermacht bezwingt die Tapferkeit. Ein Theil der Franzosen und Baiern flieht.«

»Sind es Arco's Scharen?« rief Verona, händeringend.

»Seine Fahnen flattern noch dort im Winde!« erwiederte der Krieger, »doch kommt! nicht rathsam ist es mehr, hier zu verweilen; die Fliehenden werden bald die Stadt erreichen; Gott verhüte, daß der Feind nicht mit ihnen zugleich eintrifft.«

Mit Gewalt zog er Verona mit sich fort, doch bis sie das innere Thor erreichten, stürmten schon fliehende Franzosen und Baiern durch die Stadt. Schrecklich war die Verwirrung und Angst, die durch die einbrechende Dämmerung noch erhöht wurde. Von der tobenden Volksmenge von ihrer Begleiterin getrennt, irrte Verona durch die mit Jammergeschrei erfüllten Straßen, vergebens ein offenes Haus suchend, das ihr Schutz und Obdach gewährte. Getrieben von dem wilden Strome, gelangte sie endlich auf einen freien

*) Feldmarschall Styrum, er starb wenige Tage nachher zu Nördlingen.

Platz, wo es noch still und einsam war. Zum Tode ermattet sank sie unter einem Baume nieder und horchte auf den fernen Lärmen, der immer näher sich zu ziehen schien. Der Feind mußte in die Stadt gedrungen sein, denn sie hörte kämpfen. Mit raschen Schritten eilte ein Krieger an dem schützenden Baume vorüber, doch wenige Schritte und fünf verfolgende Soldaten hatten ihn erreicht. Pardon verschmähend, vertheidigte er sich gegen die Uebermacht mit Löwenwuth, doch bald sank er tödtlich verwundet unter ihren Streichen. Mit wilder Kampfbegier eilten die Sieger von dannen. Grauen erregend röchelte der Sterbende, im Blute schwimmend, und eiskalter Schauer drang in Verona's Herz; sie schloß die Augen, um dem schrecklichen Anblicke zu entgehen, da seufzte der Verwundete noch ein Mal, der Mond trat hinter Wolken hervor und sie erkannte ihren Vater, der eben vollendet hatte. Mit einem Schrei des Entsetzens sank sie an seiner Seite nieder, vergebens mit ihrem Schleier die klaffenden Wunden verbindend. Sie fühlte die Leiche unter ihren Händen erkalten, seine Seele war entflohen.

Unbekümmert um ihr Schicksal blickte sie in dumpfer Verzweiflung in das bleiche Antlitz ihres Vaters;

sein Auge hatte keinen Blick, sein Mund kein Wort der Liebe mehr für sie; allein, verlassen stand sie in der weiten Welt. Der Schmerz schnürte ihre Brust zusammen, die Erde schien mit ihr zu wanken, der Mond sich in schnellerem Kreise zu drehen und zu riesenhafter Größe anzuwachsen, bis sie endlich das Bewußtsein verlor. Ein heftiger Fieberfrost schüttelte ihre Glieder, als sie aus wirren Träumen erwachte; es war die Morgendämmerung nicht mehr fern. Halberloschene Wachtfeuer brannten, Patrouillen schritten gemessenen Schrittes durch die Straßen, in welchen kaiserliche Soldaten, auf Stroh schlafend, umher lagen. Einzelne Gruppen saßen und theilten Beute, andere tranken und lärmten. Dicht neben Verona, welche auf einer Pferdedecke lag, würfelten zwei Soldaten auf einer Trommel. »Eilfe mit!« schrie der Eine.

»Sieben waren es! Du hast den dritten Würfel, welcher auf zwei stand, umgestoßen, daß er nun auf fünf steht!« der Andere.

Beide entbrannten in heftigem Streit, der bald in Schlägerei ausartete. »Ich habe das Spiel gewonnen!« schrie der Erste »und ehe ich mein Recht verloren gebe, eher haue ich die Dirne vor Deinen Augen in Stücke!« Schon wollte er den tödtlichen Streich

auf Verona führen, als ein Offizier unter die erbitterten Streiter trat.

»Was gibt es hier?« fragte er mit ernstem Tone.

Verlegen trugen die Soldaten ihren Handel ihm vor: daß sie das Mädchen bei der Leiche eines Baiern gefunden, um dasselbe gewürfelt, wie der Eine im ehrlichen Spiel betrogen und der Andere sie lieber tödten als sie durch Unrecht verlieren wollte.

»Ich kenne Euch beide!« sprach der Offizier finster, »Ihr seid immer die Tapfersten, wenn Beute zu theilen ist. Morgen soll die Sache untersucht werden, bis dahin bleibt Ihr im Gewahrsam; das Mädchen behalte ich aber unter meinem Schutze.«

Grollend folgte der Eine der sie abführenden Wache, tückisch lachte der Andere. »Nun bekömmst Du sie doch nicht,« sagte er schadenfroh, »denn, wie auch der Spruch fällt, das Mädchen gibt nun der Hauptmann nicht mehr heraus.«

»Ihr könnt Euch Glück wünschen, werthe Jungfrau,« sprach Hauptmann Arno, zu Verona tretend, »daß Ihr aus den Händen dieser bösen Gesellen erlöst seid; doch frei kann ich Euch zu Euerer eigenen Sicherheit vor unserm Abzuge nicht geben, ich bitte

Euch daher, mit zu folgen; Ihr werdet der Ruhe bedürfen.«

Von tausend Gefühlen bewegt, hing sie an dem Arme ihres Retters, der sie in ein Haus brachte, das er mit seinen Leuten in Besitz genommen hatte, wo er ihr ein kleines Zimmer anwies, das sie ohne seine Begleitung nicht verlassen sollte.

Arno's Abenteuer war bald unter den Offizieren bekannt geworden; von seinen Freunden hierüber befragt, pries er mit Feuer die Schönheit und Anmuth seines Schützlings, was um so mehr Neugierde erregen mußte, da ein Mädchen, das Arno zur Bewunderung entflammte, kein gewöhnliches sein konnte. Mit Späherblicken umschlichen sie das Haus, jedoch die Vorhänge blieben zugezogen und jeder Versuch scheiterte an der Fürsorge Arno's, der nur zu gut wußte, daß, wenn irgend ein anderer Gegenstand ihre Aufmerksamkeit auf sich zöge, sie sehr bald seine Gefangene vergessen würden. Nachdem er den ganzen Tag über sehr oft durch den Dienst von ihr entfernt war, freute er sich, den Abend ihr weihen zu können. Eben hatte sie ihm den Tod ihres Vaters, von dem sie so unerwartet Zeuge gewesen, erzählt, als die Thüre sich öffnete und General Graf Löwenstein-Wertheim hereintrat. Verlegen ging ihm Arno entgegen, denn er

konnte errathen, welch' anziehender Kraft er die Ehre dieses Besuches zu danken hatte; der General aber scherzte ganz unbefangen über dieses so schnell entstandene Verhältniß, lenkte dann den Faden der Unterhaltung auf andere Ereignisse des Tages, während er mit geübtem Kennerblicke die Schönheit Verona's musterte. Dann brach er zum Gehen auf, bemerkte flüchtig, daß dieses Haus viel zu schlecht für solch eine schöne Einquartierung sei, und machte, wie von einem plötzlichen Gedanken befallen, Arno den Vorschlag, die schöne Waise seinem Schutze zu überlassen, da er doch weit eher im Stande sei, Sorge zu tragen, daß ihr weibliche Bedienung zu Theil würde, und sie dann in irgend einem Hause ihres Standes gemäß unterzubringen.

Arno, der seinen General zu gut kannte, um ihn nicht zu durchschauen, wußte aber auch, daß keine Weigerung helfen würde, weßhalb er nach kurzer Ueberlegung zusagte. Mit einem verbindlichen Compliment nahm Löwenstein von Verona Abschied, leicht grüßte er gegen Arno und verschwand so schnell, wie er gekommen war.

»Großer Gott, Deine Hand lastet schwer auf mir!« seufzte Verona, als sie endlich allein war, »unter fremden Menschen, den Feinden meines Vaterlandes, muß

ich hülflos umherirren! — Feinden? — Muß ich auch meinen Retter als solchen ansehen?« Sie legte die Hand auf das pochende Herz. »Gestern noch« sprach sie, »hatte ich einen Vater, heute habe ich Niemand mehr in der großen, weiten Welt!« Kaum hatte die Sonne ihren ersten Strahl der Erde zugesendet, als schon, von Löwenstein's Ungeduld getrieben, eine Sänfte vor Arno's Hause hielt, die schöne Verlassene abzuholen. Sie lag noch vom Schlummer umfangen, der erst spät mit leichten Fittigen die weinenden Augen deckte. Als sie erwachte, fand sie schon Alles zu ihrem Abgange bereit. So nahe hatte sie sich diese Trennung nicht gedacht; sie konnte nicht Abschied nehmen von ihrem Retter, die Sprache versagte ihr den Dienst und bitterlich weinend sank sie auf einen Stuhl, als sie das Haus verlassen sollte.

»Nehmt die Sache nicht schwerer, als sie ist, theuere Jungfrau,« sprach Arno, »Löwenstein ist mein Gönner und Freund, trotz seiner Schwächen voll edlen Sinnes; bedürft Ihr ja eines Schutzes, ich werde Euch stets zur Seite sein!« Ein leiser Händedruck bestätigte ihr die Wahrheit dieser Worte und sie stieg etwas erheitert in die Sänfte. Löwenstein empfing sie voll ritterlicher Galanterie und ehrfurchtvoller Zurückhaltung, was ihr einiges Vertrauen einflößte; auch sah sie Arno täglich,

da sein Dienst ihn zum General rief, wo er jedes Mal ein paar Augenblicke sie zu sprechen suchte, um zu hören, ob er keinen Wunsch zu erfüllen, keine Klage zu stillen hätte. Wenige Wochen nachher entschied die unglückliche Schlacht von Blindheim über Baierns Schicksal, und General Graf Löwenstein-Werthheim zog als Oberhaupt kaiserlicher Verwaltung nach Landshut.

In einer prächtigen Karosse, von vier Schimmeln gezogen, saß Verona, ihre alte Base, welche ihr beigegeben wurde, ihr zur Seite; neben dem Wagen ritt Arno mit zwölf seiner Leute, denn ihm hatte der General die Begleitung der Frauen übertragen. Das Gefühl der Dankbarkeit, welches Verona an Arno fesselte, das so gern unter fremdem Namen in Liebe sich verwandelt, hatte auch in ihrem Herzen den Keim durch das anhaltende Beisammensein der Reise schneller entwickelt und zu einer höheren Flamme umgestaltet. Auch seine Blicke hingen immer inniger an ihr; der erste Strahl der Heiterkeit, der sich seit dem Tode ihres Vaters über ihr Gesicht ergoß, als Arno, ihr zur Seite reitend, sie auf manche herrliche Aussicht in ein schönes Thal oder eine Landschaft aufmerksam machte, erhöhete ihre natürliche Schönheit so sehr, daß, so bezaubernd er auch die bleiche Leidengestalt

fand, er sich doch eingestehn mußte, sie sei jetzt einer aufblühenden Rose zu vergleichen.

Zu Landshut angelangt, erhielt Verona mehrere Zimmer in Löwenstein's Hause, jedoch war sie hier schon in den ersten Tagen genöthigt, einen strengen Ton gegen diesen anzunehmen, da er jene scheue Zurückhaltung, die er im Anfange gegen sie beobachtet, ablegen zu wollen schien. So sehr sie daher die Zukunft mit Sorge erfüllte, so beglückend goß die Gegenwart ihr Füllhorn mit allen Freuden, welche erwachende Liebe bietet, über sie aus. Arno wollte nur ruhigere Zeiten abwarten; sobald der Kriegssturm, der mit verheerendem Wittig über Baiern wehte, sich etwas gelegt, wollte er, dem Kriegsdienste entsagend, sie heimführen in sein geliebtes Oesterreich. So bauten sie Pläne einer schönen Zukunft in glücklichen Stunden, wo sie sich unbemerkt sehen konnten, als Arno, mit einem Trupp seiner Leute gegen die aufständischen Bauern ausgesandt, von diesen tödtlich getroffen sank. Vernichtet war nun all' ihr Hoffen, die Zukunft lag auf ein Mal wie eine zertrümmerte Welt vor ihren Blicken, und nur Schmerz und Jammer tauchten wie Flammen aus den chaotischen Trümmern empor.

In Baiern dauerten die Feindseligkeiten indessen fort, des Volkes Muth ward ungestümer, Keiner wollte bei Rettung des Vaterlandes zurückbleiben. Zu Kelheim ermunterte ein wohlhabender Metzger, Namens Kraus, seine Mitbürger, die Stadt von kaiserlicher Besatzung zu befreien. In einer Nacht wollten sie sich der Thore bemächtigen, die Kaiserlichen gefangen nehmen und dann die benachbarten Orte zur Nachahmung auffordern.

Plinganser hatte seine Freunde Dalmay und Meindel hingesandt, um den Ausgang des Unternehmens zu erfahren, und harrte sorgenvoll zu Pfarrkirchen auf deren Zurückkunft. Eben hörte er den Hufschlag der Pferde und wollte an das Fenster eilen, als Meindel und Dalmay bleich und verstört in das Zimmer stürzten. »Ihr bringt schlimme Botschaft!« sprach Plinganser erschrocken.

»O schändlich! gräßlich!« rief Meindel, indem er, das Gesicht mit beiden Händen bedeckend, sich auf einen Stuhl warf.

»Alles ging gut,« nahm Dalmay das Wort, »schon waren sie, Kraus als Anführer, Meister der Stadt und erwarteten nur noch Hülfe der nächsten Orte, um sich befestigen zu können; doch ehe diese kam, rückte schon der kaiserliche Oberst Truchses aus Ingolstadt

mit achthundert Soldaten gegen Kelheim. Zu denselben stießen bei vierhundert ansbachische Grenadenwerfer und eben so viel Schützen aus Baireuth. Die Stadt wurde mit Uebermacht erstürmt, Alles, was sich in den Gassen zeigte, niedergehauen, selbst Weiber und Kinder. An den Altären floß Blut. Drei Stunden lang währte Rauch, Mord und jede Ausschweifung des Blutdurstes. Kraus nebst anderen beherzten Männern wurde in Ketten nach Ingolstadt geschleppt; hier vernahm er sein Todesurtheil: geviertheilt und in allen vier Rentämtern stückweise aufgehangen zu werden. Die gefangenen Landleute und Bürger mußten um ihr Leben spielen; von Jenen traf das Todesloos den fünfzehnten Mann, von Diesen den Fünften. Alle wurden ihrer Habe verlustig gesprochen und die Tauglichen zum kaiserlichen Kriegsdienste fortgeschleppt. Das unmenschliche Urtheil ward sogleich vollzogen; Alle starben wie Baiern, mit Stolz und ohne Reue.«

»Schrecklich! gräßlich!« rief Plinganser, »wie nimmt das Volk diese That? Wird nicht Muthlosigkeit sich nun der Landesvertheidiger bemächtigen?«

»Sie sind erbitterter als jemals,« entgegnete Meindel, »der Galgen entehrt nicht mehr und das Leben hat seinen Werth verloren. Ein Wink von Dir, und

sie stehen bereit, den letzten Blutstropfen zur Befreiung des Vaterlandes herzugeben.«

»Nun, wohlan!« sprach Plinganser, »so wollen wir das große Werk beginnen. Vor Allem müssen wir uns der festen Städte und Brücken am Inn bemeistern, um eine Kriegsgrenze gegen Oesterreich zu gewinnen und die Verbindung zwischen Baiern und Wien abzuschneiden, dann erst ist es Zeit, was kaiserlich ist im Vaterlande, zu vertilgen. Hast Du mit Anna noch einmal gesprochen?«

»Sie ist fest entschlossen!« antwortete Meindel.

»Nun auf, nach Oetting, unserm Versammlungsorte!« rief Plinganser mit Begeisterung, »das Blut unserer gemordeten Brüder zu Kelheim ruft zum Himmel um Rache, der Baiern Volk schmachtet in schmählichen Banden, diese zu lösen mit Leben und Blut hoffe ich, so wahr mir Gott helfe! Auf! fort nach Oetting! Jeder Tag ist verloren, der nicht der Rettung des Vaterlandes geweiht ist. Alles für Baierns Erlösung! sei unser Losungswort.«

»Alles für Baierns Erlösung! riefen auch Meindel und Dalmay. Plinganser reichte ihnen die Hände und die drei Jünglinge schwuren, sich nimmer zu verlassen

in Noth und Tod, was auch das Schicksal über sie verhängen möchte.

Es war stürmisches Novemberwetter, der Wind peitschte den Schnee gegen die Fenster, welcher jedoch auf der Erde wieder zerfloß, denn es war mehr naßkalt als gefroren. Anna saß am Fenster ihres Klosetts, die Arbeit war ihr auf den Schooß gesunken und sie schien einen innerlichen Kampf zu bestehen, denn eine brennende Fiebergluth auf ihren Wangen wich oft plötzlich einer Todesblässe.

»Werden wir heute Mondlicht bekommen?« unterbrach sie endlich, zu Monika, ihrer alten Wärterin, gewendet, das Schweigen.

»Kann es Euch nicht sagen,« entgegnete die Alte, am warmen Ofen die Spindel drehend, »bekümmere mich gar wenig um den lieben Mond. Ja, als ich noch jung und verliebt war, da habe ich manches liebe Mal den Mond angeseufzt, aber jetzt lieg' ich immer schon im warmen Bette, wenn er kömmt; vor mir könnte er ganz verlöschen, wenn es anders dem lieben Herrgott gefiel, ihm das Lebenslicht auszublasen.

»Du kanntest auch die Liebe?« fragte Anna zerstreut.

»Ich?« rief die Alte lebhaft, »O, mehr wie ein

Mal lernte ich ihre Macht fühlen, aber Alles in Ehren, wie es sich von selbst versteht. Mein erster Liebhaber war ein Schneider, sein unruhiger Geist trieb ihn hinaus in die weite Welt; bei einer Reise in das gelobte Land ist er ertrunken. Ich grämte mich sehr, nur um mich zu zerstreuen, gab ich den Werbungen eines Bäckersohnes aus München Gehör. Doch dieser« —

»Ich weiß,« fiel Anna in die Rede, »Du hast mir das schon öfter erzählt.«

»Doch dieser,« fuhr Monika in ihrem Lieblingsthema fort, »ist mir ungetreu worden und hat eine Andere geheirathet; ich kränkte mich dergestalt, daß ich schwur, nie mehr den falschen schmeichlerischen Reden eines Mannes mein Ohr zu leihen.«

»Du hast es aber nicht gehalten!« pflegte sonst gewöhnlich Anna auf die vertrauliche Mittheilung zu erwiedern; dießmal aber wartete die alte Pflegerin, in der Erinnerung einer längst vergangenen Zeit schwelgend, vergebens darauf, denn Anna's Geist war mit ganz andern Gedanken beschäftigt, um auf das hundertmal Gehörte eine Erwiederung zu haben.

»I nun, man hat doch ein Herz, das gerade nicht von Stein ist!« sagte Monika, nach einer ziemlich langen Pause, sich selbst antwortend, »Emmeran, Klosterknecht bei den Franziskanern zu München, war

schön von Angesicht und christlichen Gemüthes, aber er war arm wie eine Kirchenmaus, wir hatten keine Aussicht, uns jemals heirathen zu können; in meiner Bedrängniß verlobte ich mich zur Mutter Gottes vom Herzogspital, als die sich meiner nicht erbarmte, zur Mutter Gottes in der Angerkirche, und als auch diese nicht half, wollte ich mich nach Alt-Otting verloben, da kam ich aber zur alten Frau von Wolframsdorf in den Dienst, und da Eure hochselige Frau Mutter gerade mit Euerm gestrengen Herrn Vater Braut war, so zog ich nach der Hochzeit mit ihnen hierher. Wäre ich aber nur nach Alt-Oetting.«

»War meine Mutter froh an ihrem Hochzeittage?« fragte Anna.

»Ach, das Gott erbarme!« entgegnete seufzend Monika, »die Hände hätte man in ihren Thränen waschen können. Man sprach so allerhand unter den Leuten, ein junger Mann, aus Passau gebürtig, soll ihr viel zu Gefallen gegangen sein; aus Gram über seine fehlgeschlagene Hoffnung, hieß es, sei er Augustiner Mönch geworden. Pater Franziskus soll ihn wohlgekannt haben, laßt Euch nur von diesem erzählen. Ei, wenn man den Wolf nennt, kommt er gerennt. Wenn ich nicht irre, so höre ich eben seine Stimme.«

Wirklich trat Pater Franziskus in das Klosett.

»Gelobt sei Gott und alle seine Heiligen, daß Ihr kommt!« rief Anna ihm entgegen, »eine unendliche Angst verzehrt mich beinahe.«

»Seid kein thöriges Kind!« entgegnete der Mönch, »habt Ihr schon vergessen, was ich Euch unlängst sagte?«

Er setzte sich zu ihr an das Fenster, sie sprachen lange leise mit einander; vergebens lauschte Monika mit zurückgehaltenem Athem, sie konnte nicht ein Wort verstehen. Nur als der Pater sich wieder entfernte, glaubte sie die Worte: »heute Nacht« und »betet für mich!« zu vernehmen.

Die Nacht hatte feucht und kalt längst ihren dunkeln Mantel über die Erde gebreitet; kein Stern erhellte den Himmel, an welchem finstere Wolken in dichten Massen hinzogen, gleich einem Heere, das einer Schlacht entgegen geht. Nur einzelne Fenster waren noch erleuchtet; auch Anna hatte noch Licht und sie trat eben wieder in ihr Klosett, das sie leise verlassen hatte, um an allen Thüren zu lauschen, ob Alles im Hause schon schlafe. Sie setzte sich an das Fenster, denn es hatte erst drei Viertel auf eilf Uhr geschlagen. Lange saß sie, das Haupt gedankenvoll in die Hand

gestützt, da schlug es halb zwölf und sie richtete sich in die Höhe. »Auf denn!« sprach sie leise zu sich selbst, »Gott und seine Heiligen werden mich beschützen! es ist ja für meine Liebe und für mein Vaterland.«

Mit leichtem Schritt verließ sie das Gemach, schlich über den Vorsaal der Treppe zu; ein Ausruf des Schreckens entfuhr ihren Lippen, denn sie fühlte sich plötzlich vom Rücken angefallen und festgehalten; es war Pluto, der Hund, welcher hier sein Lager hatte, und, erfreut über diesen späten Besuch, an ihr emporsprang. Sie streichelte das Thier, verwies es leise zur Ruhe und horchte, ob niemand durch ihren Ruf erwacht sei; da Alles still blieb, eilte sie rasch die Treppe hinab, schob die Riegel zurück und flog unaufgehalten durch mehre kleine Seitenstraßen dem Mauthpförtlein zu, das allein nicht von den Kaiserlichen gehütet wurde. Sie glaubte außen Geflüster zu hören; mit der äußersten Kraftanwendung schob sie die schweren Riegel desselben zurück und stürzte dann so schnell sie vermochte ihrem Hause zu.

Monika, welche das geheimnißvolle Gespräch mit Franziskus nicht vergessen konnte, war mit dem Gedanken an die Lösung dieses Räthsels eingeschlafen; Anna's unterdrückter Schrei weckte sie wieder, doch

glaubte sie geträumt zu haben. Ein Lichtschein fiel durch die Spalte der Thüre aus Anna's Gemach in ihre anstoßende Kammer, was konnte diese so spät noch wach erhalten? — Da meinte sie, die Angeln der Hausthür leise knarren zu hören. Neugierde kämpfte lange mit der Bequemlichkeitsliebe, im warmen Bette zu bleiben; die Erste siegte endlich und sie trat in Anna's Schlafzimmer. Als sie dieses leer fand, eilte sie hinab und fand die Hausthür offen.

»Heilige Mutter Gottes von Alt-Oetting steh mir bei!« rief sie, vor Schrecken außer sich, »das Fräulein ist fort bei Nacht und Nebel!«

»Um Gotteswillen, schweig', wenn Du mich nicht verderben willst!« tönte eine Stimme, denn Anna trat eben bleich und erschöpft in das Haus. Mit großen Augen starrte Monika die beinahe geisterhafte Erscheinung an und stammelte endlich: »Um aller Heiligen willen! ich kann nicht begreifen. —«

»Schweig!« herrschte Anna und zog sie schnell und leise mit sich über Gang und Treppe nach ihrer Kammer. Dort angelangt sprach Anna: »Wenn Du nur einen Funken Liebe für mich hast und ich nicht morgen mein Leben im nächsten Flusse enden soll, so schwöre mir bei dem Bilde der heiligen Jungfrau, nie

und gegen keinen Menschen mit einem Worte dieses Vorfalls zu erwähnen!«

»Gegen keinen Menschen? bedenkt doch, das Herz müßte mir ja zerplatzen!« klagte Monika weinerlich.

»Beim Andenken an meine Mutter, schwöre!« bat Anna.

»Nun ja, ich schwöre bei der Heiligen« —

Wildes Geschrei erfüllte die Luft; als hätte der Schoos der Erde sich geöffnet und wäre eine wilde Schar Krieger daraus gestiegen, so waren plötzlich die Straßen mit Männern angefüllt, die mit fürchterlichem Geschrei das Grauen vermehrten, in welchem die Dunkelheit der Nacht Alles umhüllte, daß nur eine schwarze Masse und blitzende Waffen zu erkennen waren.

Plinganser, an seiner Seite Meindel, war an der Spitze von achthundert Mann durch das Mauthpförtlein in die Stadt gedrungen; allein die Landesvertheidiger, zu sehr von Rache für Kelheim entglüht, konnten ihre Begierde, diese im Blute der Feinde zu löschen, so wenig mäßigen, daß ihr Wuthgeschrei früh genug zu den Ohren der Kaiserlichen drang, um sich sammeln und vereint ihnen entgegen rücken zu können. Die Besatzung, kaum zweihundert Mann stark, stand in geschloßenen Gliedern und trieb die Eingedrungenen zurück; über dreihundert derselben, schon in andern

Stadtvierteln, wurden vom Rückweg abgeschnitten und gefangen. Plinganser und Meindel mußten mit den Uebrigen sich zurückziehen, um mit anbrechendem Morgen mit erneuter Kraft die Stadt anzugreifen.

Anna lag indessen auf den Knieen vor dem Bilde der heiligen Jungfrau und flehte um Schutz für das Gelingen des Unternehmens. Der Hauptmann der kaiserlichen Besatzung entbot sogleich die edelsten Bürger der Stadt zusammen, um den Verräther zu ermitteln, welcher den Landesvertheidigern das Thor geöffnet hatte. Auch Prielmaier, nicht ahnend, daß seiner Tochter Hand diese That vollbracht, führte seine Pflicht auf das Rathhaus, wo Alles sich mit scheuen Blicken maß; denn Jedes suchte seine wahre Gesinnung vor dem Andern zu verbergen, da das Interesse der Reichern zu sehr gegen das der von Vaterlandsliebe entbrannten Bürger stritt. Erschöpft hatte Anna sich auf das Bette geworfen, ein leichter Schlummer hatte kurze Zeit ihre Augen geschlossen, als neuer Lärm sie vom Lager emporschreckte.

Plinganser war mit verstärkter Macht zurückgekehrt; ein mörderisches Treffen erfolgte in den Straßen. Mit erbitterter Wuth kämpften die Baiern, mit entschloßener Verzweiflung vertheidigten sich die Kaiserlichen; doch ihr Hauptmann sank tödtlich getroffen und

es blieb ihnen endlich keine Wahl, sie mußten sich den Siegern ergeben.

Die aufgehende Sonne beschien der Baiern ersten Sieg; das erste Lächeln seit langer Zeit schwebte über Plinganser's melancholische Züge; für ihn gab es nun wieder ein Glück, eine Hoffnung, die Hoffnung — sein geliebtes Vaterland zu retten! denn ohne Eisen verliert der Magnet seine Kraft und ohne Hoffnung das edelste Gemüth seine Stärke.

Der erste Sieg ist ein freudig erhebendes Gefühl für des Mannes Brust, der letzte der Krieger dünkt sich ein Held zu sein; so auch entflammte der Baiern Muth bei dem ersten Lächeln der Kriegsgöttin und mit Zuversicht und Vertrauen sahen sie nun einer schönern Zukunft entgegen.

Ein noch reicheres Füllhorn hatte das Glück über Albrecht Meindel ausgegossen. Die Geliebte hatte mit entschlossenem Muthe das Thor geöffnet, ihr verdankten sie das Gelingen ihres ersten Unternehmens. Von Plinganser zum Obersten ernannt, hatte er nun Aussicht, um ihre Hand werben zu dürfen; die erste Siegestrunkenheit zeigte ihm dieses Ziel in nächster Ferne. Doch nicht lange konnte er sein Glück genießen; denn Plinganser zog, nicht Rast sich gönnend, gegen Wasserburg, funfzehnhundert Mann Besatzung

zurücklassend; er selbst mußte mit sechstausend Mann nach Braunau am Inn; die Stadt wurde mit glühenden Kugeln beschossen, die kaiserliche Besatzung, neunhundert Mann stark, mußte nach vierzehntägiger Gegenwehr sich übergeben, und so zogen auch hier die Baiern, von Meindel angeführt, siegreich ein.

Von innerlicher Unruhe getrieben, schritt Walburga in ihrem Zimmer auf und nieder; die Kluft zwischen ihr und Wendt schien mit jedem Tage sich weiter auszudehnen, immer fremder werdend, hatte er schon seit drei Tagen jedes Gespräch mit ihr vermieden. Bernhardine war am Krankenbette einer Freundin, nur Michael spielte zu ihren Füßen; so hatte sie doch wenigstens den Trost, ihren Thränen freien Lauf lassen zu dürfen, ohne ihrem Stolze etwas zu vergeben. Tausend Vermuthungen folterten ihre Seele mit qualvollem Zweifel, als plötzlich die Thüre sich öffnete und Wendt in das Zimmer trat.

»Ich bringe Euch gute Botschaft, Fräulein!« fing er an, »denn Ihr werdet nun bald von einer lästigen Einquartierung befreit, indem ich übermorgen mit meinen Leuten aufbrechen werde, um gegen Braunau zu ziehen, da das Volk in gährender Aufrührung ist und ernstliche Maßregeln daher erforderlich werden.«

Erbleichend und sprachlos stand Walburga und hielt sich krampfhaft an einem Stuhle, eine Thräne perlte über ihre Wangen.

»Freilich,« warf Wendt bitter hinzu, »ziehe ich gegen Feinde, worunter sich manch theurer Jugendgefährte von Euch befinden mag, das muß Euer Herz allerdings in Unruhe versetzen.«

»Das ist zu viel!« sprach Walburga mit Stolz, »gehabt Euch wohl, Herr Oberst! — Ihr macht das Scheiden leicht!« Sie wandte sich ab, damit er ihre Thränen nicht sehen sollte.

»So lebt denn wohl!« sagte auch Wendt und ging; an der Thüre blieb er jedoch stehen und schien auf etwas zu warten. »Und keinen Blick habt Ihr mehr für mich?« unterbrach er nach einer langen Pause das Schweigen.

»Bleib' nur da!« sagte der kleine Michael, »die Base macht es immer so; bist Du da, zankt sie, und gehst Du fort, so weint sie um Dich.«

»Darf ich glauben, was Michael sagt?« fragte Wendt.

»Glaubt,« entgegnete Walburga, »daß ich niemals geneigt bin, Beleidigungen zu dulden.«

»Vergebt! ich wollte Euch nicht beleidigen!« sagte Wendt, die Geliebte an die Brust ziehend, »ein feind-

licher Dämon ſucht unſere Herzen zu trennen, und dieſer Dämon heißt Bernhardine!« ſetzte er leiſe hinzu.

»Und dennoch,« gab ſie mit ſanftem Vorwürfe zurück, »ſeid Ihr immer ſchwach genug, ihren Mährchen Euer Ohr zu leihen.

Beide voll Stolz und gewöhnt, jede Aufregung hinter Kälte zu verbergen, gaben Bernhardinen leichtes Spiel, ſie durch ihre liſtigen Ränke zu trennen. Doch diesmal riß der Gedanke an das nahe Scheiden Beide über die ſchroffe Klippe, welche Mißtrauen, Eiferſucht und gemeſſene Kälte zwiſchen ihnen aufgethürmt hatten, hinweg, und ſie fanden ſich wieder in dem Eden glühender Liebe, von beſeligenden Gefühlen über alles Irdiſche empor getragen.

»Und übermorgen ſollſt Du fort!« klagte endlich Walburga, von dieſem Gedanken aus ſüßen Träumen erweckt.

»Bei Gott, nicht ohne Dich!« rief Wendt, die Geliebte umſchlingend, »der Krieg kennt kein Gebot, morgen noch werden wir getraut und dann zieht mein ſtarkes Weib mit mir, die bitteren Stunden, welche das Kriegsleben oft mit ſich führt, durch ihre Nähe zu verſüßen. Oder bebſt Du vor dem Gedanken, die ruhige Heimath mit dem wilden Leben im Felde zu vertauſchen?«

»Meinst Du, ich könnte ruhig sein, wüßte ich Dich in drohender Ferne, wo die Angst, von Phantasie beflügelt, sich grauenhafte Schreckenbilder malt, welche die Wirklichkeit weit hinter sich zurück lassen?« fragte Walburga.

»Nun denn!« sprach Wendt, »so soll morgen ein beseligendes Ja! Dein Schicksal unauflöslich an das meine knüpfen.«

Die graue Dämmerung senkte sich den andern Tag mit dunklem Fittig leise hinab, doch in Walburga's Zimmer brannten festliche Lichter, die ihren Glanz auf die bleiche Braut warfen, welche unter den Händen der sie schmückenden Zofe mit starkem Geiste das körperliche Weh zu bekämpfen strebte, das sie vor wenigen Stunden befallen hatte.

Wendt trieb zur Eile an und ließ ihr durch seinen Diener sagen, daß er mit seinen Officieren, welche ihn als Zeugen begleiten sollten, bereit sei. — Auch Walburga wünschte die Ceremonie beendet, da ein schmerzhaftes Leiden ihre Brust immer heftiger zusammenpreßte; doch Bernhardine hatte so lange gezögert, sich anzukleiden, daß fast eine halbe Stunde über die festgesetzte Zeit verstrich und sie noch immer nicht erschien.

Im Gespräche mit seinen Freunden, schritt Wendt

im Zimmer auf und nieder, zuweilen einen Blick auf die große Wanduhr werfend, der ſeine innere Ungeduld verrieth, als endlich Walburga's Zofe meldete, daß Alles bereit ſei. Wendt eilte mit ſeinen Officieren hinab, um in die wartenden Karoſſen zu ſteigen; ſchon wollte er das Zeichen zum Abfahren geben, als Walburga, im Begriff, ebenfalls in ihrem Wagen Platz zu nehmen, leblos zu Boden ſank.

Der Hülferuf Bernhardinens hatte Wendt herbeigelockt; mit ſtarkem Arm trug er die Braut hinauf, das neidiſche Geſchick verwünſchend, das ſo tückiſch ihn von der Schwelle ſeines Glückes trieb. Nur mit Mühe gelang es dem herbeigeholten Arzte, Walburga in's Leben zurückzurufen; kopfſchüttelnd befühlte er den Puls, der ein heftiges Fieber ankündigte, das auch mit aller Gewalt und Stärke mit dem zurückkehrenden Leben ausbrach.

Eine ſorgenvolle Nacht verſtrich, der Morgen brach an und mit ihm die Stunde des Scheidens. Pflicht und Ehre riefen Wendt an die Spitze ſeiner Leute, gegen den Feind; ſein Herz, ſeine Seele blieben hier am Krankenbette der geliebten Braut.

Als er den letzten Kuß auf ihre brennenden Lippen gedrückt, ſah man ihn, hoch zu Pferde ſitzend, die Straßen hinunterſprengen, noch einen Blick warf

er hinauf nach dem geliebten Fenster, doch sobald er den Degen gezogen und das Commandowort auf seinen Lippen schwebte, schien jede Regung in des Herzens Tiefen zurückgedrängt und Pflicht und Ehre allein die herrschenden Gefühle zu sein.

Nachdem Meindel die Stadt Braunau zur Uebergabe gezwungen, bezog Plinganser in der Nähe derselben ein Lager, die Waldungen rings umher verhauend, und erwartete so den Angriff des Feindes. Allein Oberst Wendt, der indessen mit seinen Leuten angelangt war, erkannte die Vortrefflichkeit der Stellung Plinganser's zu sehr, um einen Angriff zu wagen. Ruhig in Schärding gelagert, wollte er erst die ganze Stärke des Feindes und die am schwächsten besetzten Punkte auskundschaften, ehe etwas Entscheidendes unternommen werden sollte, als ein unerwartetes Ereigniß seine Hoffnung von neuem beseelte. Zwei Soldaten hatten nämlich einen Bürger der Landesvertheidiger gefangen genommen, da er Nachts durch das Dickicht des Waldes schleichen wollte, und ihn vor Wendt gebracht. Es war ein alter Mann mit silberweißen Haaren, jedoch das Blau seiner Augen glänzte mit jugendlichem Feuer unter einer erhabenen,

Ehrfurcht gebietenden Stirn hervor; er hatte Waffen getragen, und nur der Uebermacht war es gelungen, den besonnen Fechtenden zum Gefangenen zu machen.

»Rebell! Du wagst es, Waffen gegen Deinen Fürsten und Herrn zu tragen?« fuhr Wendt den Greis an, als er vor ihn gebracht wurde.

»Da sei Gott für!« entgegnete ruhig der Bürger, »daß ich jemals die Hand gegen meinen gnädigsten Kurfürsten erheben möchte.«

»Der Kaiser ist nun Euer Herr!« sprach Wendt »Du bist mit bewaffneter Hand ergriffen worden; weißt Du, was Dein Schicksal ist?«

»Meine Tage hat Gott gezählt!« erwiederte der Greis, »was über mich verhängt ist, werde ich mit des Allmächtigen Gnade dulden.«

Die Ruhe des Mannes brachte Wendt einen Augenblick außer Fassung, er fühlte sich nicht stark genug, das Todesurtheil auszusprechen; um sich zu sammeln ging er schweigend auf und nieder.

»Dein Name?« fragte er nach einer langen Pause.

Johannes Plinganser! war die Antwort.

Ueberrascht blieb der Oberst stehen und starrte forschend die Züge des Mannes an.

»Bist Du der Vater jenes Anführers der Rebellen?« fragte er weiter.

»Ja, Herr! das Zutrauen seiner Mitschüler auf der Hochschule zu Ingolstadt, wo der erste Gedanke zur Rettung des Vaterlandes in meinem Sohne erwachte, hat ihn an die Spitze gestellt; bald fanden sich auch Bürger dazu, das Unternehmen verbreitete sich durch das ganze Land, mein Sohn ist der Führer der Landesvertheidiger geblieben!« entgegnete der Greis.

In tiefes Sinnen versunken stand Wendt eine geraume Zeit, doch wie von einem plötzlichen Gedanken erheitert, entließ er Plinganser's Vater mit einem freundlichen Kopfnicken und befahl, denselben gut zu verpflegen und in anständiger Haft zu halten.

Das sorgenvolle Haupt in die Hand gestützt, saß Georg vor seinem Zelte, als ihm gemeldet wurde: eine Jungfrau verlange ihn zu sprechen. Verwundert stand er auf, um ihr entgegen zu gehen, doch schon im nächsten Augenblicke lag sie zu seinen Füßen und streckte die Hände wie bittend zu ihm empor.

»Was kann ich für Euch thun?« fragte Plinganser, die schöne Bittende aufhebend.

»O viel, sehr viel!« sagte das Mädchen, »mein Vater starb in der Schlacht bei Donauwörth; ich fiel Löwenstein-Werthheim in die Hände, der mich ge-

fangen hielt. Vor zwölf Tagen bin ich ihm entflohen, doch nun verfolgen seine Leute mich allenthalben; heute Nacht habe ich, in keiner Hütte mich mehr sicher haltend, im Walde zugebracht. Erbarmt Euch meiner! schützt mich und bringt mich in ein Kloster; auf der großen, weiten Welt habe ich niemand mehr, dem ich angehöre, und keine Hoffnung als das Grab.«

»Armes Mädchen!« sagte Georg gerührt, »Eure Bitte soll erfüllt werden, so weit es in meiner Macht steht; ich erwarte stündlich meinen Vater, seiner Obhut werde ich Euch übergeben, sobald er ankömmt; und erreichen wir mit Gottes Hülfe München, soll Euch auch eine Freistatt bei den Elisabethinerinnen werden.«

»Ach, umschlössen mich doch schon die heiligen Mauern, oder noch besser die kühle Gruft!« klagte Verona, »denn das Leben ist mir eine drückende Bürde und die Welt liegt für mich in Nacht verhüllt, wo nur ein eisiger Nord mich anhaucht.«

Plinganser ließ ihr ein Zelt bei den Frauen seiner Offiziere anweisen und ging hinaus auf eine Anhöhe, unruhig nach dem Vater spähend. Schon senkte der Abend sich herab und deckte mit dunklem Fittig Freund wie Feind, als endlich der Erwartete aus den Schatten des Waldes trat.

»Ich bringe Botschaft aus dem kaiserlichen Lager,« nahm nach einer innigen Umarmung der Vater das Wort. — »Auf meinem Wege hierher, von zwei Soldaten überfallen, wurde ich zu dem obersten Befehlshaber gebracht.« —

»Wie, zu Wendt?« rief Georg erstaunt.

»Zu Wendt!« fuhr der Vater fort, »Ich hatte mein Leben verwirkt, denn Löwenstein's Befehl erkennt Jeden des Todes schuldig, der mit bewaffneter Hand ergriffen wird. Doch Oberst Wendt schenkte mir die Freiheit unter der Bedingung, Dich zur Unterwerfung zu überreden. Aus Schwaben, Franken und von Italien ziehen Kriegsvölker herbei zur Unterjochung Baierns; nicht Sieg, nur doppeltes Elend und Schmach würden die Landesvertheidiger über das Land bringen durch hartnäckigen Widerstand, der doch nur von kurzer Dauer sein würde; da hingegen ein freiwilliges Niederlegen der Waffen des Kaisers Gnade nach sich ziehen und das Loos der Baiern mildern würde. So lautet mein Auftrag, schloß der Greis.«

»O über den süßen Honigseim!« lachte Georg bitter, »das Beispiel hat es uns ja schon gelehrt, wie viel kaiserliche Huld und Gnade, Unterwerfung eingebracht! Wendt's Herzen that es am Ende leid, uns verderben zu müssen, und sein guter Rath kömmt

nur, um sich den Schmerz zu ersparen, das arme Volk wie zu Kelheim unter dem Schwerte des Henkers verbluten lassen zu müssen!«

»Du verkennst ihn vielleicht,« sagte der Vater, »mein Leben lag in seiner Hand.«

»Ich ihn verkennen?« rief Georg. Ein Meer von Gefühlen wogte in seiner Brust; lange ging er schweigend mit verschränkten Armen auf und nieder.

»Ihr möget recht haben, Vater!« begann er endlich, »gewöhnt, einen zweifachen Feind in Wendt zu sehen, kann mein Urtheil in seiner Persönlichkeit etwas zu hart sein. Ich hatte mir geschworen, im ersten Treffen sein Herz zum Ziel meines Schwertes zu suchen; er hat Euch das Leben geschenkt, ich will fortan nur den Feind des Vaterlandes in ihm sehen.«

»Und Dein Entschluß?« fragte der Vater.

»Steht fest wie der Wille des Volkes!« entgegnete Georg, »lieber baierisch sterben, wie kaiserlich verderben! ist das allgemeine Losungwort. Ohne große Hoffnung zum Siege bietet das Volk seine letzte Kraft auf, um wenigstens rühmlichst zu sterben; denn der Baier kann freudig seine Treue mit dem Tode besiegeln, aber nimmer sie überleben.«

»Erfolgt keine Antwort,« berichtete der Greis weiter, »so wird Wendt morgen uns angreifen.«

»Er soll uns gerüstet finden!« rief Georg mit Feuer, »Eurer Obhut, Vater! werde ich morgen die Frauen übergeben; besonders empfehle ich Euch eine Unglückliche, die schutzlos, von aller Welt verlassen, sich zu mir geflüchtet hat, um den Verfolgungen Löwensteins zu entgehen.«

Er führte seinen Vater zu Verona, die in ihrem Zelte im Gebete auf den Knieen lag. Mit freundlicher Wehmuth empfing sie ihren Beschützer und der biedere Greis sprach ihr Muth und Vertrauen ein, da des himmlischen Vaters Hand Alles zum Besten lenke, so dunkel auch manchmal der Weg scheinen möchte.

Georg aber trat hinaus in die finstere Decembernacht, die kein Stern erhellte. Schweigend gingen die Wachen auf und nieder; Mancher lag schlafend in seinem Zelte und träumte süß von der Heimath goldnem Frieden, den morgen vielleicht eine tödtende Kugel treffen sollte.

»Wenn auch das Glück uns günstig ist,« dachte Georg, »der Tod wird morgen hier sein Aerntefest feiern, manche Gattin zur Witwe, Kinder zu Waisen machend; die liebende Braut wird vergebens auf den Geliebten harren. »Armes Herz!« sagte er seufzend, »will deine Wunde denn nimmer heilen, da sie, von jeder Erinnerung berührt, zu bluten anfängt?«

Die Hand auf die Brust gelegt, wandelte er durch die Straßen des Lagers und kehrte erst spät in sein Zelt zurück.

Noch lag die Gegend in düstern Morgennebel gehüllt, als schon einzelne Schüsse der auf einander stoßenden äußersten Wachtposten das Signal zum Angriff gaben; fechtend zogen sich diese zurück, während Plinganser das Lager abbrechen und seine Truppen sich ordnen ließ. Als der Nebel gegen Mittag sich zertheilte, standen beide Heere einander gegenüber. Plinganser hatte seine Truppen in mehre Vierecke aufgestellt, zwischen dieselben Reiterei eingelegt. Meindel befehligte am linken, er selbst am rechten Flügel. Zwei Schaaren Fußvolk und eine Schaar Reiterei standen im zweiten Treffen, dem vordern zur Stütze. Ein blutiges langes Ringen erfolgte; Plinganser trieb den kaiserlichen Feldherrn zurück und von dem Lächeln des Glücks ermuthigt, warfen die Baiern mit vereinter Kraft sich auf den Feind. Der linke Flügel der Kaiserlichen gerieth in Unordnung; nun ließ Plinganser die im Hintertreffen stehende Reiterei sich auf denselben werfen und im kurzen war die Niederlage der Oesterreicher allgemein. Die nachdringenden Baiern

waren bald auch im Besitz von Schärding, welche Stadt mit reichen Kriegsvorräthen und einer Menge kleinen und groben Geschützes in ihre Hände fiel. Zwischen dem Inn und der Isar konnte nun keine Stadt länger widerstehen, der Weg lag offen nach München.

Ein heißes Dankgebet für den verliehenen Sieg stieg von den Lippen der Landesvertheidiger zum Himmel empor. Nach gehaltenem Gottesdienste mußten die gefangenen Oesterreicher schwören, nie mehr gegen den Kurfürsten von Baiern, noch dessen Volk, noch gegen die Krone Frankreichs zu dienen, worauf sie Plinganser nach Oesterreich entließ.

Den ersten freien Augenblick benutzend, flog Meindel nach Burghausen. Als Oberst der Landesvertheidiger glaubte er, nach errungenen Siegen, um Anna's Hand werben zu dürfen; Prielmair, der, in des Ausschusses Hand, dem Kurfürsten Treue geschworen hatte, empfing ihn mit falscher Freundlichkeit, denn er ahnete nun einen Zusammenhang vieler Handlungen und Reden seiner Tochter, die ihm bisher dunkel oder unbeachtet geblieben; jedoch, obwohl im Herzen eine Gemeinschaft mit siegerischen Bauern und Bürgern ver-

abscheuend, war er doch zu klug, um seine wahre Gesinnung zu zeigen und Albrecht nicht mit halb zugestandenen Hoffnungen hinzuhalten. Auf den Ausgang des Krieges vertröstet, schwelgte das liebende Paar in den Gedanken der Zukunft; durften sie ja jetzt schon ungehindert sich sehen, und schien ihnen doch dieser Umstand ein Bote einer goldenen Zukunft zu sein.

Prielmaier aber nahm insgeheim Monika vor, diese gestand, was sie wußte, und sein Verdacht stieg zur riesenhaften Gewißheit empor.

Plinganser zog gegen Passau, Meindel aber, von seiner Liebe gefesselt, erbat sich von ihm, den Abgeordneten der Landesvertheidiger beigesellt zu werden, welche mit den Bevollmächtigten der kaiserlichen Verwaltung eine Zusammenkunft zu Anzing halten sollten, da er hierdurch mit Anna's Vater sich mehr zu befreunden hoffte.

Graf Löwenstein-Werthheim zitterte nämlich vor den Siegen der Aufständischen; Zeit gewonnen schien ihm Alles gewonnen, daher er Unterhandlungen vorschlug. Den stolzen Prunk der Großen erwiedernd, kamen die Abgeordneten, jeder in einer prächtigen Ka-

rosse, mit sechs Pferden bespannt, eine Ehrenwache von dreitausend bewaffneten Streitern mit sich führend.

Die kaiserlichen Bevollmächtigten forderten, daß sich die Aufständischen mit Niederlegung der Waffen unbedingt der Gnade des Reichsoberhauptes hingeben sollten, da von Italien und dem Rheine her schon Heere in Bewegung seien; Sieg gegen Uebermacht wäre nicht zu erwarten, sondern nur unabsehbares Elend.

Die Boten der Landesvertheidiger entgegneten: Niemand sollte an des Volkes Rückschritt denken, Jeder sei zum Aeußersten bereit und wünsche sich lieber schnellen Tod als länger gemartert zu werden. Des Volkes Begehren aber sei: Räumung des Vaterlandes von den Kaiserlichen, Uebergabe der Festungen und Zurückstellung des weggeführten Geschützes. — Die Staatsführung solle dem Kurprinzen und den Ständen überantwortet sein, bis zur Wiederkunft des rechtmäßigen Landesherrn oder seiner Gemahlin, und zum Unterpfande alles dessen die Kette der tyrolischen Grenzvesten an Baiern übergeben werden.

Die Verschiedenheit der gegenseitigen Forderungen gestattete kein Annähern; inzwischen wünschten die Kaiserlichen einen Waffenstillstand von neun Tagen. Was auch Meindel dagegen einwenden mochte, von Priel-

maier und Wiedmann überstimmt, wurde ihnen derselbe zugestanden.

Sobald Albrecht von Anna und ihrem Vater Abschied genommen, eilte er, Plinganser das Resultat der Zusammenkunft zu berichten.

Georg saß eben und schrieb an den Kurfürst Maximilian Emanuel, welcher damals in Paris sich befand, als Meindel eintrat.

»Was habt Ihr ausgerichtet?« fragte er, die Feder hinwerfend.

Albrecht erzählte mit möglichster Schonung für Prielmaier den Verlauf der Unterhandlung.

»Wie?« rief Georg, von Zorn entbrannt, »diese gleißnerischen Menschen, welche dem Ausschusse der Landesvertheidiger Treue in die Hand geschworen, können sich so sehr vergessen, ihre wahre Gesinnung unter solch dünnem Schleier zur Schau zu tragen? Eine Frist von neun Tagen genügt den Feinden, Kriegsvolk aus der Ferne herbeizuziehen und alle Versuche zu vereiteln, während die Baiern in derselben Zeit zu allen Unternehmungen gelähmt blieben? Nimmermehr! Bei einem Volke, welches Fesseln brechen will, muß den Mangel schulgerechter Kriegsübung die Flamme der Begeisterung ersetzen, diese nicht im trägen Hinzaudern verlodern.«

Meindel seufzte, denn er sah am Himmel seiner Liebe ein drohendes Gewitter sich aufthürmen, das die Saat aller seiner Hoffnungen zu vernichten drohte.

Plinganser aber ließ noch an demselben Tage die Oesterreicher bei Neu-Oetting angreifen, sie schlagen und ihnen die Stadt entreißen.

Walburga war wieder zum ersten Mal in der Kirche zu unserer lieben Frau gewesen, der heiligen Gnadenmutter für ihre Genesung dankend, als eine Menge Neugieriger über den Markt dem Thale zuströmten. Sie kommen! geschlagen flüchten sie sich wieder nach der Hauptstadt! — hörte sie einzelne Stimmen im Vorübergehen. Ihr Herz pochte hörbar, denn eine Ahnung sagte ihr, daß Wendt mit seinen Truppen hierunter verstanden sein müsse. Mit getheilten, streitenden Gefühlen zwischen Liebe und Vaterland eilte sie nach Hause, nicht einig mit sich, was sie wünschen, was sie hoffen sollte. Da tönte der Schall ferner Trommeln an ihr Ohr; mit bebender Hand riß sie das Fenster auf und schaute erwartungvoll über die bunt wogende Menge der Straße zu, woher sie kommen mußten.

An der Spitze seiner Truppen, den Zügel des Pferdes und den Degen in der Linken haltend, ritt Wendt, die verwundete Rechte mit einer Binde umschlungen. Dieser Anblick ließ das Vaterland in des Herzens Tiefen sinken, und die Liebe, Königin im Reiche desselben, nahm sogleich von ihrem ungetheilten Throne Besitz. Mit unendlicher Freude flog sie ihm entgegen, und er umschlang mit dem linken Arme die liebende Braut und preßte sie an das freudig klopfende Herz. Der kleine Michael drängte, mit dem Schwerte des Oberstun spielend, sich zwischen sie, da auch er, an den Freuden der Base Walburga mit kindlicher Anhänglichkeit Theil nehmend, seinen Bewillkommnungkuß an den Mann bringen wollte. Nur Bernhardine maß die Gruppe der Glücklichen mit scheuen Blicken und meinte, auf eine Aeußerung Wendt's, mit der Trauung habe es nun keine Eile und es sei schicklicher, die Hochzeit mit Prunk und ihrem Stande gemäß auszurichten. — —

Minganser, nun Herr der ganzen Straße von Passau nach München, dachte darauf, durch einen entscheidenden Schlag die Hauptstadt in seine Gewalt zu bekommen, um so die Kaiserlichen gänzlich zu vernichten. Geheime Boten gingen nach München, das Nöthige zu verabreden, denn er dachte am Christtage mit

seiner ganzen Macht daselbst einzutreffen, wo mit dem ersten Donner des Geschützes alle Jünglinge von den Schulen, bei sechshundert an der Zahl, bewaffnet auf dem Anger sich versammelt, die Bürger vor dem Augustinerkloster und die Hofbedienten vor dem Schlosse stehen sollten, zur Unterstützung des Angriffes.

Die kaiserliche Besatzung unter Wendt's Befehl, obgleich fünftausend Mann stark, wäre unfehlbar ein Opfer dieses wohlberechneten Planes geworden, wenn sie Verrätherei nicht gerettet hätte. Dem Pfleger Etlinger aus Starenberg nämlich, der sich nur gezwungen mit den Landesvertheidigern vereinigt hatte, war es gelungen, zu entkommen; er verrieth an Graf Löwenstein-Werthheim das Geheimniß der Anschläge. Sogleich ward die Bürgerschaft zu München noch einmal entwaffnet, in den entscheidenden Stunden das Verlassen der Häuser verboten, jede Straße bewacht; und dennoch wäre der Sieg noch möglich gewesen, allein fünftausend Landesvertheidiger, ungeduldig, die Hauptstadt zu befreien und die jungen Fürsten von Baiern aus der Gewalt des Unterdrückers zu erlösen, eilten, ohne den Zuzug der übrigen zu erwarten, unter der Anführung des Hauptmannes Gauthier voraus. Nur fünfhundert trugen Schießgewehre, die Anderen Stangen, Keulen, Messer und Sensen; wo sie durchzogen,

schloß sich das Volk an, es strömte aus Ebenen und Gebirgen herbei. Bei Scheftlarn, vier Stunden von der Hauptstadt, ordnete Gauthier die lärmende, ungeduldige Menge und brach dann den Abend vor der Christnacht gegen München auf.

Die verhängnißvolle Stunde kam, es schlugen tausend bange Herzen. Eine Stunde nach Mitternacht verkündigte der Donner der Feldstücke die Ankunft der Landesvertheidiger; in dichter Finsterniß erhob sich das Gefecht an der Isarbrücke; die Gegenwehr der Kaiserlichen wurde überwunden, der Thurm an der Brücke erobert. Nur Wendt's besonnener Tapferkeit gelang es, sich zu halten; aber schon fingen seine Leute zu wanken an, als mit anbrechendem Morgen Feldherr Kriechbaum auf der Straße von Anzing erschien; — während sein Fußvolk den Isarthurm beschoß, durchschwammen seine Reiter den Fluß. Als die Landesvertheidiger, gegen Wendt's Scharen fechtend, sich im Rücken angegriffen und von den Münchenern verlassen sahen, geriethen sie in Furcht; sie flohen, großen Verlust leidend und vom Feinde verfolgt, der Straße nach Sendling zu. Auf der Anhöhe von Sendling stellten sie sich noch einmal auf; der Kirchhof war ihre Veste, die Mauer ihre Brustwehr; Andere fochten hinter Hecken und Hütten versteckt. Der Feind, an Zahl und

Kriegskunst überlegen, umzingelte das Dorf und drang ein. Gauthier widerstand mit der größten Tapferkeit, bis er getroffen zu Boden sank; fallend noch ermunterte er die Brüder, zu fechten bis zum letzten Blutstropfen. Ihres Führers beraubt, flohen einige in wilder Verwirrung, die Anderen setzten den ungleichen Kampf mit Verzweiflung fort, den Tod für Baiern und sein Fürstenhaus rühmlicher achtend als das Leben unter fremder Gewaltherrschaft. Sie sanken fechtend, Mann an Mann, wie Heldenbrüder fallen sollen.

Schon war indessen der Vortrab von Ylinganser's großer Hauptmacht bis Anzing herangerückt, als Flüchtlinge und Verwundete demselben dieses Tages Unglück verkündeten. Solche Botschaft erfüllte die ländlichen Scharen mit Furcht, daß sie fast gänzlich auseinander gingen.

Weit umher lagen die Felder mit Todten und Verwundeten bedeckt; sechshundert Verstümmelte wurden von den Siegern sogleich in die Stadt gebracht, den Bürgern von München zum abschreckenden Beispiele. In winterlicher Kälte und Nässe hingeworfen, ächzten die Blutenden elend auf den Straßen, ohne Verband und Erquickung.

Wendt ritt, Befehle ertheilend, durch die Stadt. Ein Weib stürzte aus ihrem Hause, mit verzweifelnder

Angst in den Blicken, und hielt seines Pferdes Zügel an. »Wenn meine Liebe nicht in tödlichen Haß sich verwandeln soll, so erbarmt Euch dieser Unglücklichen!« rief sie, sich an das Pferd klammernd.

»Wie, Walburga! Ihr in des Krieges blutigem Schauspiel?« sagte Wendt erstaunt, »Ich bitte, entfernt Euch! Das Weib gehört nicht unter die Menge, wenn die Furie des Krieges die blutige Fackel schwingt!«

»Nicht eher, bis Ihr gewährt habt!« bat Walburga in höchster Angst.

»Ich werde thun, was Menschlichkeit gebietet!« sagte Wendt und gab sogleich Befehl, die Verwundeten in die Krankenhäuser zu schaffen. — Mit einem dankbaren Blicke eilte Walburga in das Haus zurück.

Diese Niederlage beugte keineswegs den Muth der Landesvertheidiger ganz, die Häupter derselben traten sogleich in Braunau zusammen; noch einmal wurde in öffentlicher Kundmachung der Aufstand des baierischen Volkes gerechtfertigt, daß dieser Kampf für die Rechte des Fürstenhauses und des Landes Baiern nicht als Empörung gegen des Reiches Oberhaupt anzusehen sei. Auch strömten zu Tausenden wieder die Männer

von Ebenen und Bergen heran, unter den vaterländischen Fahnen zu streiten.

Inzwischen die Landesvertheidiger zur Einnahme und Besetzung Landau's und Dingolfings Anstalten trafen, verloren sie Vilshofen. Das Landvolk scharte sich Augenblicks zusammen, den Oesterreichern die Stadt wieder zu entreißen; aber von München eilte Oberfeldwachtmeister Kriechbaum mit einigen tausend Soldaten denen in Vilshofen zum Beistand. Meindel brach sogleich mit einigen tausend Mann dahin auf; allein Kriechbaum war schon bis Vilshofen vorgedrungen und, einverstanden mit der Besatzung daselbst, bereit, die Landesvertheidiger anzugreifen. Meindel führte vier Stücke mit sich und nahm vortheilhafte Stellung auf einer Anhöhe bei Aitenbach, im Rücken Waldung, auf der Stirnseite den Bach. Ihrer siebentausend standen da, in begeisterter Begierde zum Gefecht entbrannt; der Kampf begann, in festgeschlossenen Reihen setzten die Kaiserlichen über den Bach und stürmten den Hügel hinauf, allein Meindel empfing sie wie eine eherne Mauer; drei Mal wiederholten die Oesterreicher den stürmischen Angriff und drei Mal wurden sie von Meindel zurückgeschlagen. Doch endlich siegte Uebermacht; die Landesvertheidiger, zu schwach, länger zu widerstehen, mußten weichen. Die Kaiser-

lichen erſtiegen die Höhen, brachen den letzten Widerſtand und vollendeten ihren letzten Sieg durch Niedermetzelung der Flüchtlinge; bis Sonnenuntergang ward gemordet, ſchrecklicher als bei Sendling, Gnade weder verlangt, noch gewährt; die Leichname der Todten bedeckten bei Aitenbach das Mordfeld eine Stunde Weges weit.

Auch dieſe Niederlage war nicht vermögend, den Muth der Landesvertheidiger zu beugen, und ſie forderten, erbitterter als jemals, den Untergang der Oeſterreicher. Nicht die wurden beklagt, welche auf den Gefilden von Sendling und Aitenbach in ruhmwürdiger Treue für Fürſt und Vaterland gefallen waren, ſondern die, welche ſie überleben mußten. Alle dem Schwert Entronnene ſammelten ſich zu neuen Kämpfen; friſche Schlachthaufen zogen herbei, fröhlich wie zum Feſtſpiel; denn Alles ſtand entſchloſſen, dem Feinde eine große Wüſte voll Gräber zu hinterlaſſen, aber nicht den Ruhm, jemals der Baiern Treue wankend gemacht zu haben. Als aber von allen Seiten gleichzeitig kaiſerliche, würtembergiſche, pfälziſche, fränkiſche und wolfenbüttel'ſche Kriegsvölker in Baiern einrückten, als nun die Landesvertheidiger überall bedrängt und übermannt, Stadt um Stadt fallen ſahen, da mußte ſelbſt Plinganſer's Heldenherz dem letzten Schimmer

von Hoffnung entsagen. Noch stand Meindel verschanzt im Walde bei Wasserburg, der Letzte auf dem Felde des Unglücks und der Ehre. Da er ringsum Alles gewichen und verloren sah, da selbst Georg das Schwert brach, mit welchem er sein Volk nicht hatte retten können, entließ er seine Getreuen schmerzvoll, um mit seinem Freunde das unglückliche Vaterland bis auf bessere Zeiten zu fliehen.

Ein trüber Geist hatte sich seit der Schlacht von Sendling Walburga's bemächtigt; lebhaft standen die schauderhaften Bilder von jenem unglücklichen Tage vor ihrem innern Auge und es schien ihr ein Vergehen, über die blutigen Trümmer einem Feinde des Vaterlandes die Hand zu reichen. Doch Wendt's Ueberredungskunst war es gelungen, diese trübe Stimmung so weit zu bannen, daß der Hochzeittag auf den zwanzigsten Februar festgesetzt wurde. Er hatte die Bitte um Zurückberufung nach Wien bei seinem Kaiser eingereicht, da er hoffte, die lärmenden Freuden der Kaiserstadt würden am ersten vermögend sein, jene traurige Erinnerung aus dem Gedächtnisse seiner Braut zu verwischen.

Walburga ward zu einem Feste bei den Elisabethinerinnen geladen, deren Aebtissin eine ferne Verwandte

von ihr war, da eine junge Novize eingekleidet werden sollte.

Schon war es spät am Nachmittage und Walburga kehrte noch immer nicht zurück. Bernhardine scherzte über das Ausbleiben der Geliebten; doch Wendt, von mancherlei ernsten Gedanken der Zukunft erfüllt, warf sich in einen Stuhl, das Haupt sinnend in die Hand gestützt, und achtete wenig auf ihre Neckereien. Aber da sie plötzlich verstummt war, sah er in die Höhe und begegnete Bernhardinen's Blicken, die ganz nahe über ihn gebeugt, mit seltsam weichem Ton ihn fragte, ob ihm etwas fehle. Ueberrascht von dieser ungewohnten Annäherung, dankte er, ihr forschend in die Augen sehend, was sie zu dieser Aufmerksamkeit veranlaßt habe. Sie schüttelte traurig das Haupt und kehrte seufzend auf ihren Platz zurück.

»Ich muß jetzt Eure Frage von vorhin Euch zurückgeben, Frau von Wolframsdorf!« nahm Wendt das Wort, »denn es scheint mir fast, als ob geheimer Kummer Euch belaste.«

»O, was kümmert es Euch,« gab sie zurück, »ob mein Herz bricht oder nicht, Euch gilt das einerlei.«

»Ihr irrt,« sagte Wendt mit Wärme, »die Schwägerin meiner Braut hat stets auf meine Theilnahme zu rechnen.«

Bernhardine wandte sich ab, es schien als verberge sie eine Thräne. Wendt, von diesem sonderbaren Benehmen seltsam neugierig gemacht, drang mit Bitten und Versicherungen seines theilnehmenden Herzens in sie, doch immer hartnäckig war ihr Schweigen, bis er endlich keine Schmeichelei sparte, ihr das Geheimniß zu entlocken.

»Nun, so höre denn!« sprach sie endlich, »Ich liebe Dich, liebe Dich mit einer Leidenschaft, die mein Inneres verzehrt, die mich grenzenlos unglücklich macht! Wie ein träumerisches Kind lag diese Neigung Anfangs in meinem Herzen, unschuldig und arglos; doch sie ist zu einer riesenhaften Größe empor gewachsen, als ein schreckliches Ungeheuer umstrickt sie mich mit giftigen Armen, und nimmer mich loswinden könnend, muß ich vergehen unter ihrem glühenden Hauche.«

Wendt stand sprachlos ihr gegenüber, er glaubte nun den Schlüssel zu ihrem bisherigen Benehmen gefunden zu haben und sein Herz, von dieser Entdekkung geschmeichelt, war mit der ganzen Vergangenheit versöhnt.

»Armes Weib!« sagte er, ihre Hand erfassend.

Bernhardine richtete stolz sich empor. »Nicht Dein Mitleid will ich, es würde mich erdrücken! Dein

Herz, Deine Liebe muß ich ganz und ungetheilt besitzen, oder untergehen im schrecklichen Kampfe.«

Sie riß sich los und wollte fort, doch Wendt erfaßte ihre Hand von neuem und zog sie zurück. Geschmeichelte Eigenliebe hielt die Thore seines Herzens besetzt, die Stimme der Vernunft verhallte außen ungehört und, von trügerischem Mitleid hingerissen, rief er, sie an sich ziehend: »Bernhardine, gibt es denn keinen Weg, Dich zu retten?«

Ihre Lippen begegneten sich, ein glühender Kuß war das Siegel des verdammlichen Bundes und Bernhardinens Herz jauchzte auf in längst ersehntem Triumph.

Verona war auf Plinganser's Verwenden, ihrem Wunsche gemäß, zu den Elisabethinerinnen nach München gebracht worden, wo sie nach zurückgelegtem Probejahr eingekleidet werden sollte. Eine junge Novize, deren Prüfungszeit vorüber war, sollte eingeführt werden in den Kreis der frommen Schwestern, und es war ein festlicher Tag, zu welchem viele Vornehme Münchens geladen wurden. Die Kirche hatte nicht Raum für die Zahl der Neugierigen, und nur eine schmale Gasse öffnete die Menge, um den Zug, wel-

cher die Himmelsbraut an ihrem Ehrentage zum Altare begleitete, vorbei zu lassen. Zwei Novizen folgten der zum letzten Male geschmückten Gottgeweihten; schon hatten sie die Mitte der Kirche erreicht, als Eine derselben mit einem lauten Schrei zu Boden sank. Man brachte sie auf ihre Zelle.

Walburga, welche ahnete, was diesen Schreck verursacht haben mochte, war gefolgt und stand Hilfe leistend am Lager, als das Mädchen die Augen wieder aufschlug. Wie aus einem Traum erwachend, sah sie die Umstehenden mit großen Augen an. — »Ein trügerisches Bild der Sinne muß mich getäuscht haben, denn die Todten kommen ja nicht wieder!« sprach sie endlich leise für sich hin und Thränen rollten über ihre bleichen Wangen. Sie bat die Nonnen, zum Feste zurückzukehren, da sie sich von ihrem Schrecken schon erholt habe und lieber allein zu sein wünsche.

Doch eine Stunde später ließ die Aebtissin sie rufen und nachdem diese lange mit ihr gesprochen, um sie auf eine große Aenderung ihres Schicksals vorzubereiten, eilte sie in das Sprachzimmer, wo ein großer, schlanker Offizier außer dem Gitter stand und mit freudig schlagendem Herzen der Kommenden entgegen sah.

Meine Verona! Mein Arno! war der gleichzeitige Ausruf der Liebenden; das neidische Eisen trennte

die Glücklichen, die sich so viel zu sagen und zu fragen hatten.

Arno war schwer verwundet nach Landshut gebracht worden, jedoch schmerzlicher als seine Wunden traf ihn die Nachricht von Verona's Flucht; die Hoffnung, sie zu finden, trieb ihn früher, als er sollte, vom Krankenlager auf, ein gelähmter Arm war die Folge hiervon. Alle Nachforschung blieb fruchtlos, selbst Graf Löwenstein-Werthheim, der sich später mit dem Liebling wieder aussöhnte, bot Alles auf, ohne eine Spur entdecken zu können.

Ein Zufall führte ihn mit mehren Offizieren zusammen, welche ihn beredeten, der Einkleidung der Nonne beizuwohnen, wo er so unerwartet fand, was er so lange vergebens gesucht hatte. Der Wendepunkt ihres Lebens lag nun vor ihnen und die weit geöffneten Thore des Paradieses zeigten die Aussicht in einen ewigen Frühling.

Acht Tage nachher stand Arno mit der geliebten Braut vor dem Altare der Jesuitenkirche zu München, wo der Priester den Segen über das glückliche Paar aussprach. Graf Löwenstein-Werthheim, zu großmüthig, um das Glück Verona's trüben zu wollen, konnte aber doch die junge liebenswürdige Frau, über welche das Glück seinen verschönerten Lichtschein goß, nicht

ohne eine kleine Anwandlung von Eifersucht sehen; doch zu sehr feiner Weltmann, um solch' eine Regung zur Schau zu tragen, scherzte er vielmehr über das unerwartete Erscheinen seines kleinen Flüchtlings.

Arno kannte seinen Gönner aber zu wohl, um nicht zu wissen, daß solche Ueberwindung bei ihm nicht von langer Dauer sei, und daß bald wieder die alten Wünsche erwachen würden, daher er um seinen Abschied bat, um mit seiner Frau nach Oesterreich zu gehen, wo auf seinem stillen Landgute ein glückliches, ungestörtes Leben ihn erwartete.

Der zwanzigste Februar war nicht mehr fern und die Beschäftigung mit dem Brautstaat und sonstigen Anordnungen hatte so vortheilhaft auf Walburga's Gemüthstimmung gewirkt, daß sie wieder recht heitere Stunden hatte. Allein in demselben Grade als diese einem freudigern Gefühl sich überließ, nahm Bernhardinen's Laune einen finstern Charakter an. Sie schien über einem lichtscheuen Plan zu brüten; Wendt mochte eine Ahnung davon haben, denn er vermied immer mehr jedes Alleinsein mit ihr.

Eine drückende Last lag auf Wendt's Herzen, denn, Bernhardinens Charakter mißtrauend, bereuete er, ihre

Liebe nicht mit Kälte zurückgewiesen zu haben. Mit innerer Unruhe blickte er stets in Walburga's Auge, forschend, ob der Nebenbuhlerin böser Geist kein Gewitter heraufbeschworen, und athmete freier, als endlich der Vorabend des Hochzeitfestes anbrach, ohne daß etwas Störendes vorgefallen war.

Walburga saß mit Ordnen ihres Schmuckes beschäftigt, als Wendt wie gewöhnlich zur Dämmerungstunde in das Zimmer trat; reizender als jemals erschien ihm heute die geliebte Braut, denn der Eifer, womit sie ihre Arbeit betrieb, hatte eine sanfte Röthe auf ihre bleichen Wangen gehaucht. Bernhardine erschien nur auf kurze Zeit, indem sie ihm den Wein selbst kredenzte, worauf sie sich aber sogleich wieder entfernte, große Vorrichtungen auf den morgenden Tag vorschützend.

Wendt setzte den Becher unberührt auf den Tisch, denn Walburga hatte ihm eine Perlenschnur zu halten gegeben, welche sie anders fassen wollte. »Perlen bedeuten Thränen,« sagte sie, »ich sollte wohl einen andern Schmuck wählen an diesem bedeutungsvollen Tage!«

»Aberglaube!« entgegnete der glückliche Bräutigam, ihr die Schnur um den Nacken windend. »Sieh einmal, wie beschämt die Perlen auf die Weiße Deines Halses blicken!« Er zog sie vor den Spiegel, scherzend

dem Doppelbilde, das derselbe zurückgab, seine Glückwünsche bringend.

»Du trinkst ja heute gar nicht?« sagte der kleine Michael zu Wendt; doch dieser in fröhlichem Scherz mit der Geliebten, überhörte die Frage.

»Darf ich trinken, wenn Du nicht willst?« bat das Kind.

»Ja, ja! nimm nur!« gewährte der Oberst, indem er bemüht war, Perlen anzureihen.

Der Schmuck war endlich geordnet und Walburga dankte mit einem Kusse für die Hülfleistung, als sie plötzlich einen Schrei des Schreckens ausstieß, denn Michael war einer Leiche gleich vom Stuhle gesunken.

»Jesus Maria! was ist das?« rief sie in höchster Angst.

»Ach, es wird dunkel vor meinen Augen!« sagte das Kind, immer mehr erbleichend, »aber dort, dort wird es helle und die lieben Engel singen im seligen Chor!«

Bernhardine war auf Walburga's Hülferuf herbeigestürzt; sprachlos, einer Bildsäule gleich, stand sie wie vernichtet vor dem Ruhebette, auf welches das Kind gelegt worden war.

»Was will die schwarze Frau?« fragte Michael, in Irrsinn ausbrechend; »Walburga, schütze mich vor ihr! Siehst Du die Engel mit goldenen Flügeln, wie Du mir immer erzählt hast; jetzt sind sie da, die guten Kinder zu holen. Bin ich denn auch gut?« Kalter Schweiß bedeckte seine Stirn, im Todeskampfe ringend, flüsterte er noch kaum vernehmbar: »Hörst Du sie singen? aber leise, leise.« Noch einmal athmete er tief auf und seine Seele hatte sich mit dem Chor der seligen Engel vereint.

Bernhardine hatte die Sprache wieder gewonnen. »Gott, Du strafst schrecklich!« rief sie, in höchsten Jammer ausbrechend. »Michael, mein Kind! mach' auf, wach' auf! klage die Mutter nicht an, daß sie Dich vergiftet! Dir war es nicht bestimmt — Du meine Wonne, mein einziges Glück!« Sie warf sich schluchzend auf die Leiche und bedeckte sie mit ihren Thränen. Eine schreckliche Stille herrschte, wo wenig Minuten zuvor die Freude gewohnt hatte. Mit wilden Blicken richtete sie sich empor. »Was starrt Ihr mich so an?« fragte sie mit kaltem Tone. »Ja, ich habe mein einziges Kind vergiftet, weil der Rächer dort oben nicht will, daß der Mensch dem Schicksal vorgreife; zermalmend läßt er das Rad über die Hand gehen, die es zu lenken wagt! Mein Kind hab' ich geopfert, dem Gatten die Treue

gebrochen! Von Gott verstoßen, bleibt mir nun nichts mehr zu verlieren, nichts mehr! denn ich bin ärmer als die ärmste Bettlerin! Dich, Wendt, wollte ich verderben, Dich! denn ich haßte von jeher den Unterdrücker des Vaterlandes in Dir! Alle Kunst bot ich auf, den Bund mit Walburga zu zerstören; einmal gelang es mir schon, die hochzeitlichen Kerzen mit einem Pulver, das ich der Braut gegeben, zu verlöschen, hoffend, eine baierische Kugel möge Dich treffen! Doch Du kamst wieder; ich heuchelte Dir Liebe, da ich so mein Ziel mit einem mindern Vergehen zu erreichen glaubte, und auch dieses schlug fehl. Mit doppeltem Hasse nun im Herzen, wollte ich nicht umkehren auf halber Bahn, und so habe ich denn das Schrecklichste vollbracht! Aber,« lachte sie wild auf, »eins ist mir doch gelungen, seine Treue hat er mir doch geopfert! Ja, ja, Walburga! sieh mich nicht mit so giftigen Blicken an; Dein Bräutigam hat auch mir Liebe gelobt, wollte auch mein Bild in sein Herz aufnehmen! Laß Dich trauen mit ihm, morgen — heute noch, sein mitleidiges Herz wird Dir Gefährtinnen geben, Du wirst ihn nicht lange allein besitzen!« In ein schallendes Gelächter ausbrechend, stürzte sie fort.

Gedankenvoll saß Wendt am andern Tage bei der geschmückten Leiche Michaels; vergebens hatte er Walburga in einem Schreiben beschworen, ihm zu verzeihen, da nur Ueberraschung und Mitleid ihn zur Untreue hingerissen hatten; sein Brief kam unerbrochen zurück, denn ihr stolzes, reines Gemüth konnte sich nicht versöhnen, nicht mehr glauben an des Mannes Liebe, der sie so zu hintergehen im Stande war. Und dennoch liebte er sie nie wahrer und inniger als gerade jetzt, wo er sie auf ewig verlieren sollte. Noch einen Versuch wollte er wagen, indem er selbst in das Elisabethiner-Kloster ging, welches Walburga zum Asyl gewählt hatte; doch mißglückte auch dieser, da die Aebtissin selbst im Sprachzimmer erschien und ihm erklärte: daß Walburga sich entschlossen habe, für immer als Kostgängerin im Kloster zu bleiben und daß nichts sie vermögen würde, von ihrem Vorsatze, ihn nicht wieder zu sehen, abzubringen.

Bernhardine war verschwunden, das Haus öde und leer glich einer Gruft, und die Lichter, welche die Hochzeit beleuchten sollten, brannten nun einsam bei einer Leiche. Jeder Hoffnung entsagend, ließ Wendt den kleinen Michael zur Erde bestatten und verließ dann München, um in der großen Kaiserstadt,

wo nicht Vergessenheit, doch betäubende Ruhe aus dem Born der rauschenden Zerstreuungen zu schöpfen.

Die Gegend lag in Schnee gehüllt, ein kalter Ostwind machte das Athemholen beschwerlich, als zwei Männer, in dichte Mäntel vermummt, wie drei Monate früher, an einer Gartenmauer zu Burghausen auf und nieder gingen. Es war schon ziemlich dunkel und noch immer warteten sie vergebens, bis endlich ganz leise das Pförtchen sich aufthat und eine weibliche Gestalt erschien, sich sorgsam nach allen Seiten umsehend. Die Männer hatten eben um die Ecke der Mauer gebogen und sie konnte Niemand erblicken.

»Gott! wenn sie nicht kämen!« seufzte das Mädchen und legte die Hand auf das Herz, da der Gedanke ihr den Athem benahm; doch in diesem Augenblicke kehrten die beiden Männer zurück und sie flog mit einem leisen Ausrufe der Freude auf sie zu.

»Nun, welche Botschaft bringst Du?« nahm Albrecht nach einer herzlichen Umarmung das Wort.

»Mein Vater ist unerbittlich,« klagte Anna, »in den Mauern des strengsten Klosters soll ich die Schuld,

einen Mann, der keinen Adel hat als den seiner Seele, geliebt zu haben, büßen.«

»Nun denn,« entgegnete Albrecht, »so will er es nicht anders haben! Alles ist zur Flucht bereit, wir dürfen nicht länger verweilen, unser Leben steht auf dem Spiele; der Pförtner des Augustinerklosters ist gewonnen, in drei Stunden geht der Mond unter, halte Dich bis zu dieser Zeit bereit.«

»Heute noch?« seufzte Anna.

»Sollen wir durch längeres Verweilen den Kaiserlichen noch in die Hände fallen?« gab Albrecht zurück.

»Bedenkt,« nahm auch Plinganser das Wort, »daß Euer Vater Euch dem Kloster opfern will! Er wird also auf jeden Fall kinderlos sein; der Unterschied besteht nur darin, daß Ihr Euch einen schmerzlichen Abschied und ihm die Reue, seines Kindes Glück vernichtet zu haben, erspart.«

»Ich bin bereit!« hauchte Anna nach einem schweren inneren Kampfe und eilte nach kurzem Abschiede durch den Garten in das Haus zurück.

Auf allen Thürmen hatte es eilf geschlagen; Anna saß händeringend, denn sie sollte ohne Abschied, heim-

lich, wie ein Verbrecher, das Haus verlassen. Noch einmal wollte sie den Vater sehen, es war ihrem Herzen unmöglich, zu scheiden, ohne nicht wenigstens, seiner unbewußt, ihm Lebewohl zu sagen. Leise schlich sie dem Zimmer ihres Vaters zu, das Schloß wich unter ihrer Hand und sie stand an seinem Bette. Mit Reue und Schmerz sah sie in die geliebten Züge des Mannes, der ihr das Leben gegeben, über welchen sie nun Jammer und Gram zu bringen im Begriffe stand; grenzenlose Angst ergriff sie, und indem sie vor dem Bette sich auf die Kniee warf, erwachte der Vater.

»Was willst Du zu dieser Stunde?« fuhr er wild aus dem Schlafe empor.

»Verzeiht, eine innere Angst trieb mich zu Euch!« sagte Anna.

»Will die Thörin mich nicht auch noch die Nacht mit ihren Bitten bestürmen, um ihrem elenden Rebellen-Häuptlinge die Hand reichen zu dürfen?« höhnte er. »Fort, sag' ich Dir, aus meinen Augen! Erst im Schleier will ich Dich wiedersehen!«

Anna wankte der Thüre zu. — Ein leises Zeichen ertönte auf der Straße. Noch einen Blick warf sie zurück nach der Thüre ihres Vaters, zog von Moni-

ka's Kammer behutsam den Schlüssel ab und eilte dann rasch die Treppe hinunter.

Plinganser empfing sie unten und geleitete sie zum Augustinerkloster, wo Albrecht mit Franziscus schon in der Kirche auf sie wartete.

»Wenn uns nur die Spur im Schnee nicht verräth!« sagte Georg unter Weges; doch Anna fand keine Worte, denn die Angst schnürte ihre Brust zusammen. Der Mond war zwar untergegangen, doch war es schneehell und Albrecht fürchtete durch seine Größe aufzufallen, weßhalb er die Geliebte durch seinen Freund abholen ließ.

Auf ein dreimaliges Klopfen öffnete sich die Klosterpforte und sie traten ein; leise wandelten sie durch die matterleuchteten Gänge, wo rechts und links in ihren Zellen die frommen Brüder schliefen, der Kirche zu, in welcher Franziscus ihrer wartete. Anna kniete nieder und betete, doch nach kurzer Frist winkte Franziscus Beiden, vor den Altar zu treten, um die Trauung-Ceremonie zu beginnen. Nachdem er den Segen über sie gesprochen, führte er sie in das Refektorium, wo einige Erfrischungen für sie in Bereitschaft standen.

»Nur Muth, Muth!« sprach der Pater. »Wenn Ihr einige Zeit fort seid und ich finde Eueres Vaters Gemüth dafür empfänglich, will ich ihm schon in das Gewissen reden, daß er Euch verzeihend zurückberuft.

Auch Georg und Dalmay waren derselben Meinung, daß eine Aenderung in Prielmaier's Gesinnung möglich sei, und so verließ denn Anna ziemlich gefaßt mit anbrechendem Morgen an der Seite ihres Gatten und seiner beiden Freunde die Stadt, um in Frankreich bei Maximilian Emanuel eine zweite Heimath zu finden, bis bessere Zeiten ihnen gestatten würden, in ihr geliebtes Vaterland zurückzukehren.

Zehn schwere Jahre zogen über Baiern dahin; erst nach Kaiser Joseph's I. Tode änderte sich die Politik der übrigen Mächte, daß sie mit dessen Bruder und Nachfolger Karl VI. um die Zurückgabe Baierns an seinen rechtmäßigen Besitzer unterhandelten. Gezwungen, auf die spanische Krone und Baiern zu verzichten, ward ihm dagegen ein Theil der Niederlande, die Lombardei mit den toskanischen Seehäfen, Sardinien und Neapel zugestanden.

Als in Baiern die frohe Kunde erscholl, dem getreuen Lande werde sein Fürstengeschlecht wiedergegeben, schien alles Volk in einem Freudenrausche zu vergehen. Paläste und Hütten ertönten vom Frohlocken, Greise wurden jugendlich, Todfeinde umarmten sich. Therese eilte von Venedig zurück dem Gemahle entgegen, wo sie sich in Ulm nach zehn langen Jahren wieder sahen. Es war ein schmerz- und freudenreiches Wiedersehen; kaum noch erkannten die Aeltern ihre Kinder, welche in dieser Zeit gefangen zu Klagenfurt gehalten wurden. Mit Freude und Wehmuth hielten sie insgesammt den zweiten Tag nach ihrer Wiedervereinigung ihren Einzug zu München.

Aus tiefen Wunden hatte das Land geblutet, aber vor dem Glücke der Gegenwart sank die düstere Vergangenheit in Nacht, und neuer Muth, neue Hoffnung belebte das Volk, das nun gern seine erschöpften Kräfte aufbot, um Wohlstand und Glück wieder zu erringen.

In frohem Jubel wogte die bunte Menge durch die Straßen der Hauptstadt; denn die Versöhnung Wittelsbachs und Habsburgs zu krönen, vermählte sich

der Sohn Maximilian Emanuel's, Karl Albrecht, mit der schönen Prinzessin Wilhelmine Amalie von Oesterreich. Vergessen war der leicht erregbaren Münchener alter Groll, der Baier und Oesterreicher hieß nun Freund und Bruder, und in einem Hochgefühle schlugen die Herzen für die schöne Fürstenbraut.

Auch zu Walburga drang der frohe Tumult; Bernhardine hatte in der Isar ihr Dasein geendet, und sie lebte nun seit jenem Unglückstage, der sie von Wendt trennte, in stiller klösterlicher Abgeschiedenheit von der Welt. Manche Blüthe der Sehnsucht war in ihrem Herzen aufgekeimt, doch, da kein Himmelsthau der Hoffnung sie erquickte, senkte sie immer wieder verwelkend das Haupt. Walburga stand bereits im Sommer ihres Lebens, doch voll und blühend überstrahlte ihre Schönheit die Frühlingsjahre.

Sie stand am Fenster, ihr Auge überflog die fröhliche Menge, als zwei Männer dem Klostergebäude zuschritten. »Gerechter Gott!« rief sie zitternd aus, »täuscht mich mein Blick — «

Sie mußte sich halten, denn ihre Kniee wankten. Eine Nonne meldete, daß zwei Offiziere sie zu sprechen wünschten.

»Heilige Jungfrau, verleihe mir Faſſung!« flüſterte ſie und eilte dem Sprachzimmer zu.

Oberſt Wolframsdorf, ihr Bruder, der Maximilian Emanuel aus Frankreich nach Baiern gefolgt war, ſtand vor ihr. Die ganze Vergangenheit lag mit erneuerten Farben vor ihr, doch Wolframsdorf, welcher errieth, was in ihr vorging, ſagte nach herzlicher Umarmung: »Laß ruhen, was dahin iſt, ich habe im Exil tragen und dulden gelernt als Mann; ich bringe Dir hier Jemand, dem zehn Jahre Trennung nicht hinreichend waren, Dein Bild aus ſeinem Herzen zu vertilgen. Deine Briefe ſagten mir, ohne daß Du es vielleicht ſelbſt wußteſt, ein Gleiches; und in Eurem Falle, meine ich, müßte man die ſchönen Sommertage nicht lange mit Ceremonieen verzaubern; denn der Herbſt kömmt, ehe man ſich's verſieht.

Schweigend ſtand Wendt zur Seite; unmerklich war die Zeit über ihn hingeſtreift und, noch immer ein ſchöner Mann, war er dem reifen Alter nur wenig näher gerückt.

Zögernd ſtand Walburga, von einer innern Scheu zurückgehalten, da breitete der langgeprüfte Bräutigam die Arme voll inniger Sehnſucht aus und ſie flog an

die so schmerzlich entbehrte Brust, selig die Stunde im Herzen preisend, die ihr den Verstoßenen wiedergebracht.

Wenige Tage nachher sprach der Priester den Segen über den so oft zerstörten Bund, und Walburga saß in seliger Wonne an der Seite ihres Gatten beim fröhlichen Hochzeitsmahl, als die Thüre sich öffnete und eine schöne Frau, mit zwei wunderlieblich blühenden Kindern an der Hand, in den Saal trat. Ihr Auge überflog die Reihen der Gäste und mit einem Ausrufe der Freude eilte sie auf Walburga zu, sie mit herzlicher Freude umarmend.

»Gott! meine theure Anna!« rief die überraschte Braut im Uebermaße des Glücks. »Gesegnet sei nun doppelt der Tag, an welchem, meine Seligkeit zu vollenden, auch meine theuerste Freundin mir wiedergegeben ist.

Auch Plinganser, Meindel und Dalmay waren mit dem Kurfürsten zurückgekehrt. Viel Mühe und Ueberredungskunst hatte Pater Franziskus an Prielmaier verschwenden müssen, um die Verzeihung für seine Tochter Anna zu erhalten; allein im Vaterlande geächtet, durfte Meindel es nicht wagen, zu-

rückzukehren, und Anna konnte unmöglich von ihrem Gatten sich trennen; so pries sie sich glücklich, als durch Franziskus Einfluß der Vater ihr verzieh und sie den ersten Brief von ihm erhielt. Jahre vergingen, die Aenderung des allgemeinen Geschickes führte auch sie in die Arme ihres Vaters zurück. Eine ergreifende Scene war es, als Vater und Tochter sich wieder sahen; Prielmaier, durch Alter und Erfahrung in seiner Sinnesart ganz umgewandelt, weinte Freudenthränen an dem Halse der Tochter, und der Anblick des kleinen Georgs und der vierjährigen Elisabeth verjüngte sein Herz und riß ihn zu kindischer Freude hin. Sie gingen zusammen nach München, um die Vermählung Karl Albrecht's und der schönen Wilhelmine Amalie zu sehen, wo Anna so unerwartet ihre Freundin Walburga an der Schwelle ihres Glückes traf.

Eine Reihe von Jahren durchlebten sie nun im Glück, da Wendt, seiner Walburga zu Liebe, den Abschied begehrte und in München blieb.

Plinganser aber, dessen ganze Liebe sich nun dem Vaterlande geweiht hatte, kannte kein größeres Glück mehr, als dessen neues Aufblühen zu befördern. Nur als eines schönen, aber kurzen Traums gedachte er

seiner Jugendliebe, und keinem Weibe gelang es, die verwaiſ'te Stelle ſeines Herzens einzunehmen. Von ſeinen Freunden geliebt und ſeinen Mitbürgern hochgeachtet, ſtarb er zu Augsburg als Kanzler und erſter Rath den 7. Mai 1738; zu St. Ulrich ruht ſeine Aſche.

Das Reihergelübde.

Historische Erzählung aus dem 13. Jahrhundert nach St. Palaye.

Das Reihergelübde.

Historische Erzählung aus dem 13. Jahrhundert nach St. Palaye.

Prachtvoll stieg die Sonne am Himmel empor und sandte ihre Strahlen über die Erde, die eben im Frühlingsschmucke gekleidet, gleich einer seligen Braut mit tausend Blüthen und duftigen Blumen unter perlenden Thauthränen der Gluthspenderin zulächelte. In den obern Zweigen des Waldes wurde es lebendig, denn die kleinen Bewohner desselben flatterten von Ast zu Ast, dem Schöpfer ihr Morgenlied zu singen. Auch der majestätische Hirsch kam stolzen Schrittes von der Quelle, aus welcher er getrunken, und überschaute das lockende Grün eines weiten Thales von Felsen und Waldung umgrenzt; doch sein scharfer Sinn witterte den verfolgenden Feind und nach kurzem Lauschen entschwand er im Dunkel des bergenden Gebüsches.

Auf der Straße von London erschien ein glänzen-

der Zug Jäger und Jägerinnen, die auf stattlichen Rossen, mit kunstgeübten Falken und von schlanken Waidhunden begleitet, dem Walde zuzogen.

Den Zug eröffneten die Pagen mit den Hunden; ihnen folgten die Falkeniere, die Vögel auf den Händen tragend, und in gemessener Ferne kam Eduard III., König von England, mit einer Gesellschaft edler Damen, Ritter und Grafen, die er zu einem Jagdfeste und Ritterspiel geladen, von einem zahllosen Gefolge von Dienern und Knappen begleitet. Die aufgehende Sonne spiegelte sich in dem Geschmeide der schönen Jägerinnen und durch das stille Thal in heiliger Morgenfeier tönte der fröhliche Scherz der jungen Ritter, die sich bemühten durch verbindliche Galanterie die Damen zu unterhalten. Auf einem milchweißen Zelter saß Gräfin Katharina Granfton im einfach grünen Jagdkleide, die goldenen Locken unter ein silbernes Netz geschlungen, aber ihre Schönheit überstrahlte allen Glanz der übrigen Damen; denn aus den zarten Zügen, aus den seelenvollen blauen Augen leuchtete ein seltener Geist mit strenger Tugend und milder Herzensgüte vereint. Sie ritt etwas seitwärts und Graf Robert von Artois trabte auf seinem stolzen Rappen neben ihr her, sie, wie es schien gegen ihren Willen, in ein tiefes Gespräch verwickelnd.

»Wahrlich!« eiferte er nach langen Hin- und Gegenreden, »ich kann König Eduard nicht begreifen! Die Krone Frankreichs mit der Krone Englands auf einem Haupte zu vereinigen, ist ein zu glänzendes Loos, um nicht vor jeden Preis darnach zu ringen. Und sind seine Ansprüche nicht gegründet? war seine Mutter Isabelle nicht die Schwester Karl's des Schönen, und ist dieser nicht wie seine beiden Brüder Ludwig und Philipp auf dem Throne kinderlos gestorben?«

»Ihr vergeßt,« entgegnete die schöne Katharine, »daß Frankreichs Zepter noch kein Weib geführt, und daß ein Recht, in dessen Besitz die verstorbene Königin Isabelle selbst nicht war, auch nimmermehr auf ihren Sohn übergehen kann.«

»Hätte ich doch nicht gedacht, in Euch eine so strenge Widersacherin des Königs zu finden!« sagte Robert mit lauernden Blicken.

»Das bei Gott nicht!« rief die Britin voll edlen Feuers und ein feines Roth überflog die nur von den zartesten Rosen angehauchten Lilien ihres Gesichts. »Wüßte ich den Sieg gewiß auf seiner Seite, so sollte es mein freudigster Gedanke sein, beide Kronen auf seinem Haupte zu wissen.«

»Er wird auf seiner Seite sein, wenn Gott eine gerechte Sache beschirmt!« nahm Artois wieder das

Wort, indem er sein Roß näher an die schöne Jägerin drängte; »er wird siegen, doch kann kein Entschluß in seiner Seele zur Reife kommen, und Euch ist es aufbehalten, ihn zum Ziele zu führen.«

Katharina maß den Sprecher mit verwunderten Blicken, doch dieser ließ keine Zeit zum Fragen und mit Zuversicht fuhr er leise fort: »Euch! denn Niemand am ganzen Hofe, die Königin nicht ausgenommen, ist es ein Geheimniß, daß der König in glühender Liebe für Euch entbrannt ist; daß nur Euch alle diese glänzenden Feste gelten. Ein Wort von Euch, daß Ihr wünscht, die Krone Frankreichs auf seinem Haupte zu sehen —«

»Es ist genug!« rief Katharina mit Stolz, »wählt Eure Worte künftig besser, denn selbst im Scherz soll Frauenehre dem Ritter heilig sein.«

Ohne ihn weiter eines Blickes zu würdigen, trieb sie ihr Pferd zu raschem Laufe an und eilte, sich unter die vorausziehenden Damen und Ritter zu mischen.

Robert von Artois aber biß sich in die Lippen und murmelte: »Schöne Schlange, Du sollst mich nicht wieder stechen!«

»Was brummt Ihr da in den Bart?« tönte eine bekannte Stimme hinter ihm und seine Blicke begegneten den Augen der Gräfin Montfort, die, immer zu

scherzhaftem Streit aufgelegt, schon die ganze Zeit gelauscht hatte, was Robert so ernst mit der Gräfin Granston verhandelte, ohne ein Wort verstehen zu können.

»Ich beklagte mein Geschick bei Frauen,« entgegnete verlegen Graf Artois, »indem die schöne Katharine so grausam gegen meine Huldigung ist, wie Ihr es waret.«

»Macht mir nichts weiß!« entgegnete die Gräfin, ungläubig lächelnd. »Wie? wenn ich ein paar Worte gehört hätte, die mir so viel Aufschluß gäben, um mir das Uebrige leicht zu ergänzen?«

Artois sah ihr forschend in's Auge, denn er kannte ihre listige Art, Schlingen zu legen, und sagte mit scheinbarer Gleichgültigkeit: »Wahrlich, Dame! es lohnte sich nicht der Mühe, über den Sinn meiner Worte zur kaltgemessenen Granston nachzudenken.«

»Nun, Herr Ritter vom strengen Geheimniß!« lachte Gräfin Montfort, »was gilt die Wette, heute Abend sage ich Euch, von was die Rede war?«

Sie gab ihrem Pferde einen leichten Schlag und sprengte an dem ganzen Zuge der Jäger vorbei zur Königin vor, deren Vertraute und Liebling sie war.

Robert Graf von Artois stammte von Robert, einem Sohne des heiligen Ludwig's, ab, und hatte eine Schwester Philipp's von Valois geheirathet. Seinem Bemühen hatte es Philipp hauptsächlich zu danken, daß ihm die Krone Frankreichs auf das Haupt gesetzt wurde, und er behandelte ihn auch als seinen Freund — indem er die Verpflichtung des Dankes, welchen er ihm schuldig war, nie aus den Augen verlor. Drei Jahre genoß Robert die ungetheilte Gunst des Königs, und theilte gewissermaßen sein Ansehen mit ihm; denn es geschah Alles durch ihn — und nichts ohne seine Zustimmung. Aber sein unbegrenzter Ehrgeiz stürzte ihn bald in einen Abgrund und machte ihn zum Rebellen und Verräther an seinem Vaterlande.

Robert hatte unter den vorigen Regierungen die Grafschaft Artois für die Gräfin Mauhau, seine Tante, zurückgefordert; diese Sache war schon zwei Mal vor dem Gerichtshofe der Pairs wider ihn entschieden worden. Da er sich unter dem neuen Könige so sehr begünstigt sah, so hielt er dies für eine schickliche Gelegenheit, seinen Rechtshandel wieder zu beginnen. Er zweifelte nicht, daß Philipp von Valois seine Ansprüche mit Macht unterstütze; betrog sich aber in seinen Hoffnungen. Philipp fand nicht für gut, den Lauf der Gerechtigkeit zu unterbrechen; die Pairs untersuchten

den Prozeß von Neuem mit der größten Aufmerksamkeit. Da Robert sah, daß die Gunst nichts für ihn that, so glaubte er die Stimmen durch die Anzahl und das Gewicht der Dokumente lenken zu müssen und zeigte falsche Urkunden vor. Der Betrug ward entdeckt, und daher verurtheilten ihn die Pairs als Verfälscher zur Landesverweisung. Wüthend über diesen Spruch, fuhr Robert auf den König los und vergaß sich sogar so weit, Drohungen gegen ihn auszustoßen. Philipp's beleidigte Königswürde glaubte nun nicht länger die Fesseln der Dankbarkeit dulden zu dürfen, und nur durch schleunige Flucht entzog sich Robert schwerer Strafe, seine Gattin und seine beiden Kinder Johann und Karl in der Gewalt des erzürnten Königs zurücklassend.

Als Kaufmann verkleidet, entkam er glücklich nach England, wo er mit aller ihm natürlichen Beredsamkeit sich über den Undank des französischen Monarchen beklagte. Bald gelang es ihm, sich das Wohlwollen Aller zu verschaffen, und der König von England, welcher bemerkte, wie nützlich ihm dereinst die Talente und Tapferkeit Robert's werden könnten, bemühte sich, ihm Zutritt bei seiner Rathsversammlung zu verschaffen; um sich denselben noch mehr zu verbinden, gab er ihm die Grafschaft Richemont.

Rache gegen Philipp von Valois im Herzen brütend, benutzte Robert von Artois einzig und allein die Gunst des Königs von England, um ihm seine Ansprüche auf die Krone Frankreichs zu beweisen, und ihn zum Kriege gegen dasselbe aufzureizen, welche Versuche aber immer an Eduard's Unschlüssigkeit scheiterten. Seine ganze Hoffnung hatte seine unverlöschbare Rachgierde auf die schöne Gräfin Katharina Granfton gesetzt, die Eduard mit unbegrenzter Leidenschaft liebte, und welcher zu Ehren er später den Hosenbandorden stiftete; allein die Gewißheit, mit der er diesen Plan verfolgte, ließ ihn die strenge Tugend Katharinens verkennen, und er nahm für einen Keim verschlossener Liebe für Eduard, was nur die reine Flamme für den König war. Bitter getäuscht irrte er nun, wenig Theil an den Freuden der Jagd nehmend, in den dunkelsten Gebüschen des Waldes umher, sinnend, wie er Eduard zu dem heißgewünschten Kriege gegen Frankreich aufreizen und die strenge Gräfin Granfton zugleich demüthigen könnte.

Das Haupt gedankenvoll in die Hand gestützt, saß er, seinen abgerichteten Falken in der Linken haltend, auf einem Baumstamme, als Fauquemont, ein französischer Edelmann, der sich lange als Parteigänger herumgetrieben und nun gerade in Eduard's Dien-

ſten ſich befand, ein Wild verfolgend, aus dem Gebüſch trat. Der geſpannte Bogen entſank ſeiner Hand und in ſchallendes Lachen ausbrechend, rief er: »Wahrlich, Graf, wer Euch ſo ſitzen ſähe, müßte Euch für einen Pagen halten, dem ſeine Dame den Dienſt aufgekündigt; ſollte es denn wirklich wahr ſein, daß die ſtolze Granſton heute einen Liebesantrag von Eurer Seite — mit Kälte zurückgewieſen, wie die Rede geht?«

»Rühmt ſie ſich deſſen?« fragte Artois bitter lächelnd.

»Das wohl nicht!« meinte Fauquemont, »aber man ſah Euch lange einen eifrigen Wortwechſel mit ihr führen, welchen ſie ſchnell abzubrechen ſchien, denn ſie kam, mit Unmuth in den Zügen, an die Seite ihres treueſten Ritters, des Grafen von Salisbury, geſprengt, der hoch und theuer ſchwur, Euch zum Zweikampfe zu fordern, wenn Ihr gewagt, ſie zu beleidigen.«

»Zur Zeit werde ich ihn zu finden wiſſen!« ſprach Artois. »Vielleicht daß der König mir es Dank weiß, wenn ich ihn von einem nicht unglücklichen Nebenbuhler befreie.«

»Glaubt Ihr, daß der König noch ſeine Hoffnung nicht aufgegeben, dieſer kalten Schneebraut ein Lächeln der Huld abzugewinnen?« fragte Fauquemont.

»O, über den unerfahrnen Neuling in der Liebe!«

lachte Artois, »der die Grimassen eines Weibes für baare Münze nimmt! Laßt Eduard plötzlich für sie erkalten, und seht dann zu, ob sie es gleichgiltig aufnehmen wird! Sie allein ist Schuld, daß der König seinen Ansprüchen auf die Krone Frankreichs entsagt, da sie fürchtet, auf dem Felde des Ruhmes möchten ihre Fesseln die magische Kraft verlieren. Ich gab ihr das heute zu verstehen, deßhalb zürnt sie mir nun.«

Ein leises Geräusch zog die Aufmerksamkeit der beiden Ritter auf sich, lauschend sahen sie auf ein dichtes Gebüsch, das am Waldwege sich hinzog.

»War mir es doch, als ob ich ein unterdrücktes Lachen gehört!« nahm Fauquemont das Wort.

»Es wird das Zischen einer Schlange gewesen sein, die in diesem hohen Grase sich häufig aufhalten!« bemerkte Artois.

Indem ließ er seinen Falken steigen, da ein Vogel hoch in den Lüften sich zeigte. In weiten Kreisen zog der Falke um seine Beute, bis er sich plötzlich auf seinen Raub stürzte und mit demselben zu seinem Herrn zurückkehrte.

»Nun, ich wünsche Euch Glück zu dem Fange!« lachte Fauquemont, »es ist ein Reiher.«

Erröthend wollte Artois die verächtliche Beute zur Erde werfen, doch ein schneller Gedanke schien

durch seine Seele zu ziehen, und mit geheimnißvollem Lächeln verbarg er den Vogel in seiner Jagdtasche.

Ermüdet von der Jagd lag Königin Philippine, Eduard's III. Gemahlin, auf einem Ruhebette, im vertrauten Gespräch mit der Gräfin Montfort, die zu ihren Füßen auf einem Schemmel saß. Das lichtbraune Haar floß in aufgelöst'ten Locken um ihren vollen, weißen Nacken, was dem mehr anmuthigen wie schönen Gesicht höhern Reiz verlieh, als das kostbare Diadem, das weder zu ihrem Charakter, noch zu dem Ausdrucke ihrer Züge paßte. Eine Thräne, welche sie zu unterdrücken sich bemühte, verlieh den sonst etwas matten Augen einen feuchten Glanz, welcher, vereint mit dem schwermüthigen Lächeln, das um ihre Lippen schwebte, sie zu einem recht anziehenden Bilde machte.

»Ach! Du vergißt, meine theuere Johanne, daß Philipp von Valois der Bruder meiner verstorbenen Mutter ist!« flüsterte sie seufzend. »Wenn also der Krieg allein die Herstellung meiner Ruhe bedingt, so muß ich sie mit dem Glücke meines Oheims bezahlen.«

»Ein Männerherz ist eigentlich mit der Büchse der heidnischen Pandora zu vergleichen,« nahm die Montfort das Wort; »denn alles Uebel, das nur zu erfin-

nen ist, wohnt in demselben. Mordlust, Eroberungssucht, Ehrgeiz, Flattersinn, Wankelmuth, Treulosigkeit und dann das verderblichste aller Uebel: der ewige Trieb nach dem Unerreichbaren; treue Liebe kann ihn nicht beschäftigen, von dieser treibt ihn die Langeweile zur kalten, herzlosen Buhlerin, die mit Kunst sein Herz zu foltern und seine Leidenschaft zu steigern weiß, um ihn endlich nach ihrer Laune zu verlachen oder einem Andern aufzuopfern. Wahrlich! der Schönste ist nur ein liebenswürdiges Ungeheuer, das die Ruhe, den Frohsinn und das Lebensglück gleich zum Frühstück verschlingt, wenn es sich nur einer Frau nähert.«

»Nimm Dich in Acht!« sagte die Königin lächelnd, »daß Dein Bild, mit so grellen Farben gemalt, nicht aus dem Rahmen springe, um seine von Dir geschilderten Eigenschaften an der Malerin selbst auszuüben.«

»Nimmermehr!« versicherte die Montfort. »Eher müßte mein Schimmel sich in einen Rappen und mein Lieblingsfalke sich in einen Uhu verwandeln, ehe diese Prophezeihung in Erfüllung ginge.«

Die Flügelthüre ging auf, und der König trat in das Gemach.

»Seid Ihr krank, meine Königin?« fragte er, an das Ruhebett tretend. »Nur ermüdet von der Jagd,« gab sie zurück, und ihr Auge hing an des Geliebten

Zügen, der durch seine unselige Leidenschaft schon so vielen Kummer über sie gebracht, und den sie doch nicht hassen konnte.

»Ist mir doch, als hättet Ihr geweint!« sagte Eduard, sich neben ihr niederlassend, indem er ihr die weichen Locken aus der Stirn strich. »Warum Thränen? Solltet ihr mir einen Wunsch verhehlen?« Schmeichelnd beugte er sich zu ihr hin, ihre Hand an seine Lippen ziehend. So liebevoll, so mild war er lange nicht gegen sie gewesen; beseligend zog die Hoffnung in ihrem Herzen ein, das Morgenroth der ersten Liebe möchte wieder an dem Himmel ihres Glücks aufgehen. Vergessen war der bittere Kelch des Leidens, und mit neu erwachender Liebe umschlang ihr Arm den theuern Liebling, einem himmlischen Traume der Zukunft sich hingebend, als Eduard auf einmal von ihr sich losriß und an das Fenster eilte.

»Das war ihre Stimme!« rief er erbleichend. »Ja, bei Gott! sie ist von dem wilden Renner gestürzt, man trägt sie ohnmächtig in das Schloß!« Seiner selbst nicht bewußt, stürzte er in hastiger Eile fort, ohne die Königin nur mit einem Blicke mehr zu beachten.

Aus allen Himmeln eines flüchtig geträumten Glückes in die herbe Wirklichkeit gefallen, barg Phi-

lippine ihr weinendes Auge in die Kissen des Ruhebettes, und fragte mit erstickter Stimme Johanna Montfort, die an das Fenster getreten war: »Was gab es denn eigentlich, daß der König so schnell mich verließ?«

»Der Rappe Graf Artois scheute vor dem Wild, welches die Knappen im Schloßhofe aufgehäuft,« berichtete diese. »Angesteckt von des Rappen Scheu bäumte auch das Roß der Gräfin sich ein wenig, doch zwei Pagen hielten es schon am Zügel, und es wird wohl berechnetes Spiel gewesen sein, daß die Zierpuppe vom Pferde fiel.«

»Stets in ganzer Seele mit ihr beschäftigt, drang ihre Stimme aus weitester Ferne an sein Ohr!« seufzte Philippine. »Ihr Bild durchstrahlt alle seine Träume, sein ganzes Wesen.«

»Es wird auch wieder verlöschen!« tröstete Johanna, »und schöner, herrlicher wird dann Euer Bild voll Duldung und wahrer Liebe seinen jetzt verblendeten Augen erscheinen.« — Die Königin aber schüttelte das Haupt und sanfte Thränen lös'ten die Gewalt des Schmerzes.

Im festlich geschmückten Saal, von unzähligen Kerzen erleuchtet, saß König Eduard an der Seite seiner

Gemahlin im Kreise der zum Feste geladenen Gäste, welches morgen ein großes Turnier beschließen sollte. Die ältern Ritter standen oder saßen in Gruppen beisammen, sich von der Beute der heutigen Jagd unterhaltend; die jüngern hatten sich zu den Damen gesellt, und manch lang verhehltes Sehnen fand hier unter dem Schleier der Unterhaltung ein glückliches Ziel. Pagen trugen auf silbernen Tellern Wein und Zuckerwerk herum; französische Troubadours sangen Lieder zum Preis der Schönheit der Damen und der Liebe, und es athmete ein Geist des Frohsinns und der Heiterkeit im Saale, der dem Beschauer nicht ahnen ließ, wie viele Herzen unter Sammet und Silberflor in banger Erwartung und Kummer schlugen.

»Nun, Herr Ritter vom Verschwiegenheitsorden!« sagte Johanne zu Graf Artois, der eben finstern Blikkes an ihr vorüber eilen wollte, »soll ich Euch Euer Geheimniß sagen?«

»Ich weiß nicht, schöne Dame, welch ein Geheimniß Ihr meint?« entgegnete Artois verlegen.

»Es wird das Zischen einer Schlange gewesen sein, welche es im hohen Grase häufig giebt,« lachte die Gräfin.

Erstaunt sah Artois sie an. »Hört!« sagte er nach kurzem Sinnen, »Ihr seid ja eine Freundin der

Königin und könntet also zu einem Unternehmen die Hand bieten, das zu deren Nutzen und Frommen wäre.«

»Ja, wenn man Euch trauen dürfte!« warf Johanne hin.

»Und warum nicht, verehrte Dame?« fragte Artois.

»Weil Ihr ein Mann seid und weil ich allen Männern den Krieg angekündigt habe!« war die Antwort.

»Ich bekenne mich schon im Voraus besiegt,« sagte Artois verbindlich. — »Doch hört!« — Er reichte ihr den Arm und führte sie zur obern Säulenreihe des Saales, wo sie lange leise und eifrig mit einander sprachen; endlich kehrte Johanne zur Königin zurück, Artois aber verschwand unter der Menge der Ritter.

Noch etwas bleich vom Schrecken des kleinen Unfalles bei der Rückkehr von der Jagd, aber deswegen nicht minder schön, saß Gräfin Katharina Granfton in den Reihen der Damen, wie eine seltene Blume in glänzender Farbenpracht unter Rosen und Veilchen; Graf Salisbury, ein Mann von rühmlicher Tapferkeit und angenehmen Aeußern, saß an ihrer Seite; doch war dieser Vorzug, den er sich selbst verschafft, auch der einzige; denn noch war es seinen eifrigsten Bemühungen nicht gelungen, ihr nur das kleinste Zeichen

von Gunst abzuringen, so sehr sich auch sein Herz nach der Erfüllung dieses Wunsches sehnte. Doch Eduard III. sah mit steigendem Unmuth Salisbury's Annäherung und Werbung um seines Lieblings Gunst, und er ergriff die erste Gelegenheit, die sich ihm darbot, um seinen Platz zu verlassen und ihn mit einem angenehmern, an Katharinens Seite zu vertauschen. Geschickt wußte er Salisbury zu entfernen und sobald er sich ungehört glaubte, ergoß sich seine glühende Leidenschaft in einem Strom von Beredsamkeit, in welcher er seine Leiden, seine duldende Hingebung in die kleinsten ihrer Wünsche mit den lebhaftesten Farben malte.

Lächelnd hatte Katharina ihn angehört, und alles nur für Scherz nehmend, gab sie denselben zurück, indem sie ihm zu verstehen gab, daß sie einen viel zu hohen Begriff von Tugend und Ehre ihm zutraue, um glauben zu können, daß er im Ernst solch demüthigende Anträge wagen würde. Für den Augenblick mußte der König das Feld räumen, jedoch erkannte seine blinde Leidenschaft sich nicht als geschlagen, und er sann nur auf neue Mittel und Gelegenheit, die ihm vielleicht günstiger sein würden.

Salisbury war indessen zurückgekehrt und der König nahm zerstreut und nur mit Katharinen beschäf-

tigt seinen vorigen Platz wieder ein, als plötzlich die Thüren des Saales sich aufthaten und ein Zug von Flötenspielerknaben und Zitterschlägerinnen singend und spielend in lieblichem Chor hereinschritt; ihnen folgte Artois mit zwei Pagen, welche eine verdeckte silberne Schüssel trugen. Ueberrascht von diesem neuen Auftritte sah Alles erwartungsvoll auf Artois, die Lösung dieses Räthsels mit Ungeduld hoffend. Dieser aber führte seinen Zug mit Gesang und Spiel durch den ganzen Saal, verbeugte sich drei Mal gegen den König und seine Gemahlin, und machte endlich mitten im Kreise der Gäste Halt.

»Ein eigenes Verhängniß« begann er mit voller Stimme, »ließ heute morgen auf der Jagd alle meine Unternehmungen scheitern, und mir ist es nicht gelungen, ein einziges Wild zu erlegen, da dasselbe wie durch Zauber entrückt meinen Blicken entschwand, sobald ich den sonst sicher treffenden Pfeil von meinem Bogen absenden wollte. Nur einen Reiher, den ich selbst nicht aufsteigen sah, holte mein Falke frei aus der Luft, ohne meinen Zuruf noch Begehren, und ich erkannte erst die Beute, als ich sie aus den Klauen des Thieres löst'e. Auf diesen Vogel, welcher bekanntlich das furchtsamste unter allen Thieren ist, denn er fürchtet sich vor seinem eigenen Schatten, lade ich nun die

tapferſten und edelſten Ritter ein, irgend ein Gelübde zu thun, das ihres Muthes und ihrer Ehre würdig iſt. Demjenigen aber, welchen ich für den Feigſten in der Geſellſchaft halte, werde ich den Vogel anbieten.«

Bei dieſen Worten nahm er die Schüſſel aus den Händen der Pagen, beugte ein Knie vor dem König und ſagte: »Euch, Sire! gebührt der Reiher, denn Ihr verſchmäht gleichgiltig die Krone Frankreichs, welche Philipp von Valois mit mehr Muth und Entſchloſſenheit als Ihr ſich auf ſein verrätheriſches Haupt geſetzt hat.«

Glühende Röthe überzog das Geſicht des Königs; mit zornflammenden Blicken maß er den Sprecher und die Hand zuckte wie unwillkürlich nach dem Schwerte. Doch in demſelben Augenblicke begegnete er den Blikken Katharina's, die mit geſpannter Theilnahme auf ihm zu ruhen ſchienen, und ſeine Züge wurden milder, die Feuerröthe des Zorns verwandelte ſich in den Raſenſchimmer einer ſeligen Hoffnung und nach kurzer Verwirrung entgegnete er:

»Graf Artois! ob Ihr ein Recht habt, mein Thun und Laſſen zu tadeln, mag zu einer andern Stunde entſchieden werden, wo nicht die Gegenwart der Frauen uns in die Schranken der Ehrfurcht ver-

weis't, die kein Ritter der Tafelrunde verletzen wird; jedoch schwöre ich bei diesem Reiher, ehe ein Jahr verfließt, soll Philipp von Valois mich mit Feuer und Schwert verheerend in Frankreich sehen, und sollte er mir ein zehnmal zahlreicheres Heer als das meinige entgegenstellen.«

Mit triumphirendem Lächeln nahm Artois die Schüssel und schwur: daß er König Eduard nach Frankreich begleiten und mit dem letzten Blutstropfen ihm sein Recht erkämpfen helfen wolle; indem er sich weiter wandte, fielen die Flöten und Zitterspieler wieder ein, vom Gesang zweier Jungfrauen begleitet.

»Nun, Ritter von Mauny!« sprach Artois nach geendetem Liede, »gewohnt in Euch ein Bild der Tapferkeit und Ehre zu sehen, was werden wir von Euch für ein Gelübde vernehmen?«

Der Angeredete, ein Mann von vier und dreißig Jahren, schön und kräftig gebaut, saß neben der Gräfin Montfort, doch hatten seine Blicke beredter zu seiner Nachbarin gesprochen als sein Mund, und er fuhr aus trübem Sinnen empor: »Weiß Gott! mehr mit dem Schwerte und dem Wurfspieße als mit schönen Worten vertraut, kann ich meinen Schwur wie meine Gedanken nicht in den rosenrothen Mantel der Liebe kleiden, und ich gelobe also nur: eine französische

Stadt, die ganz von Sümpfen eingeschlossen und durch gute Thore geschützt ist, zu erobern, so wie der Erste auf Frankreichs Grund und Boden zu sein; komme ich mit Gottes Hülfe unversehrt wieder und eine gewisse Dame, die ich im Herzen wie eine Heilige verehre, thut dann noch, als ob sie meine Werbung nicht verstünde, so ziehe ich fort in das Land der Ungläubigen und kehre nimmer wieder.«

Ein feines Lächeln spielte um die Lippen der Königin, doch suchte sie vergebens den Blicken Johanna's zu begegnen, denn diese hatte mit glühender Röthe die Augen auf den Boden geheftet.

Die Musik wiederholte die letzten Verse des gesungenen Liedes und Artois trat zum Grafen von Salisbury. »Euch, Graf!« sprach er mit zweideutigem Lächeln, »wird es nicht schwer werden, einen Schwur zu finden, denn Ihr seid mit Worten schon besser vertraut!«

»Morgen beim Turniere hoffe ich Euch zu beweisen, daß ich es noch besser mit dem Schwerte bin!« gab dieser zurück. »Doch schwöre ich nach des Königs Beispiel mit nach Frankreich zu ziehen und nicht eher wieder zurückzukehren, bis ich mit sechs der tapfersten Ritter Frankreichs mich im Kampfe gemessen, um meiner Dame, deren Farbe ich trage, würdig zu sein.«

Bei diesen Worten ließ er sich vor der Gräfin Katharina Granfton auf ein Knie nieder; diese aber befahl ihm aufzustehen und sagte: »Und ich schwöre: keinem Andern als Euch anzugehören, so lange ich lebe; Gott schütze Euch! bleibt meiner Liebe werth.«

Ueberrascht ergriff der Glückliche im Uebermaße seiner Seligkeit die Hand der Geliebten, um einen Kuß des innigsten Dankes darauf zu drücken. Im Saale aber herrschte ängstliches Schweigen, denn Jedes schaute auf den König, der leblos, einer Bildsäule gleich, mit kalter Verzweiflung auf die Gruppe starrte; seine Leidenschaft, sein Schmerz lag unverhüllt vor den Blicken der Königin und sie konnte die Tiefe seiner Liebe übersehen, aber nicht ihr Unglück, das ihr noch größer schien als das endlose Meer.

Artois, welcher glaubte, daß nun der Zeitpunkt sei, dem Reihergelübde als Werkzeug seiner Rache gegen Philipp von Valois unauflösliche Dauer zu geben, ließ sich vor der Königin auf ein Knie nieder, indem er sie bat, ebenfalls irgend einen Schwur, welchen ihr Herz eingeben würde, auf den Reiher abzulegen.

»Vasall!« sprach die Königin, »gefesselt durch Hymens heilige Bande kann ich ohne des Königs Willen nichts geloben, da es in seiner Macht steht, meinem Unternehmen Dauer zu geben oder dasselbe zu vernichten.«

»Schwört nach Euerm Gefallen!« sprach Eduard in dumpfem Hinbrüten, »ich genehmige Euern Wunsch im Voraus und werde ihn nach meinen Kräften in Erfüllung bringen.«

»Nun denn, so gelobe ich Gott und der heiligen Jungfrau,« nahm Philippine das Wort, »daß das Kind, welches ich unter dem Herzen trage, das Licht der Welt nicht erblicken soll, ehe Ihr mich nicht über das Meer geführt, um Euer Gelübde unverzüglich zu erfüllen. Mit diesem Dolche will ich mein und meines Kindes Leben enden, solltet Ihr, andern Sinnes werdend, Euren Schwur als aufgelöst betrachten!«

Mit Triumph im Herzen nahm Artois seinen Reiher und entfernte sich, nachdem er noch viele Ritter zu irgend einem Gelübde der Tapferkeit aufgefordert hatte. Der Geist des Frohsinns aber war aus dem Saale gewichen, da des Königs finsterer Unmuth mit Salisbury's Glücke stieg, bis er endlich, unfähig den Anblick des verhaßten Nebenbuhlers länger zu ertragen, das Zeichen zum Aufbruch gab.

Die Glocke hatte bereits die Mitternachtsstunde verkündet; über das Königshaus war Ruhe verbreitet, und alle Augen hatte die Macht der Gewohnheit ge-

schlossen, wenn auch manches Herz, von qualvoller Unruhe gefoltert, sich in die goldenen Träume des Schlummers wiegen lassen wollte. Aber im königlichen Garten ward es lebendig; denn wenn die heilig stille Nacht sich herabsenkt auf die Erde, und Bäume und Blumen sich von den Menschen nicht mehr beobachtet sehen, dann neigen sie die Häupter zusammen, und erzählen sich leise flüsternd das Treiben der eitlen Menschen, welches sie am Tage belauscht haben; der Abendwind ist ihr Freund, und geheimnißvoll trägt er die Mittheilungen zu entferntern Bäumen und Sträuchen, welche die freudvolle oder traurige Mähr wieder leise unter sich verbreiten. Oft aber kommt auf rauschendem Fittig der wilde Sturmwind und will die Bäume zwingen, auch ihn in die Geheimnisse einzuweihen; diese aber wollen keinen so wilden Bundesgenossen, der heimathslos durch die Räume stürmt, und lieber geben sie brechend ihren Geist auf, ehe sie nur einen Gedanken an ihn verrathen; die Eiche nur sieht mit unerschütterlicher Ruhe aus dunklen Augen ihn an, und selten hat er noch einen Sieg über diese davon getragen.

Auch Katharina Granfton hatte die Augen vergebens geschlossen, denn der Schlaf kehrt nicht ein in ein unruhiges Gemüth, da er nicht mit Gram und Kummer die goldene Wiege theilen will. Sie legte

sich an das offene Fenster und schaute hinaus in die stille Nacht, die vom Vollmond mit himmlischer Klarheit übergossen, ihr die Beruhigung des Grabes verhieß, wo einst auch, von keinem Laut gestört, ihr Herz den ewigen Frieden gewinnen sollte. Der Abendwind spielte schmeichelnd mit ihren Locken, und indem er sich mit süßduftigem Athem an ihre Wangen schmiegte, suchte er sie flüsternd zu überreden, in den Garten hinab zu gehen, wo ihre Schwestern, die Rosen und Lilien, sehnsüchtig ihrer warteten, um sie mit ihrem Wohlgeruch zu erfreuen. Katharina konnte nicht länger widerstehen, — einen Schleier überwerfend, eilte sie hinab in den Garten, und mit wonnigem Schauer durchwandelte sie die blumigen Gänge, wo Blüthen und Büsche vom Mondlicht beglänzt, in magischen Farben schimmerten. Sie setzte sich neben eine Nymphe von Stein, welche Wasser aus einer Muschel in einen kleinen See goß, der zu ihren Füßen, das Bild des Mondes abspiegelnd, glänzte. Kurze Zeit saß sie hier in mancherlei Betrachtungen versunken, als es ihr däuchte Männerstimmen zu hören, die, immer näher kommend, ihr kaum so viel Zeit ließen, um hinter die Nymphe sich zu verbergen. Es waren Artois und Fauquemont, welche, im tiefsten Gespräch begriffen, auf der Bank Platz nahmen, die sie so eben verlassen hatte.

»Ich sehe aber immer nicht ein,« nahm Fauquemont das Wort, »wie Ihr das alles machen wollt, ohne Euch der Gefahr, entdeckt zu werden, auszusetzen!«

»Das laßt meine Sorge sein!« entgegnete Artois. »Der Page des Königs, wie die Kammerfrau der stolzen Granfton sind gewonnen; Alles fällt auf diese zurück, wird das Unternehmen vor der Zeit entdeckt, und wir wissen dann Beide nichts von der Sache; denn es müßte schlecht um des Ritters Ehre stehen, wollte man die Aussage solch dienenden Volkes für giltiger halten, als die seine.«

»Nun gut!« sagte Ersterer nach kurzer Ueberlegung. »Wird aber Salisbury die Unverletzbarkeit der Person des Königs nicht aus den Augen setzen, wenn Eifersucht sich seiner bemeisterte?«

»Welche Bedenklichkeiten!« fuhr Artois auf. »Habt Ihr Furcht, das Abentheuer zu bestehen? ja! dann müssen wir freilich das ganze Unternehmen lieber aufgeben, ehe Ihr durch Eure Angst und Furcht Euch verrathen möchtet.«

»Furcht?« fragte Fauquemont mit funkelnden Augen und seine Hand zuckte nach dem Schwerte. »Wer wagt das Wort mir ungestraft zu sagen?«

»Nun, ich wollte Euch nicht beleidigen!« sagte Artois mit kalter Ruhe. »Daß Ihr mit Euern Feinden, Mann gegen Mann, Auge gegen Auge beherzt seid, weiß die Welt; ein Anderes ist's auf solchem Wege. Ich frage also nur, ob Ihr wollt oder nicht?«

»Ich will!« entgegnete Fauquemont beruhigt. »Doch sagt mir, ob Ihr Eurer Leute gewiß seid und wie es kommen soll?«

»Nun so hört!« flüsterte Artois, näher rückend. »Salisbury sitzt noch mit seinen Freunden im großen Trinksaale; vor einer Stunde gehen sie wohl nicht auseinander, bis zu dieser Zeit liefert mir der Page des Königs Mantel und Hut; mit diesen vermummt geht Ihr über die offene Galerie und verschwindet in Katharinens Wohnzimmer, gerade in dem Augenblicke, wo Salisbury über den schmalen Gang nach seinem Gemache geht, von welchem aus man nach der Galerie sehen kann. Die Kammerfrau wird Euch so lange verbergen, bis ich Euch den Weg frei gemacht habe, denn im nemlichen Augenblicke, wo Salisbury über den Gang geht, komme ich, wie von ungefähr, von der entgegengesetzten Seite, und suche ihn zu beruhigen und seinem Zorn und seiner Rache eine Richtung zu geben. Morgen bei'm Turnier wird er dann die Heuchlerin mit Verachtung behandeln, und an Euch ist es,

sich der Verstoßenen anzunehmen, ihre Farbe zu tragen und ein Recht auf ihre Dankbarkeit zu gründen, was Euch gar nicht fehlen kann; denn alle Damen des Hofes, von der Königin bis zum letzten Fräulein, hassen sie ihres kalten, hochfahrenden Wesens willen, und werden also mit Begierde die Gelegenheit ergreifen, die Scheinheilige zu strafen.«

»Mitternacht ist vorüber, es wird Zeit sein, an das Werk zu gehen!« erinnerte Fauquemont, und mit leisen Schritten entfernten sich die Ritter in den dunklen Laubgängen, Katharinens Augen entschwindend.

»Was soll ich thun, aus dem schrecklichen Gewebe der Bosheit zu kommen?« seufzte diese händeringend. »Welchen Weg soll ich wählen in diesem Labyrinth, damit kein Flecken des Verdachtes meine Ehre trübe?« Die Hände auf der Brust wie zum Gebet gefaltet, schaute sie in stummer Angst empor zu den ewigen Sternen, Hülfe vom Vater des Lichtes erflehend; da ergoß sich mit leisem Schauer der Gedanke des reinen Bewußtseins, der Glaube an die rettende Vaterhand, durch ihre Seele, und beruhigt eilte sie mit leisen Tritten aus dem Garten.

In fröhlicher Unterhaltung saßen noch mehrere Ritter im Trinksaale, die Mitternachtsstunde überhörend, beisammen; indem jeder die Schönheit und Tu-

gend ſeiner Dame als die vorzüglichſte pries, und ſich hoch und theuer vermaß, morgen bei'm Turnier, als der Rühmlichſte im Kampfſpiel, ihrer Liebe werth zu werden. Salisbury wurde als der Glücklichſte von Allen beneidet, da Katharinens Erklärung ihn über allen Zweifel erhoben, während mancher ſeiner Freunde noch ſehr in qualvoller Ungewißheit ſchwebte, ob ſeine Huldigung auch der Dame ſeines Herzens willkommen, und ob ſie ſeine Liebe zu erwiedern geneigt ſei. Am weiteſten aber vom Ziele ſeiner Wünſche entfernt war Gautier von Mauny, welcher düſter und in ſich gekehrt hinter ſeinem Becher ſaß, ohne viel an den Scherzen, Hoffnungen und Verheißungen der Ritter Theil zu nehmen. Jeder hatte eine Schleife, eine vertrocknete Blume oder ſonſt eine Gabe der Geliebten, welche er als Talisman auf dem Herzen trug, vorzuzeigen; Mauny aber, welcher von allen dem nichts aufzuweiſen hatte, war voll Unmuth aufgeſtanden und hinausgegangen, ohne wieder zu erſcheinen. Lange warteten die Freunde vergeblich auf ſeine Rückkehr, doch da Johann von Baumont erklärte, daß Mauny jede Nacht Stunden lang unter dem Fenſter der Gräfin Montfort auf und nieder zu wandeln pflege, ſo ſchieden ſie endlich von einander, ſich gegenſeitig Glück zum morgenden Turnier wünſchend.

Die Brust von freudigen Hoffnungen erhoben, schritt Salisbury über den Gang seinem Gemache zu, in Gedanken stille Grüße der Liebe nach den Fenstern sendend, wo die Geliebte, vom Arm des Schlafes umfangen, vielleicht in rosigen Träumen sich wiegte; doch blieb er plötzlich stehen — täuschte ihn ein Phantom seiner Einbildungskraft oder war es Wirklichkeit, — er glaubte des Königs rothen Mantel beim Schimmer der Lampe, welche die Galerie erleuchtete, zu sehen. Langsam schritt die Gestalt des Königs näher, der Wohnung Katharinens zu. Sein Blut erstarrte zu Eis und er fühlte die Hand Graf Artois nicht, der ihn wohlmeinend von diesem schrecklichen Anblick abzuziehen suchte.

»Ha! Elender, zieh!« tönte plötzlich eine Stimme von der Galerie herüber, und ein Mann, welcher hinter einer Säule gestanden, drang mit bloßem Schwerte auf die Gestalt des Königs ein. »Zieh und vertheidige Dich!« rief er wüthend; auch des Andern Klinge fuhr blitzend aus der Scheide, und das Klirren der mit Erbitterung geführten Schwerter tönte weit durch die Stille der Nacht.

Gleich einem Gespenst, das mitternächtlicherweile der Gruft entsteigt, starrte Salisbury regungslos in die blutige Scene, denn des Königs Gestalt war en-

ter seines Gegners Streichen gesunken. Die Leibwache, welche der Lärm herbeigeführt hatte, trug den Verwundeten hinweg, der Thäter aber schien, seinem Schicksal ergeben, willig zu folgen.

Lange war es wieder still; die Sterne funkelten, unbekümmert um das Treiben der Menschen, deren Mächtigster im weiten All ein Sandkorn ist. Salisbury stand immer noch und schaute wie ein Träumender in die stille Nacht hinaus, in der wieder Alles in tiefes Schweigen versunken war; milde Lüfte wehten kühlend über seine brennende Stirn und eine Nachtigall sang aus tieffühlender Brust mit süßen Schmeicheltönen ihm Beruhigung in das wunde, so schwer verrathene Herz.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als Philippine unter den Händen der schmückenden Kammerfrauen sich zum Feste des Turniers vorbereitete. Johanna von Montfort aber saß verstimmt und niedergeschlagen zu ihren Füßen und keine Bemühung der Königin war vermögend, den sonst so lebensfrohen Liebling aus dieser trüben Stimmung empor zu reißen. Mit anbrechendem Tage hatte sich am ganzen Hofe das Gerücht verbreitet: Ritter Gautier von

Mauny und Fauquemont, Beide insgeheim von Katharina begünstigt, seien auf der Galerie hart aneinander gerathen, wo Mauny den Sieg davon getragen, indem Fauquemont schwer verwundet darnieder liege.

Von der falschen Huldigung ihres Ritters gekränkt, saß nun die sonst so heitere Johanna und konnte dennoch der Sorge um sein Schicksal sich nicht erwehren, da er mit bewaffneter Hand den nächtlichen Burgfrieden brach, was der König ihm schwerlich verzieh. In bittere Klagen über die heuchlerische Tugend der Granfton ausbrechend, suchte sie endlich ihrem Unmuth Luft zu machen, da es ihr schwer fiel, ihre Theilnahme an Mauny's Geschick einzugestehen und sie sich also gleichsam selbst zürnte, ihre Gefühle nicht besser verhehlen zu können.

»Ich fürchte immer,« nahm die Königin, nachdem sie die dienenden Kammerfrauen fortgeschickt hatte, das Wort, »Dein Schimmel möchte schon anfangen zum Rappen zu werden, und Dein Lieblingsfalke sei schon zur Hälfte ein Uhu; denn Du selbst hast ja mit den Verwandlungen Deinen Lieblingen ein Beispiel gegeben, da aus der heitern, immer glücklichen Johanna in vier und zwanzig Stunden ein träumerisches Kind geworden ist, das in bitterer Laune das Herz jedem

Troste verschließt und nur eine Gelegenheit sucht, um eine schickliche Ursache zum Weinen zu haben.«

»Zürnt mir meine Königin?« fragte Johanna, das thränenschwere Auge empor schlagend.

»Ich zürne Dir nicht!« entgegnete Philippine, »aber Du sollst Dich fassen, nicht auf das erste Gerücht, das leider an unserm Hofe oft von so unreiner Quelle kömmt, Mauny verdammen, von der Zukunft Alles hoffen und nicht durch Deinen Trübsinn Deine Gefühle zur Schau tragen. Glaube mir! oft wenn ich das kostbarste Geschmeide trage, wenn Purpur und Hermelin mich deckt, blutet mein Herz am meisten und ich möchte glühende Thränen weinen, wo ich mit freundlichem Lächeln selbst meinen Feinden Worte der Huld und Gnade sagen muß. Hat ein Mensch Ursache, diese Granston zu hassen, so bin ich es; sie ist der Engel mit flammendem Schwerte, der mich aus meinem Paradies vertrieb; mit kalter berechneter Kunst sucht sie die Leidenschaft meines Gemahls zu steigern, mit grenzenlos unverhüllter Liebe hängt er nur an ihr, sie ist all sein Denken und Träumen, während ich — die Mutter seiner Kinder, die Gemahlin, die Königin — mit dürftig gemessener Achtung mich begnügen muß. In der ärmsten Hütte ist die Gattin des Hirten beneidenswerther als ich, denn ungetheilt besitzt sie das

Herz ihres Mannes, der ihre Welt ist und der mit dem Schicksal für sie kämpft, dem Glücke seine kargen Gaben abringt, um sie in ihren Schooß zu schütten; das Lächeln ihrer Kinder vergällt ihr keine bittere Erinnerung. O, Johanna! was habe ich schon gelitten und geweint! und dennoch, wenn ich auch die unglücklichste Gattin bin, als Königin habe ich meiner Würde noch nichts vergeben, sie hat meinen Kummer nicht ahnen dürfen.«

»Ich weiß,« rief Johanna, »Ihr habt ein königlich starkes Gemüth, das nur mit Euerer Herzensgüte zu vergleichen ist! doch glaubt Ihr wirklich, daß meine Theilnahme an Mauny's Geschick mehr als Mitleid sei?«

Ein leichtes Lächeln schwebte über die Züge der Königin und mit scherzhaftem Ton, durch welchen die Trauer ihrer Brust im leisen Nachklang zitterte, sagte sie: »Die Zukunft wird lehren, welchen Namen Dein Gefühl verdient.«

Auf einer, vor den Schranken des Turnierplatzes errichteten Tribune saß die Königin mit ihrem ganzen Hofstaate und die sämmtlich zum Feste geladenen Damen, das Schauspiel des Kampfes erwartend. Der König

hatte befohlen, das Turnier zur bestimmten Stunde zu beginnen, ohne seine Ankunft abzuwarten. Die Schranken wurden also geöffnet und die Ritter umzogen mit ihrem Gefolge den Platz, ehrfurchtsvoll gegen die Damen grüßend, die mit hochklopfenden Herzen, jede für ihren Verehrer, der ihre Farbe trug, im Stillen um Sieg und Ruhm Gebete zum Himmel sandten.

Auch Mauny befand sich wider alles Erwarten unter der Zahl der Ritter, und die Farbe Johanna's tragend, ritt er einen prächtigen Schimmel, dessen Brust mit zierlichen Schellen behängt und mit Stahl bepanzert war. Sein Auge suchte die Geliebte unter den Reihen der Damen, und mit freudigem Erröthen begegnete er den Blicken Johanna's, die, froh überrascht durch seine Anwesenheit, ihre heitere Laune wieder gewann. Auch Salisbury trug zwar die Farbe Katharina's, doch fremd und kalt grüßte er die Dame seines Herzens und schien nicht zu bemerken, daß sie eine Rose an der Brust trug, die er gestern auf der Jagd ihr verehrt hatte.

»Nun, hast Du mit Fauquemont gesprochen?« wandte er sich fragend an Johann von Baumont, den der Zufall mit ihm gepaart hatte.

»Er wünscht Dich zu sprechen, so bald das Turnier beendet sein wird!« gab dieser zurück.

»Und seine Wunde?« fragte Salisbury weiter. Baumont zuckte die Achsel.

Sie hatten die Schranken dreimal umritten und die Trompeter gaben das Zeichen zum Anfange des Turniers. Schon hatten die Ritter zum Kampfe sich geordnet, als ein neuer Ankömmling, ganz in blauen Stahl gepanzert, auf einem stolzen Rappen in die Schranken einritt. Sein Gesicht verdeckte das Visir, doch schauten seine Augen blitzend durch das Gitter desselben und suchten unter den Damen nach der Grä-fin Granfton, deren Farbe er trug. Philippine er-bleichte, denn sie glaubte in dem blauen Ritter den König zu erkennen; doch faßte sie sich schnell und gleichgiltig überschaute sie den Kampfplatz, ohne jedoch den Unbekannten mehr aus den Augen zu verlieren. Der Kampf begann, und das Bild einer Schlacht ge-bend, fochten sie bald einzeln, bald im allgemeinen Angriff, da sie sich in zwei Parteien getheilt hatten. Der blaue Ritter suchte stets Salisbury's Gegner zu werden, und es entspann sich bald ein Kampf, welcher mehr auf Leben und Tod zu gehen, als einem Waffen-spiel zu gleichen schien. Muth, Stärke und Gewand-heit auf beiden Seiten, würde den Sieg lange zwei-felhaft gelassen haben; doch Salisbury, welcher mit erneuter Kraft auf seinen Gegner einsprengte, ließ in

plötzlicher Verwirrung den Arm ſinken und von einem kräftig geführten Stoß des blauen Ritters fiel er, aus dem Sattel gehoben, beſinnungslos in den Sand. Ein leiſer Ausruf des Schreckens entfuhr den Lippen Katharina's. Salisbury wurde aus den Schranken getragen und das Kampfſpiel ungeſtört fortgeſetzt; der blaue Ritter aber ſchien ſpurlos verſchwunden zu ſein.

Die Aufmerkſamkeit aller Anweſenden zog nun Gautier von Mauny auf ſich, da er mit bewunderungswürdiger Tapferkeit beinahe alle Ritter im Kampfe beſiegte. Selbſt Artois gerühmte Gewandheit, mit welcher er die Waffen führte, mußte im Schatten ſtehen gegen die kunſtfertige Leichtigkeit und Stärke, die Mauny vor den Augen der Zuſchauer entfaltete. Der König ſelbſt, der indeſſen angekommen war, mußte ihm den Preis zuerkennen, welchen er aus Johanna's Händen empfing. Mit Jubel begleiteten ihn die Ritter nach geendetem Turniere in das Schloß zurück; und niemand, außer Artois, welcher mit dem zweiten Preis ſich begnügen mußte, und der doch mit Gewißheit auf den erſten gezählt hatte, mißgönnte ihm den Siegeskranz. Johanna aber wurde wieder ſtill und ſinnend, denn alle Fräulein des Hofes prieſen laut die Schönheit, Stärke und Kühnheit des Siegers, welcher wohl der Liebe einer Prinzeſſin werth ſei und dem es nun

gar nicht fehlen könne, sein Glück bei der schönsten und edelsten Dame des Landes zu machen.

Durch den Sturz vom Pferde gelähmt, lag Salisbury auf seinem Lager ausgestreckt und lauschte in gespannter Erwartung auf die Mittheilung seines Freundes Johann von Baumont, welcher eben von Fauquemont kam, der Alles mit aufrichtiger Reue gestanden hatte, wie ihn Artois zu jenem unwürdigen Gaukelspiele verleitet, durch welches er die schöne Katharina als Preis zu gewinnen glaubte; wie er selbst hoffe, daß der König Mauny verzeihen werde, da dieser, unter dem Fenster der Montfort wandelnd, — zufällig ihn mit Artois im Gespräch belauscht, und wie dieser als Biedermann in gerechtem Zorn entbrannt und mit dem Schwerte ihn an der Ausführung dieses Bubenstückes gehindert und ihn zur Besinnung gebracht.

»Und ich habe in meiner Verblendung sie mit kalter Verachtung behandelt!« rief Salisbury verzweifelnd, »nimmer wird sie mir verzeihen! mir, der im Kampfe unterlegen, der besinnungslos aus den Schranken getragen wurde, während Andere im Triumphe vom Turnierplatze ritten!«

»Warum soll sie Dir nicht vergeben?« tröstete Baumont, »war doch der Schein sehr gegen sie, und irren ist ja menschlich!«

Aber Salisbury schüttelte hoffnungslos das Haupt und meinte: »ein Weib könne wohl dem Sieger große Schuld verzeihen, — aber der Besiegte, dem der Nimbus des Ruhmes fehle, für diesen sei ihre Liebe mit seinem Falle gestorben.«

König Eduard, welcher indessen die Anstalten zur Erfüllung seines Reihergelübdes mit allem Eifer betrieb, war sinnreich in Erfindungen, seine Gäste an der Abreise zu verhindern; da mit Katharinens Gegenwart immer noch ein Funken der Hoffnung auf ihren Besitz für ihn glimmte: doch der Schwur Philippinens trieb ihn zur Eile bei Ausrüstung der Schiffe an, und es nahte sich nun bald der Tag, an welchem er selbst zum Scheiden gezwungen war, ohne daß all' sein Bemühen ihn nur einen Schritt weiter in der Gunst seiner Angebeteten gebracht hatte. Mit Kummer erfüllt schritt er wenige Tage vor seiner Einschiffung im Garten auf und nieder, sich einem trostlosen Schmerze hingebend, als plötzlich der Gedanke in ihm erwachte: durch einen entscheidenden Schlag sich aus dieser tödtenden Ungewißheit zu reißen. Unangemeldet wollte er in das Heiligthum ihres Closettes dringen, und mit

freier Erklärung sein Geschick in ihre Hände legen, nicht weichend, bis sie mit Bestimmtheit sein Loos entschieden. Mit Begierde hing seine verzehrende Leidenschaft sich an diesen Gedanken der Rettung und bebenden Schrittes eilte er sein Vorhaben auszuführen.

Katharina saß gedankenvoll, das schöne Haupt in die Hand gestützt, am offenen Fenster, durch welches balsamische Düfte über Jasmin- und Rosenbüsche hereindrangen, um sich mit ihres Athems Wehen zu vermählen; ihr Blick hing an einer kleinen goldnen Wolke, welche die untergehende Sonne von ihrem rosigen Gefolge zurückgelassen hatte, doch war auch bald die letzte Feuerlilie verglüht, und ein blauer Duft, Vorbote des glänzenden Sternenmantels, umhüllte die ganze Landschaft.

Leise trat der König in das Gemach, ohne daß Katharina ihn bemerkte, seine Brust bebte von des Herzens ungestümen Schlägen, doch seine Zunge lag in den Banden der Ehrfurcht gefesselt, welche ihre stolze Haltung, ihre reine, fleckenlose Tugend gebot, und es gereuete ihn einen Augenblick, diesen kühnen Schritt, welcher Alles gewinnen, aber auch Alles verderben konnte, gewagt zu haben. Schon wollte er sich ihr nähern, als Katharina, das Fenster verlassend, ihn gewahrte.

In wortlosem Erstaunen stand sie ihm gegenüber, doch Eduard warf sich, Alles vergessend, zu ihren Füßen hin, und schilderte mit der glänzendsten Beredsamkeit, welche je noch ein Herz erweicht, seine schreckliche Leidenschaft, die ihn hinabziehe in eine bodenlose Tiefe, aus der ein schwindelnder Abgrund, alle Denkkraft vernichtend, ihn anstarre; wie er ohne ihre Liebe das kalte, freudenlose Dasein nicht zu tragen vermöge, wie ihr Besitz der einzige Wunsch seines Herzens, ohne sie aber das größte Erdenglück für ihn sich in bittern Spott verwandele, der die volle Nektarschale mit Wehmuth füllt.

»Katharina!« rief er, vom Sturm der Leidenschaft hingerissen, »nicht Liebe, nur eine Hand des Mitleids reicht mir; damit mein Leben eine ferne Sonne der Hoffnung erhelle, welche meine Nacht erleuchtet und erwärmt. Nur eine kleine Gabe des Mitleids! und alle Tugenden ziehen in diesem Herzen ein — das sonst eine Beute finsterer Geister der Unterwelt werden muß!«

»Steht auf, Sire!« entgegnete Katharina mit Hoheit. »Es ziemt Euch nicht vor der Vasallin zu knieen, denn Euch, wie mich, muß diese Stellung erniedrigen! Ihr seid vermählt, Salisbury ist mein Verlobter; jeder Schein von Hoffnung, welchen ich Euch geben würde,

müßte selbst sündig — nur einem sündhaften Gefühle Nahrung geben.«

»Salisbury Euer Verlobter, nicht möglich!« rief der König, bitter lächelnd. »Ein Bild des Jammers lag er von der Stärke meines Armes hingestreckt im Sande; hat wirklich ein Funke für ihn in Eurem Herzen geglüht, dieser Anblick mußte ihn verlöschen.«

»Nach dieser Ansicht« gab Katharina zurück, »dürfte mir nur irgend eine Schmach wiederfahren, und Ihr wäret von Eurer ewigen Liebe, die Euch verzehrt, auf einmal geheilt.«

Eduard biß sich in die Lippen, doch bestürmte er sie vom Neuem, da er den entscheidenden Augenblick immer noch zu seinem Glück zu wenden hoffte. Aber Katharinens reine Tugend versagte ihm selbst jeden Schein der fernsten Hoffnung.

»Verlaßt mich, Sire!« sprach sie mit sanfter Bitte. »Soll Euer Andenken mir werth sein, so kehrt zurück auf die Bahn der Pflicht, die keines Menschen Fuß noch ungestraft verlassen hat! Beglückt die Königin, die mein Dasein verwünschen muß, und bedenkt, daß Gott die Thränen der betrogenen Liebe zählt; glühend fallen sie oft erst auf den Urheber zurück, wenn längst schon Schnee des Alters sein Haupt bedeckt, und keine Reue ist dann vermögend, die Schuld aus

dem Herzen zu tilgen, die zu wachsen scheint, bis unsere Fackel verlöscht. Könnt Ihr mir ein Glück bieten, das ein edles, treues Herz brechen, das mit dem Seufzer der sterbenden Königin besiegelt würde? Kehrt zurück! Das Bewußtsein, noch zur rechten Stunde gut gemacht zu haben, was Ihr verschuldet, wird Euch beruhigend über alle Stürme des Lebens tragen, denn mit strenger Wage wird von der Vorsehung, im Guten wie im Bösen, Vergeltung zugewogen, und ich werde segnend an diese Stunde zurückdenken, wo meine Hand ein edles, aber verirrtes Herz auf den Pfad der Pflicht zurückgeleitet.«

»Liebt Ihr Salisbury?« fragte Eduard.

»Ich achte ihn hoch!« entgegnete Katharina. »Jenes stürmische Gefühl, das so oft zu unbesonnenen Handlungen hinreißt, das die Menschen Liebe nennen, ist mir fremd; Salisbury besitzt alle Tugenden, welche an einem Manne mir wünschenswerth erscheinen, und ich glaube glücklich mit ihm zu sein.«

Lange stand der König zögernd, denn obwohl er sich nun vollkommen überzeugt hielt, daß jede Bemühung an Katharinens strengen Begriffen von Tugend und Ehre scheitern würde, so suchte er doch die seligste Stunde seines Lebens, wo er ohne Zeugen, nur von

den Sternen des Himmels beneidet, sich allein ihr gegenüber befand, so viel als möglich zu verlängern.

»Katharina!« rief er, vom Gefühle des Schmerzes überwältigt, »ich schwöre es zu Gott! Euer Wille soll das heiligste Gesetz meiner Zukunft sein! aber laßt mich einen Trost mit in den Kampf eines freudenlosen Daseins nehmen, sprecht: wenn ich nicht vermählt wäre, wenn Salisbury nicht wäre, würdet Ihr auch dann mich verschmähen?«

»Ich weiß es nicht!« sagte Katharina nach kurzem Schweigen.

Der König ließ sich auf ein Knie nieder und ergriff ihre Hand, sie an seine Lippen drückend; eine Thräne perlte über seine Wangen.

»Nichts, auch nicht den leisesten Schein von Gunst hat mein heißes Flehen Euch abgerungen,« sprach er, »und meine Bewunderung grenzt an meine Liebe; denn ich glaube, daß die Natur Euch aus reinerem Stoffe gebildet, und ein Engel Euch mit seinem Hauch beseelt hat; doch eine Bitte gewährt dem Scheidenden: gebt mir ein Andenken an diese bittersüße Stunde!« —

Katharina nahm eine himmelblaue Schleife von der Brust, welche Eduard auf seinem Herzen verbarg. Noch ein Mal sah er flehend zu ihr empor, doch sie

wandte sich ab — und den Scheidekuß auf ihre Hand drückend, stürzte er fort.

Wie aus einem schweren Traume erwachend, seufzte Katharina aus beklemmter Brust und flüsterte leise, als wollte sie es selbst nicht hören: »Das war eine harte Prüfungsstunde! Salisbury — ein gebrochenes, aber treues Herz werde ich Dir zum Opfer bringen!« — Sie nahm ihren Platz am Fenster wieder ein; das Haupt sinnend in die Hand gestützt, schauete sie lange in die blaue Ferne hinaus, als schon die Sterne anfingen zu erbleichen und ein kühler Morgenwind mit ihren Locken spielte.

Die Schiffe waren ausgerüstet und der Tag zur Abfahrt schon bestimmt, als Gautier von Mauny im Gemach Johanna's von Montfort stand und verlegen mit den Fransen seiner Schärpe spielte, denn er wollte von der Dame seines Herzens nicht ohne Abschied und Hoffnung scheiden, und doch fehlte es ihm an Muth und Worten, diese Gelegenheit zu benützen. Auf verschiedene Anreden sinnend, wurde er plötzlich, ohne zu einem Resultate gekommen zu sein, überrascht, da die Flügelthüre sich öffnete und Johanna rauschend aus ihrem Kabinet trat.

»Nun, Ritter! Ihr gedenkt uns zu verlassen?« sprach sie, nachdem sie lange auf eine Anrede vergeblich gewartet hatte. »In Frankreich soll es sehr schöne Frauen geben!«

»Ja, Dame!« entgegnete Mauny, »deswegen gehe ich aber nicht hin, sondern um mir Ruhm und Ehre zu erwerben, meiner Pflicht als Vasall des Königs nachzukommen und mein Gelübde zu erfüllen.«

»Man sagte doch, der König zürne Euch eines gewissen Vorfalls auf der Galerie wegen!« forschte Johanna.

»Das war freilich ein verdrüßlicher Handel!« sagte Mauny treuherzig, »doch ist er so auf höfische Art beigelegt worden, denn der König wollte dem Einen wie dem Andern nicht weh thun. Nun, Fauquemont hat bereut und Artois kommt mir schon noch einmal vor die Klinge.«

Eine Pause erfolgte, in welcher sich Johanna an des Ritters Verlegenheit ergötzte, da er vergebens nach einem Faden der Unterhaltung suchte, der ihn auf das gewünschte Thema bringen sollte. Mauny aber grollte im Herzen mit sich selbst, da er von jeher Waffenspiel, Jagd und Turnier jeder sanftern Ergötzung im Kreise der Frauen vorgezogen hatte, weshalb er nun gleichsam in einer fremden Sphäre sich befand. Doch sein

gerader Sinn, gewöhnt den gordischen Knoten zu zerhauen, welchen er nicht zu lösen vermochte, ertrug nicht lange dieses peinliche Gefühl, und mit keckem Muth ging er auch hier nach kurzer Ueberlegung seinem Schicksal entgegen.

»Dame!« fing er, das Schweigen unterbrechend, an, »Ihr wißt, was soll ich lange auf Umwegen zum Ziele schleichen, Ihr wißt, daß ich Euch von ganzem Herzen liebe und daß es mein heißester Wunsch ist, Euch zu meiner Hausfrau zu machen. Treu bin ich bis zum Tod, das schwör ich Euch bei meinem Schwerte, und gut und vornehm, wie es Euerm Stand und Schönheit geziemt, will ich Euch halten. Die schönsten Falken zur Jagd und einen Renner sollt Ihr haben, der den Vogel im Fluge einholt. Wollt Ihr es nun mit mir wagen und seid Ihr mir nicht gram, so sagt mir's rund heraus, denn ich bin nun lange genug auf dem Anstand gewesen, um das edle Wild meines Herzens zu fangen.«

Erröthend stand Johanna dem kühnen Bewerber gegenüber, denn solch schnelle Wendung kam ihr unerwartet, da sie bei seiner bisher bewiesenen Schüchternheit ihm den Muth nicht zugetraut hätte.

»Ritter!« entgegnete sie, »ich schätze Euch, doch Liebe will erst verdient werden; der Weg durch das

Leben ist eine weite und beschwerliche Reise; es ist also für uns Frauen immer eine bedenkliche Sache, einen Gefährten zum langen Weg zu wählen, die wohl überlegt und geprüft werden muß.«

»Sprecht lieber: das Leben ist eine Jagd, als eine Reise,« sprach Mauny, Muth gewinnend; »denn Reisen ist wohl nur mehr mit Beschwerden und Langweile verknüpft, dagegen die Jagd ein kräftiges Bild des Lebens ist. Man zieht aus in den freien Wald der Jugend, wo Alles, was unser Auge sieht, im Grün der Hoffnung gekleidet ist; man zielt nach dem Glücke, neckend springt es von Felsen zu Felsen; oder der sichere Pfeil trifft mit Leichtigkeit einen Edelhirsch, während ein anderer gleichgeübter Jäger, durch seinen Unstern geblendet, nach tagelanger Mühe kaum einen Hasen oder ein Eichhorn erjagt. Endlich wird es Herbst, die Blätter fangen an zu welken und mit dem fallenden Laube fängt die Jagd an beschwerlicher zu werden; denn es gilt nun, Wölfe, Bären und wilde Schweine zu fällen; das lachende Grün der Jugend ist verschwunden, Sturm, Regen und Kälte treten ein, und man muß jedes Ziel erst mit unzähligen Beschwerden erkaufen, bis endlich der starre Frost des Alters kommt, wo man ermüdet einschläft. Aber bei all dem ist das Leben eine Leidenschaft, die, gleich der Jagd, Niemand

lassen kann und die immer erfreuliche Seiten hat, wenn man sie nur zu finden weiß. Wagt es also immerhin mit mir, es soll Euch nicht gereuen! Habt Ihr doch schon den Pfeil der Liebe in mein Herz gesendet, soll ich verbluten an der Wunde im fernen Frankreich, wo keine Kunde mir wird, ob Ihr noch meiner gedenkt?«

Schmeichelnd ergriff er ihre Hand und blickte mit seinen treuen Augen sie so bittend an, daß sie, unvermögend länger zu widerstehen, versprach: die Seine zu werden, sobald er glücklich sein Reihergelübde gelöst haben würde.

Mit Jubel vernahm er die seligen Worte und im Uebermaße des Entzückens glaubte er das Versprechen durch eine innige Umarmung besiegeln zu müssen; eben hatte er der Sträubenden einen glühenden Kuß auf die Lippen gedrückt, als die Thüre sich weit öffnete und die Königin erstaunt auf der Schwelle stehen blieb.

Erschrocken fuhr das Paar auseinander; Johanna warf einen zürnenden Blick auf Mauny, der in großer Verlegenheit dastand und sich nicht zu entschuldigen wußte; verwirrt nahm er Abschied; verstimmt, kalt wurde er entlassen. In Gedanken sich Vorwürfe machend, stieg der Ritter die Treppe hinab, indem er sich nun zu spät sagte, wie er hätte handeln sollen,

um die Geliebte aus der Verlegenheit zu ziehen, und wie sie mit Recht auf ihn zürne. Johanna aber ward von der Königin gescholten, daß sie, immer noch ein Geheimniß aus ihrer Liebe machend, die Art und Weise Mauny's kennend, ihn nicht so schnöde hätte ziehen lassen sollen, da er leicht in Frankreich eine Dame finden könnte, welche seinen geraden Biedersinn mehr zu würdigen wisse als sie.

Zwei Tage nachher schiffte sich der König nebst seiner Gemahlin mit seiner ganzen Ritterschaft ein; noch ein Mal wollte Eduard die Geliebte sehen, um seinem Herzen einen schwachen Schein von Trost zu gewähren, doch Katharina hatte sich eingeschlossen, und selbst Salisbury, welcher reuevoll um Versöhnung bat, mußte sich mit dem Abschiedsgruß durch fremden Mund begnügen. Glücklicher war Mauny; voll Sorge, daß der Mann ihrer Wahl, von ihrem Benehmen abgestoßen, sie nun in der Ferne vergessen möge, schritt Johanna in den dunkeln Laubgängen des Gartens auf und nieder, als mit freudiger Ueberraschung Mauny an der Seite seines Freundes, Johann von Baumont, auf sie zutrat. Dankbar pries sie im Herzen das Spiel des Zufalls, während Mauny's aufrichtige Freude laut sich in Danksagungen gegen des Glückes Walten

ergoß. Lange wandelten sie in den schattigen Gängen mit Plänen der Zukunft und Verheißungen gegenseitiger Treue beschäftigt, ohne zu bemerken, daß Johann von Baumont, die Entbehrlichkeit seiner Unterhaltung einsehend, sich leise entfernt hatte, bis endlich die Trennungsstunde schlug und sie sich das letzte Lebewohl sagen mußten.

Von tausend Segenswünschen begleitet, segelte die Flotte in das spiegelglatte Meer hinaus, und manch liebend Auge verfolgte thränenerfüllt die Fahrt, bis am fernen Horizont der letzte Punkt verschwand.

Ohne große Widerwärtigkeiten kamen sie zu Antwerpen an, wo die Königin einem Prinzen das Leben gab, welcher in der Taufe den Namen: Löwe von Antwerpen, empfing. Nach kurzer Erholungszeit brach das Heer nach Frankreich auf. Mauny aber, welcher, seinem Gelübde zufolge, der Erste auf Frankreichs Boden sein wollte, sammelte vierzig bis funfzig der tapfersten seiner Gefährten, ritt Tag und Nacht durch Brabant, bis er nach Hennegau kam, wo er Rast machte, um Montaigne, die erste Stadt auf französischem Gebiete, zu überfallen und zu erobern, welches ihm auch gelang; jedoch ging dieser Ort in Flammen auf, wonach er sich dann des Schlosses Thui bemächtigte, das zu Cambrai gehört. Die englische Armee

war indessen nachgefolgt, und es eröffnete sich die Kriegsscene, in welcher mit abwechselndem Glücke gefochten wurde. Den Sieg an seine Fahnen gefesselt, streifte Mauny mit seinen Anhängern durch Frankreich, nahm Aiguillon, befestigte es und vertheidigte sich mit der glänzendsten Tapferkeit. Umsonst suchte der Herzog der Normandie ihn aus seiner vortheilhaften Stellung zu bringen; gezwungen, den Rückzug anzutreten, fielen noch mehrere Ritter in Mauny's Hände; von diesen hörte er die Fortschritte Eduard's, den Sieg, welchen er zu Creci davongetragen, und wie er nun so eben sich anschicke, Calais zu belagern. Mauny, welcher sehnlichst wünschte, nun unter des Königs Panner zu fechten, bot einem der Gefangenen, welcher ein Günstling des Herzogs der Normandie war, die Freilassung an, wenn er ihm von diesem einen Geleitsbrief verschaffen würde, mit welchem er ungehindert und allein zum Heere des Königs reisen könnte; sollte er aber den Geleitsbrief nicht erhalten, so mußte der Gefangene sich wieder stellen. Wirklich erhielt dieser Ritter das verlangte Schreiben, und Mauny eilte, von Ungeduld beflügelt, nach Calais zu; in Orleans aber nahm man ihn in Verhaft und führte ihn nach Paris, wo ihm Philipp von Valois das Haupt abschlagen lassen wollte. Ueber diese Verletzung seines

Wortes auf das Aeußerste entrüstet, eilte der Herzog der Normandie nach Paris, verlangte Mauny's Freilassung und drohte, als ihm diese verweigert wurde, nicht allein nie mehr die Waffen gegen Eduard zu ergreifen, sondern auch den ganzen Adel von der Theilnahme des Krieges abwendig machen zu wollen. Diese Drohung wirkte; Mauny erhielt nicht allein die Freiheit, sondern wurde auch noch mit Geschenken von Philipp überhäuft, welche er aber nur unter der Bedingung annahm, wenn es sein König erlauben würde.

Mit großem Jubel ward Mauny im Lager Eduard's empfangen, doch wollte dieser Monarch nicht, daß Mauny die französischen Geschenke behalten sollte, da er selbst reich und mächtig genug sei, die Treue und Tapferkeit seiner Ritter zu belohnen. Eduard glaubte Mauny nicht besser ehren zu können, als wenn er ihm den Oberbefehl bei der Belagerung von Calais übertrug. Beinahe ein ganzes Jahr hielt er diese Stadt eingeschlossen, als die Einwohner, vom Hunger gequält, endlich sich zu ergeben und um Gnade zu flehen gezwungen waren. Eduard aber, erzürnt über den langen Widerstand, verlangte das Blut dieser Franzosen; Mauny's Menschenliebe war ihre einzige Hoffnung.

»Gnädigster Herr!« sagte er zu dem König mit

seiner gewohnten Treuherzigkeit, »Ihr könntet wohl Unrecht haben, denn Ihr gebt ein sehr übles Beispiel, wenn Ihr diese Leute umbringen laßt; denn schickt Ihr uns in einen Eurer festen Plätze, so würden wir nicht gern hingehen, weil man uns in ähnlichen Fällen auf gleiche Art behandeln würde.«

Von diesem Beispiele aufgemuntert nahmen alle Ritter die Partei der Einwohner von Calais.

»Ich will nicht gegen Alle sein!« antwortete Eduard, aber er gab nur unter der Bedingung nach, daß sechs der angesehensten Bürger mit einem Strick am Halse kommen, die Schlüssel der Stadt überreichen und für die übrigen die Strafe erleiden sollten.

Eustach von Saint Pierre stellte sich mit seinen fünf Gefährten, in heroischer Aufopferung würdig des alten Roms, den kalten Tod zur Rettung der Einwohner zu leiden. Vergebens beschwor Mauny den König, durch diese Grausamkeit seinen Ruhm nicht zu beflecken, vergebens verwendeten alle Ritter sich für diese sechs unglücklichen Schlachtopfer, deren Edelmuth rührende Bewunderung erregte. Ihr Tod war beschlossen. Da stürzte weinend sich die Königin zu Eduard's Füßen, umklammerte in höchster Angst seine Kniee, da das Zeichen zur Hinrichtung schon gegeben war, und bat ihn, bei dem Leben seiner Kinder, diese

Schuld nicht auf sich zu laden. Lange blickte er sie finster und schweigend an, eine Wolke schien von einem Sonnenblick besserer Gefühle auf seiner Stirn sich zu zertheilen, und die Königin aufhebend sprach er: »Wohlan! das Leben sei ihnen auf Euere Bitte geschenkt.«

Nachdem er von Calais Besitz genommen und ein Waffenstillstand abgeschlossen war, wurde des Herzens Sehnsucht, von dem kriegerischen Treiben bisher übertönt, wieder wach, und er verlangte zurückzukehren nach dem geliebten England, das seine heißen, aber unerreichbaren Wünsche umschloß.

Einsame Tage lebte indeß Johanna von Montfort auf ihrem Schlosse und nur höchst selten, daß sie einmal einen Ritt durch die nächste Gegend machte, da ihr nun Alles öde und ausgestorben erschien; denn die ganze Blüthe des Adels und der Ritterschaft war mit Eduard's Flotte nach Frankreich gesegelt, wodurch alles rege Leben gleichsam aus England entflohen war.

Doch nicht lange dauerte dieses Stillleben Johanna's, in welchem ihre geschäftige Phantasie sich tausend Bilder des Wiedersehens und des Glückes entwarf; denn Carl von Suffolk, welcher eine Stiefschwester von ihr geheirathet hatte, machte nun An-

sprüche auf die Grafschaft Montfort und suchte die Abwesenheit aller ihrer Freunde und Verwandten zu benützen, indem er sie aus ihrem Erbe treiben wollte; doch mit Muth und Entschlossenheit griff Johanna zu den Waffen und vertheidigte in eigener Person ihr Eigenthum mit vieler Ausdauer und Standhaftigkeit. Sie hatte Boten über das Meer nach Frankreich gesendet, um den König von ihrer bedrängten Lage zu unterrichten und um Beistand zu bitten; denn in ihrem Schlosse Hennebon, von den Feinden belagert, sah sie sich bald von aller Hülfe entblößt und ohne Hoffnung, Entsatz zu bekommen. Doch Eduard schickte sogleich zu ihrer Rettung eine Flotte ab, über welche Mauny den Oberbefehl erhielt. Schreckliche Stürme verzögerten die Ankunft desselben, und während er gegen Wind und Wellen kämpfte, brachten die Belagerer die Veste auf das Aeußerste. Johanna hatte ihre Getreuen zum Kriegsrath versammelt und alle riethen zur Uebergabe, da an längere Vertheidigung nicht zu denken sei. Trostlos schweifte das Auge Johanna's hinaus auf das Meer, welches man vom Fenster aus überschauen konnte; indem gewahrte sie nahende Schiffe am Horizont und bebend vor Freude rief sie: Seht, o seht! es naht die gewünschte Hülfe!

Neuer Muth beseelte die Besatzung, und, die letz-

ten Kräfte aufbietend, hielt sie sich noch, bis Maunn mit seiner Flotte anlangte. Bald war es seinem sieggewohnten Arm gelungen, die Feinde zu schlagen und zu zerstreuen, und mit unendlicher Wonne empfing Johanna den Geliebten, der zugleich als Retter gekommen war. Wenige Tage nachher sprach der Priester den Segen über den Bund der Glücklichen.

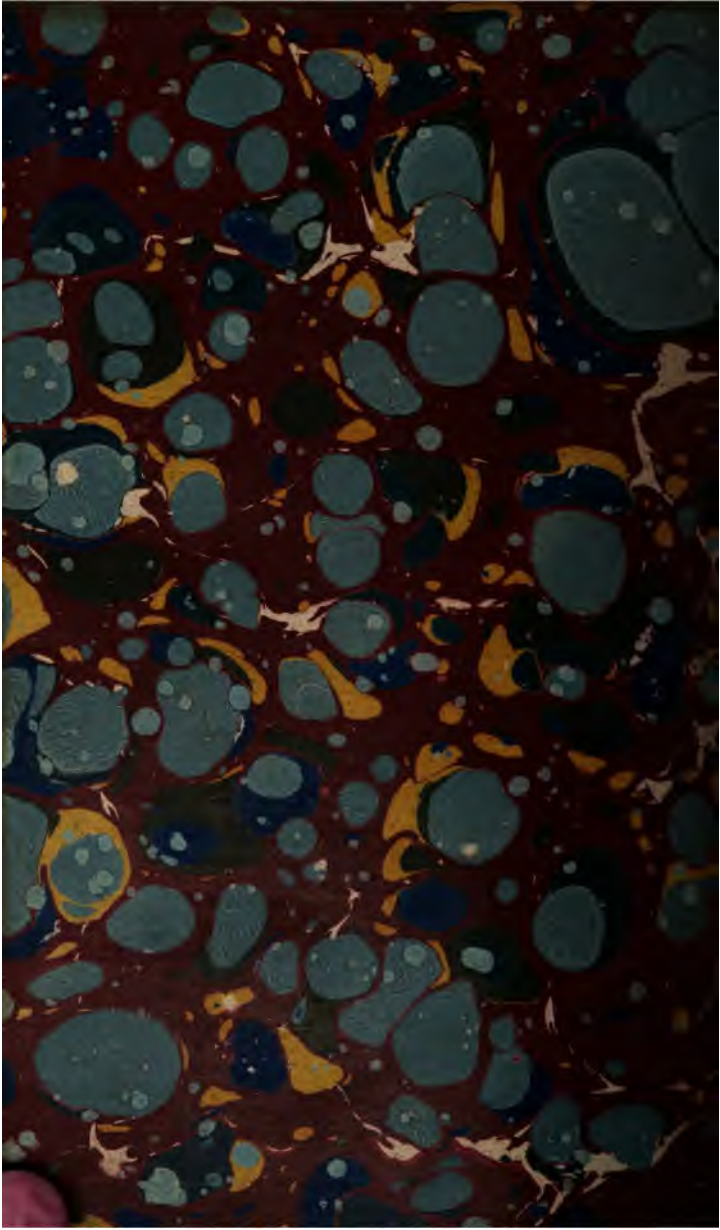
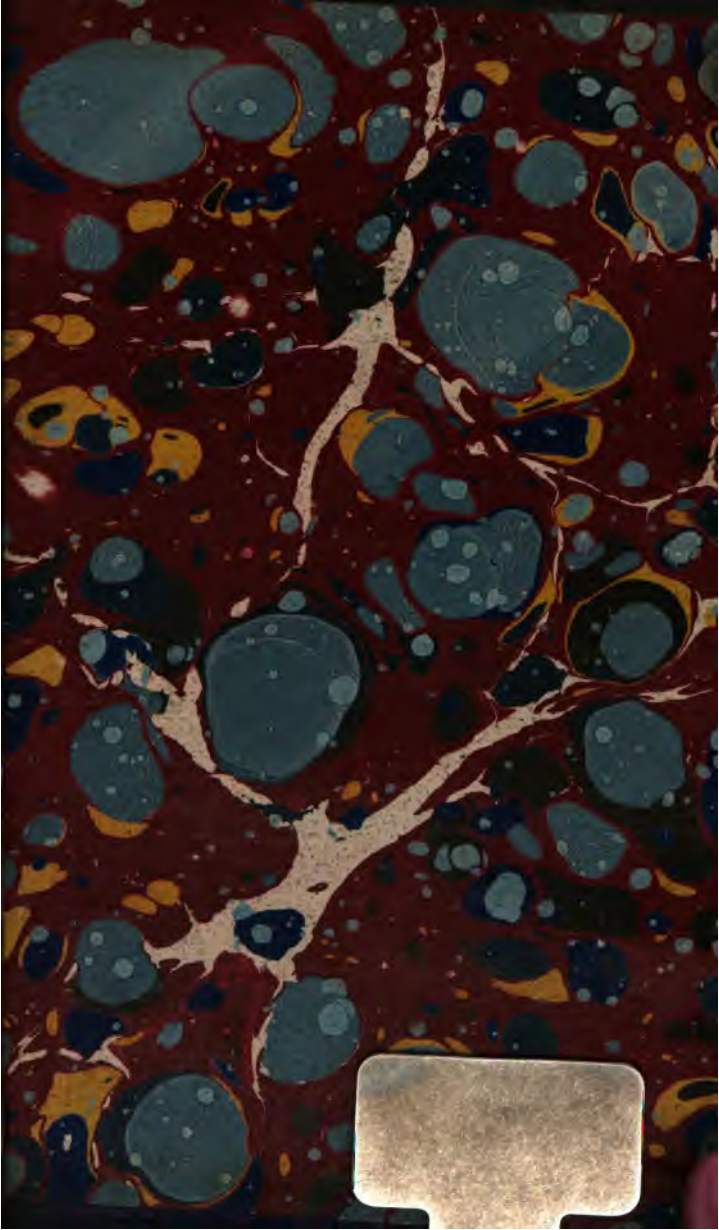
Eine unzählige Menge von Menschen stand am Ufer, als Eduard mit seiner Flotte in der Heimath landete. Jedes eilte, seinen rückkehrenden Freund, Bruder, Geliebten oder Gatten zu bewillkommnen, und die Lüfte trugen in weite Ferne den frohen Jubel der Wiedervereinigten. Mancher aber schlich weinend aus dem Kreise der Glücklichen, denn für ihn hatte Freude in Leid sich verkehrt, da sein Erwarteter auf dem Felde des Ruhmes sanft unter grünendem Lorbeer gebettet schlief und die Hoffnung des Wiedersehens erst jenseits des Grabes winkte. Andere schritten gelähmt oder mit verbundenem Kopf durch die Menge, um ihre Lieben herauszufinden, in deren Armen sie nun Pflege und Heilung hofften. Auch Robert von Artois, durch sein Reihergelübde der Anstifter dieses langjährigen Krieges, blutete aus vielen Wunden, welche er bei

Vannes erhalten hatte, und mußte auf einer Bahre nach London getragen werden, wo er wenige Tage nach der Landung starb. Eduard ließ ihn mit aller Pracht, welche einem Fürsten gebührt, in der Pauls-Kirche begraben, und sein stolzes, rachsüchtiges Herz mußte in der Wohnung des ewigen Friedens schlummern, ohne sein Ziel erreicht zu haben.

Fauquemont hatte das englische Heer verlassen, um nach dem gelobten Lande zu ziehen, und Salisbury war in Frankreich in Gefangenschaft gerathen. Doch Eduard, hoffend, durch Großmuth das Herz der schönen Granston zu rühren, versäumte keinen Augenblick, ihn gegen andere Gefangene auszuwechseln; allein kurze Zeit nach seiner Rückkehr reichte ihm Katharina die Hand und zog sich mit ihm auf sein Schloß zurück, bis die Fortsetzung des Krieges seine Gegenwart beim Heere wieder nöthig machte. Lange Jahre dauerte der Kampf zwischen Frankreich und England noch fort; selbst als Philipp von Valois starb und sein Sohn Johann den Thron bestieg. Erst unter Karl V. ward 1360 zu Bretigny Frieden geschlossen; Mauny mußte nebst mehreren Großen des Reichs den Akt mit unterzeichnen.

Aber keine Zeit war vermögend, die Leidenschaft für die nunmehrige Gräfin Salisbury aus Eduard's

Herzen zu verlöschen; die Königin stets mit zarter Achtung behandelnd, weinte er ihrem Andenken aufrichtige Thränen, als das Grab in seinem stillen Schooße die gebeugte Rose aufnahm; doch seine Liebe und Sehnsucht nach der Unerreichbaren glühte in seinem Herzen fort, bis auch er den stillen Frieden gewann, wo jede irdische Leidenschaft verstummend sich auflöst in des ewigen Lichtes Seligkeit.

Leipzig, gedruckt bei W. Haack.

60613137